

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 46

31. Januar 1999

Nr. 1

Die Goldammer – Vogel des Jahres 1999

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Die Goldammer ist wie die Feldlerche von der Intensivlandwirtschaft bedroht. Die Art gilt bei uns noch nicht als gefährdet. In strukturreichen Lebensräumen sind die Bestände stabil oder nach Anpflanzungen leicht ansteigend. Andere Regionen melden jedoch erhebliche Bestandsrückgänge. Hauptursachen sind hier die Ausräumung der Landschaft und der hohe Einsatz an Spritzmitteln. Mit dieser Wahl werben der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern für eine naturnahe Landbewirtschaftung und für den Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft.

Verbreitung: Das Verbreitungsgebiet der Goldammer erstreckt sich von den Britischen Inseln ostwärts bis nach Mittelsibirien. Die flächendeckende Besiedlung reicht in Skandinavien bis 67° N. Im Süden werden, wegen der geringen Hitzetoleranz, die tieferen Lagen gemieden. Hier zieht das geschlossene Siedlungsgebiet von Nordspanien bis zur westlichen Schwarzmeerküste und von dort schließlich zum Südrand des russischen Waldsteppengürtels. In Baden-Württemberg brütet die Goldammer in allen Landesteilen. Die Höhengrenzen der Brutplätze liegen in Mitteleuropa zwischen 1200 und 1800 m.

Kennzeichen und Gesang: Die im Volksmund als Gelbling, Ammeritz oder Bauernkanari bezeichnete langschwänzige Ammer ist mit etwa 16,5 cm größer als ein Sperling. Charakteristische Kennzeichen sind die mehr oder weniger stark ausgeprägten Färbungen an Kopf, Hals und Brust, der rotbraune Bürzel, das Weiß an den äußeren Steuerfedern sowie die hellgelbe oder olivbraune Strichelung an Kopf und Brust. Sie ist im Gelände leicht auszumachen. Sie singt gewöhnlich von einer Busch- oder Baumgruppe, von einem Leitungsdraht oder vom First eines Schuppens. Ihr Lied wird oft mit „Wie, wie, wie hab ich dich lieb“ umschrieben. Die Strophen erklingen vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Die jahreszeitliche Gesangsperiode ist ebenfalls sehr lang. Sie dauert von Ende Februar bis in den Herbst hinein. Der Gesang ist einfach strukturiert. Er besteht aus einer Folge von fünf bis zwölf gleichen Silben, auf die oft ein höheres Element und häufig ein tieferer langgezogener Schlußteil folgen. Die Lautstärke nimmt gegen Ende der Strophe zu.

Die singenden Männchen unterscheiden sich in den Silben der Eingangsphase sowie in der Länge der Hoch- und Schlußteile. Die individuellen und regionalen Dialekte variieren in der Frequenzhöhe sowie in der Reihenfolge der auf den Anfang folgenden Phasen. Neben dem Gesang, der in erster Linie zur Revierabgrenzung oder zum Anlocken eines Weibchens dient, gibt es noch eine ganze Reihe von Warn- und Lockrufen. Auffallend sind z. B. beim Abfliegen Doppellaute wie *zurück* oder nur ein hartes *zick*. Der Reviergesang mit seinen mehrfach wiederholten Silben (s. Klangspektrogramme) eignet sich besonders gut zur seriellen Komposition. Der französische Musikkomponist Olivier Messiaen hat in seinem *Katalog der Vögel* in dem Klavierstück *Der Mäusebussard* den Gesang der Goldammer zusammen mit anderen Vogelstimmen in mehreren Sätzen vertont. Dabei wiederholen sich die Notenbilder des Goldammergesangs (s. Goldammermo-

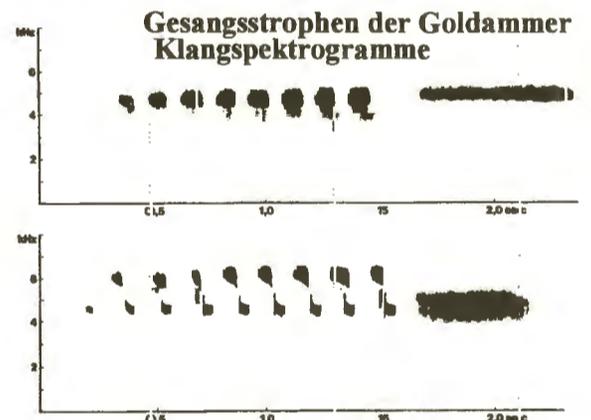
tiv) mit denjenigen des Mäusebussards, des Buchfinken oder der Misteldrossel. Auch in der Literatur wird die Goldammer erwähnt, allerdings weniger häufig wie die Feldlerche oder die Nachtigall. So z. B. in dem Gedicht *An meinen ältesten Sohn* von Wilhelm Lehmann.

Wanderungen und Zug: Die Goldammer in unserem Gebiet sind überwiegend sogenannte Stand- oder Strichvögel, d. h. sie gehören zu Arten, die das ganze Jahr in ihrem Brutgebiet verbringen oder außerhalb der Brutsaison in nächster Umgebung zum Brutareal umherstreifen. Kurzfristige größere Zugbewegungen gibt es nur bei Kälteeinbrüchen oder bei starken Schneefällen. Die Zuordnung ist jedoch sehr unscharf. Angehörige derselben Population sind oft auch Kurz- bis Mittelstreckenzieher. Die Winterquartiere liegen dann in Südf frankreich, Oberitalien und Südspanien.

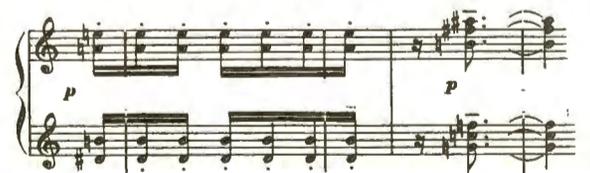
Entstehung des Lebensraumes: Die Goldammer ist in West- und Mitteleuropa ein Kulturfolger. Die Umwandlung der Natur- in die Kulturlandschaft war ein langer Prozeß. Der Einsatz des eisenbeschlagenen Pfluges ab etwa 500 v. Chr. machte eine Ausweitung der landwirtschaftlich genutzten Fläche möglich. Der Anteil des Waldes war trotzdem noch sehr hoch. Dieser nahm nach der römischen Eroberung in Süddeutschland erheblich ab. Eine erneute Zunahme gab es nach dem Abzug der Römer und durch eine Klimaverschlechterung gegen 500 n. Chr. Starke Bevölkerungszunahmen im 9. und 10. Jahrh., eine Klimaverbesserung, der Anbau von Faser- und Färberpflanzen (Flachs, Hanf, Färberwaid und Färberröte) sowie zahlreiche nichtagrarische Wirtschaftszweige wie die Gewinnung von Eisen und Buntmetallen und die Glasherstellung führten zu umfangreichen Rodungen. Die landwirtschaftliche Nutzfläche hatte um 1300 die größte Ausdehnung, und der Anteil des Waldes ging damals auf etwa 30 Prozent zurück. In dieser Periode besiedelten zahlreiche Pflanzen- und Tierarten, darunter auch Ammern, die neuen Kulturflächen.

Die Goldammer kommt also überall dort vor, wo die Landschaften mit Strukturelementen wie Büschen, Hecken, Feldgehölzen und Baumreihen reich gegliedert sind. Sie singt in Jungwaldbeständen, in Vorwäldungen mit viel Unterholz, an Dämmen, Böschungen, Wegrändern sowie in Kies- und Tongruben. Sie ist ein typischer Bewohner von Saumbiotopen.

Brutbiologie: Die ersten Goldammer-Männchen sondern sich bereits im Februar, wenn die Temperaturen über den Gefrierpunkt steigen und vorhandene Schneemassen abschmelzen, von den winterlichen Schwärmen ab und beginnen zu singen. Die Teilzieher kehren von



Goldammermotiv nach O. MESSIAEN

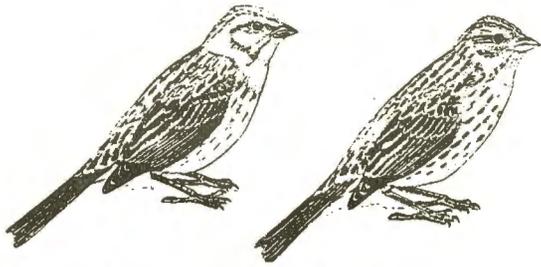


Aktuell

Donnerstag, 11. Februar 1999, Landratsamt-Sitzungssaal, 18 Uhr. Prof. Erwin Schneider, DIA-Rückschau zur **Exkursion Bozen**, Südtirol-Trient vom September 1998. Eintritt frei!

Donnerstag, 18. Februar 1999, Landratsamt-Sitzungssaal, 18 Uhr. Hans Kratt: DIA-Rückschau zu der von ihm selbstgeführten **Exkursion Aschaffenburg** vom Juni 1998. Eintritt frei!

Donnerstag, 11. März 1999, Landratsamt-Sitzungssaal, 18 Uhr, Alfred Munz: DIA-Rückschau mit Bildern von Egon Jauch zur **Exkursion Bremen** vom Mai 1998. Eintritt frei!



Goldammern: Männchen links, Weibchen rechts

Februar bis April in die Brutgebiete zurück. Die Revierabgrenzungen und Paarbildungen setzen in der Regel im März ein, können aber bis Juni andauern. Der Partnerwahl geht das Scheinpicken voraus. Dieses Verhalten äußert sich darin, daß Männchen und Weibchen in gebückter Haltung, mit gestäubtem Körpergefieder und mit leicht hängenden Flügeln auf einer wenige Quadratmeter großen Fläche herumlaufen. Dabei picken sie immer wieder kleine Halmstücke oder Steinchen auf und lassen sie wieder fallen. Die Zeremonie endet mit dem Abflug eines Partners. Die Vorgänge dienen der gegenseitigen Gewöhnung und sie führen schließlich zur Paarbildung.

Die Wahl des Nistplatzes, der Nestbau und die Bebrütung obliegen dem Weibchen. Das Nest kann sich am Boden unter Grasbüscheln oder im Wurzelbereich von Bäumen befinden oder in Zweigen von Büschen und in Astgabeln angelegt sein. Die über dem Boden gebauten Nester, im Mittel in einer Höhe von 50 cm, sind häufig in jungen Fichten sowie in Him- und Brombeersträuchern. Das Baumaterial des napfförmigen Nestes, das in vier bis acht Tagen fertiggestellt wird, besteht aus trockenen Grashalmen, Blättern, Rindenspänen und Moosen. Das Gelege umfaßt drei bis sechs unterschiedlich gefärbte Eier. Die Bandbreite reicht von weiß bis rötlichbraun. Die Jungvögel schlüpfen nach einer Brutdauer von etwa 13 Tagen. Beide Altvögel füttern die Jungen mit Insekten bzw. deren Larven zuerst aus dem Kropf und später aus dem Schnabel. Im Alter von neun bis vierzehn Tagen verlassen die Jungvögel, zunächst noch flugunfähig, das Nest und zerstreuen sich in der Nest-Umgebung. Auch in dieser Phase übernehmen die Altvögel die Fütterung der Jungen. Diese können mit etwa 16 Tagen fliegen und mit 17 bis 18 Tagen sich selbst ernähren. Verzehrt werden neben Insekten auch schon reife und halbreife Samen. Im Winterhalbjahr überwiegt dann die pflanzliche Kost mit Getreidekörnern (Hafer und Gerste werden bevorzugt) und Samen von Gräsern und Kräutern. Die Goldammern ziehen in der Regel zwei Bruten auf.

Art	Gefährdung
Goldammer	nicht gefährdet; Bestände: in BW, 300.000 Brutpaare; in der BRD, 2 Mio. Paare; in Europa, zwischen 23 und 125 Mio. Paare
Grauummer	in der Roten Liste Kategorie 2: stark gefährdet
Rohrammer	nicht gefährdet; lokale Abnahmen, sonst stabile Bestände
Zaunammer	in der Roten Liste Kategorie 2: stark gefährdet
Zippammer	in der Roten Liste Kategorie 1: vom Aussterben bedroht
Ortolan	in der Roten Liste Kategorie 2: stark gefährdet

Art	Lebensraum
Grauummer	spät gemähte Wiesen mit eingestreuten Büschen; Brachflächen; Ruderalflächen; Grünstreifen an Straßen und Fließgewässern
Rohrammer	aufgelockerte Schilfflächen mit Büschen und Bäumen wie Erlen, Weiden, Faulbäume.; Feuchtwiesen mit Büschen durchsetzt; Verlandungsvegetation langsam fließender Gewässer
Zaunammer	sonnige Hanglagen mit nicht geschlossener Krautschicht und mit einzelnen Bäumen und Sträuchern als Sitz- und Singwarten
Zippammer	steile, trockenwarme Hanglagen, die mit Büschen durchsetzt oder nur licht bewaldet sind; kurzgrasige Viehweiden mit Blockschutt und Ginster; nicht sehr gepflegte Weinberge
Ortolan	trockenwarme, z. T. kleingekammerte Gebiete mit Getreide- oder Hackfruchtäckern, die von Feldgehölzen, Bäumen oder Büschen umgeben sind oder die an Eichen- oder Kiefernwaldbeständen grenzen

Die Verwandten: Im Raum Balingen brüten zwei weitere Ammerarten, die stark gefährdete Grauummer und die Rohrammer (Tab. 1). Die Grauummer, erkennbar an ihrem Lied, das wie das Klirren eines Schlüsselbundes klingt, bewohnt die Glatthaferwiesen zwischen Balingen und Geislingen sowie die Brachflächen der Domäne *Bronnhaupten*. Der Bestand ist mit etwa 15 bis 20 Brutpaaren recht hoch. Die Brutbiotope liegen mehrheitlich in Wiesen, die zum Artenschutzprogramm *Braunkehlchen* gehören. Die Rohrammer bevorzugt lichte Schilfbestände und Verlandungszonen, Niedermoore und Feuchtwiesen mit randlichem Weidendickicht. Sie brüdet in den Naturschutzgebieten im Gewann Gnagen und auf dem Heuberg in den Schieferseen.

Die hauptsächlich im Mittelmeerraum vorkommenden Arten wie Zaun- und Zippammer sind in Deutschland stark gefährdet bzw. vom Aussterben bedroht. Sie besiedeln hier sonnenreiche Regionen wie die Oberrheinische

Tiefebene oder hochgelegene Hänge der Rheinseitentäler. Auch der stark gefährdete Ortolan braucht warme, nicht zu schwere Böden mit Getreide- und Hackfrüchten. Die Felder sollten möglichst an Wälder grenzen oder mit Baum- oder Buschgruppen durchsetzt sein. Der Zugvogel ist im Osten Deutschlands häufiger anzutreffen (Tab. 1).

Gefährdung und Schutzmaßnahmen: Der nach 1950 einsetzende tiefgreifende Strukturwandel in der Landwirtschaft ließ aus bäuerlichen Betrieben mit einem ausgewogenen Nebeneinander von Viehhaltung und Ackerbau spezialisierte Betriebe mit einseitigem Anbau weniger Nutzpflanzen oder überwiegender Viehzucht entstehen. Aus ehemals durch Rodung entstandenen offenen Räumen, die untereinander durch Hecken, Feldgehölzen und Randstreifen verbunden waren, wurden und werden in vielen Regionen ausgeräumte Agrarlandschaften. Dort gingen für die Goldammer sowie für ihre Verwandten viele Brutbiotope verloren und die Bestände nehmen entsprechend ab. Dramatische Einbrüche werden aus Norddeutschland, Belgien und den Niederlanden gemeldet. Für Deutschland werden zwei Millionen und für Baden-Württemberg 300 000 Brutpaare angegeben. Der europäische Bestand (ohne Rußland) wird auf 19 Millionen Brutpaare geschätzt (Tab. 2). In Gebieten mit mehr oder weniger traditioneller Bewirtschaftung gehört die Goldammer außerhalb von Wäldern und Siedlungen heute noch zu den häufigsten Brutvögeln. Hier sind die Bestände stabil. Dieser Zustand läßt sich aber nur halten, wenn folgende Vorschläge der Verbände beachtet bzw. umgesetzt werden:

- eine weitere Ausräumung der Agrarlandschaft muß unterbleiben;
- Erhalt der alten Streuobstbestände, Neuanpflanzung von Hecken und Obstbäumen;
- Ausweitung der Brach- und Ausgleichsflächen, Wiederherstellung und Schaffung von Ackerrandstreifen, späterer Umbruch der Stoppelfelder;
- Verzicht auf Entwässerung von Feuchtwiesen und Mooren;
- Reduzierung der Dünge- und Spritzmittel, auch in Gartenanlagen außerhalb der Siedlungen;
- Förderung des biologischen Landbaus.

Die eingangs erwähnten Naturschutzverbände bemühen sich, mit der Wahl der Feldlerche (1998) und der Goldammer (1999) Interessen für eine Ökologisierung der Landwirtschaft zu gewinnen, denn nur diese kann die Artenvielfalt erhalten.

Das Buch für uns

Peter Thaddäus Lang: Die Jagd nach dem heiligen Stab. Ein historischer Roman aus der Alemannenzeit.

Der Alemanne Tagolf soll die Nachfolge seines Vaters antreten, des Sippenhäuptlings gleichen Namens. Doch dazu muß er erst wieder den heiligen Weihstab beschaffen, der von den Franken geraubt wurde. Mit einer Harfe im Gepäck macht sich Tagolf auf, sein rechtmäßiges Erbe zu erstreiten. Die Jagd nach dem heiligen Stab führt ihn von der Schwäbischen Alb zum Neckar, zum Bodensee und bis nach Italien. Ein atemberaubendes Abenteuer jagt das andere. Schreckliche Bedrohungen lauern am Wegesrand. Tagolf muß in fremde Dienste treten und zieht mit seiner Gauklertruppe weiter. Nicht nur einmal läuft er Gefahr, seinen Kopf... oder sein Herz zu verlieren.

Mit Phantasie und unbändiger Erzähllust hat Peter Thaddäus Lang den mit seinem Roman

„Tagolf der Siedler“ begonnenen Faden eifallsreich weitergesponnen. Vor dem Hintergrund urwüchsiger Kampfeslust und lebensfroher Sinnlichkeit malt er ein farbiges Gemälde der Alemannenzeit. Er versteht es meisterhaft, den Leser bis zur letzten Zeile in seinen Bann zu ziehen und in Atem zu halten. – Wie bekannt, leitet der Historiker Dr. Peter Thaddäus Lang das Stadtarchiv Albstadt und ist ständiger Mitarbeiter der „Heimatkundlichen Blätter“. – 500 Seiten, fester Einband, DM 39,80. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen. Erhältlich in jeder Buchhandlung. – Vom selben Autor liegt im Silberburg-Verlag bereits vor: „Tagolf der Siedler“. Ein Roman aus der Alemannenzeit. 280 Seiten, fester Einband, DM 29,80.

Ergänzung zu: „Balingen in der Nachkriegszeit“

Herr Artur Eppler schreibt: „Hier irrt der Chronist. In den Heimatkundlichen Blättern

vom 31. 12. 1998 ist u. a. zu lesen, daß die Maschinenfabrik Robert Wahl sogar von der Demontage einzelner Maschinen verschont blieb. Diese Aussage entspricht nicht den Tatsachen. Ich war damals als Lehrling in dieser Firma und mußte s. Zt. bei der Demontage der modernsten Werkzeugmaschinen mithelfen (Drehbank, Fräsmaschine, Bohrwerk). Der übrige, veraltete Maschinenpark blieb davon verschont.“

Bemerkung: Der „Chronist“ stützt sich bei seinen Ausführungen über die Demontagen bei der Firma Robert Wahl auf den Abschlußbericht des Obersten Gonnet von der Militärregierung (wird demnächst vom Kreisarchiv veröffentlicht). Wahrscheinlich handelt es sich bei den von Herrn Eppler erwähnten Demontagen um „wilde“ des Jahres 1945, die nirgends vollzählig erfaßt worden sind und von denen auch Gonnet nichts Genaues wußte. Die Ergänzung von Herrn Eppler ist deshalb sehr verdienstvoll.

Dr. Wilhelm Foth

„Anrussen“ – Brauchtum der Schörzinger Hexen am „Schmotzigen Durstig“

Früheste Aufzeichnungen über seltsames Brauchtum kennen wir aus der Zeit der Christianisierung / Von Anton Georg Grözinger

Bischof Faustinus beschrieb im 4. Jahrhundert das heidnische Umtreiben: „In diesen Tagen nehmen elende Menschen, und was noch schlimmer ist, einige Getaufte, verstellte abenteuerliche Gestalten an, wobei man nicht weiß, was man belachen und was man bedauern soll, denn welcher Vernünftige kann es glauben, daß solche Menschen noch gesunden Sinnes sind, die Hirschlein spielen und sich in Gestalt wilder Tiere verwandeln.“

Andere bekleiden sich mit Häuten von Vieh; andere setzen sich Köpfe auf, freuen sich und jubeln, wenn sie sich in Tiergestalt verwandelt haben, so daß sie nicht so sehr den Habitus der Tiere oder ihre Erscheinung, sondern ihren Sinn angenommen haben.“

Auch der im Jahre 354 geborene Augustinus hatte gegen Narrenfeste geeifert und damit eine Position bezogen, welche die Kirche noch lange Zeit halten sollte: Sie wandte sich entschieden gegen volkstümliche und wohl wenig christliche Maskenbräuche.

Der Bischof von Würzburg sah Menschen, die wie wilde Tiere maskiert waren und mit Schafsfellen verkleidet, wie wilde Tiere, umhersprangen.

Tiermasken begegnen uns auch bei St. Eligius, Mitte des 6. Jahrhunderts. Er wandte sich entschieden gegen die schändlichen Neujahrs-larven in Kalbs- und Hirschgestalten. Im Jahre 633 wurden von der christlichen Kirche alle Narrenfeste um die Jahreswende verboten.

Im Jahre 742 beschwert sich Bischof Bonifatius beim Papst, daß es ihm unmöglich sei, den Alamannen, den Bajuwaren und Franken ihre heidnischen Kulttänze und Lieder auszutreiben.

Nachgewiesen ist, daß sich der Mensch seit etwa 30 000 Jahren maskiert und verumumt in Szene setzte. Dieses Wissen bezieht sich auf Höhlenzeichnungen, die uns der Cromagnon-Mensch hinterlassen hat, unser direkter Vorfahre. Felsbilder aus dem jüngeren europäischen Paläolithikum bezeugen dies. Wir werden jedoch nie mit letzter Konsequenz erfahren, was der ursprüngliche Sinn dieser Darstellungen war. War es Schamanentum, handelt es sich um Jagdszenen?

Das Überstülpen von Masken, wie wir dies von Naturvölkern kennen, wird für den Maskenträger zu einer Identifizierung mit dem betreffenden Wesen. Der Maskenbrauch wurzelt in der totemischen Vorstellung von der Verwandtschaft menschlicher Gruppen mit bestimmten Tieren. In der geistig ganz anders gelagerten Welt des jungsteinzeitlichen Bauerntums ging diese Tierverbundenheit weitgehend verloren.

Menschen, die in irgendeiner Weise an einem Brauch beteiligt oder von ihm betroffen sind, fragen nach dessen Herkunft. Alte Kulte und Mythen werden zur Klärung herangezogen. Viele Hypothesen sind aber unbeweisbar geblieben.

Holzkohle liefert einen intensiven, ausdrucksvollen Farbstoff. Die Farbe Schwarz ist die Farbe der Erotik. Schwarz ist die Farbe der Sinnlichkeit und der Verführung. Die Farbe Schwarz ist religiös und metaphysisch.

Aus Gründen der Erotik schminkten sich schon die Römerinnen ihre Augenlider, indem sie Ruß auftrugen. Die schwarze Kunst, die schwarze Magie ist nicht unbekannt. Dahinter vermuten wir Zauberkraft.

Der „schmotzige Durstig“, der Hauptaktionstag der Schörzinger Hexen, wird des Namens wegen mit Fett in Verbindung gebracht. Fett wurde von unseren Vorfahren verwendet, um sich selbst mit Farbsegmenten, z. B. Asche und Ruß, anzumalen, zu schwärzen.

In Aufzeichnungen über „Sagen und Chronik“ ist vermerkt: ein alter Brauch sei, daß man an diesem Tage „bromeret“, d. h. jeman-

den möglichst überraschend und eben unmerkelt das Gesicht mit Ruß bestreicht. Dieser Brauch sei schon im Mittelalter gepflegt worden, jedoch mit dem Unterschied, daß damals die Menschen sich selbst das Gesicht schwärzten.

Der Winter war für unsere frühen Vorfahren ein Dämon, den es zu vertreiben galt. Ein pech-schwarzes Gesicht sollte selbst einen Dämon das Fürchten lernen. Außerdem müssen wir uns fragen, wer will sich schon einem Dämon zu erkennen geben? Die schwarze Verlarvung des Angesichts konnte ein Erkennen verhindern. Aus welchem Grunde verlarven wir uns? Doch um nicht erkannt zu werden.

Von Berserkern (Spezialkämpfer keltischer Vorfahren) ist überliefert, sie seien „schwarz bemalt“ in den Kampf gezogen. Mitunter werden sie in den „Sagas“ als „bla-menn“, als Mohren vorgestellt. Auch Tacitus berichtet von schwarz bemalten Kriegerern bei den Hariern. Dem römischen Gegner ein schreckhafter Anblick.

Von Druidinnen, gallischen Priesterinnen, wird berichtet, daß sie nächtlichen Blutopfern beiwohnten, wo sie ganz nackt, eine Fackel in der Hand, mit schwarz gefärbtem Körper und verwirrten Haaren, sich in wahnsinnigem Tummel bewegten.

Es ist eine durchaus reale Vorstellung, daß auch hier in Schörzingen anschwärzen als Fruchtbarkeitszauber schon bekannt und ursprünglich war. Schörzingen erwuchs einer frühen alamannischen Ansiedlung etwa im 5. Jahrhundert. Die Christianisierung setzte bei uns um das Jahr 600 ein.

Anrussen durch Hexen am „schmotzigen Durstig“ wird auch in der nahen Gemeinde Egesheim, leider nur noch in bescheidenem Umfange, gepflegt. Anrussen ist auch in den Gemeinden Besenfeld und Böffingen und im Gebiet Waiblingen üblich. In seinem vorzüglich fundierten Werk „Schwäbisch Alemannische Fasnacht“ berichtet Wilhelm Kutter über Brauchtum in Oberschwaben und dem Linzgau. „An diesem Tage versuchen die Buben die Gesichter der ‚Mädchen‘ mit Ruß zu verschmieren.“

Der Literatur – Alte Bräuche, Frohe Feste – können wir entnehmen, daß in Forst ein Hansel-Fingerhut-Spiel existiert. Es soll sich um einen Kampf zwischen Winter und Sommer handeln. Hansel Fingerhut, die Hauptperson, tritt mit einem bunten Fleckengewand auf. Das Gesicht mit Ruß verschmiert. Dieser Hansel stellt vor allem „den Mädchen“ nach und versucht, sie mit Ruß zu beschmieren.

Empfingen, ein Zentrum schwäbisch alemannischer Fasnet: Bekannt durch wildes Treiben auf den Straßen, das den Anschein bietet, als ob damit der Winter vertrieben werden könnte. Eine legendäre Figur im Empfinger Fasnetsgeschehen ist die „Rußhexe“, die ihren einzigen Auftritt am „Rußiga Dauschtig“ hat. Als wichtiges Utensil führt die „Rußhexe“ einen Beutel mit Kaminruß mit sich, sie ist darauf bedacht, Passanten mit Kaminruß das Gesicht zu schwärzen, übt sich in wilden Gebärden, wobei sie insbesondere ihren Reisigbesen einsetzt.

Einem Zeitungsbericht vom 6. Februar 1986

ist zu entnehmen: Das „Rußeln“ war in dieser Gegend früher weit verbreitet. Aber nur in Dettensee und Empfingen hat sich dieser Brauch gehalten.

In Scheer wird der „Ruaßler“ als die älteste Maske genannt. Über den Kopf gestülpt, trägt der „große Fasnachtsnarr“ eine zum Häs passende, bis auf die Schultern reichende Haube mit rot umrandeten Sehschlitzen und schwarzer, heraushängender Zunge. An den Händen sind die schwarzen Handschuhe mit Ruß bedeckt, der früher zum Zwecke der besseren Haftung mit etwas Schweineschmalz angemacht wurde. Seiner Hauptaufgabe gemäß ist der große Fasnachtsnarr auch als Ruaßler bekannt.

Der Ruaßler erinnert an den alten Dämonen- und Geisterglauben und an das Ruaßeln, d. h. das Bestreichen der Gesichter, besonders „junger Mädchen“, das sowohl als Verbergungsmaßnahme als auch als Fruchtbarkeitszauber angesehen wird.

In Scheer wurden früher nur „ledige Mädchen“ angerußt. Die Fruchtbarkeit sollte erweckt werden. Der dortige Narrenruf ist ebenfalls von besonderem Interesse. Er lautet „Zi-U, Zi-U“, es handelt sich um einen Ruf nach dem Gott Zeus, dem der „Ziustag“, der Zeischtig, geweiht war.

Karl Bohnenberger, der sich in der historischen Forschung einen nicht unbedeutenden Namen schuf, berichtet in seiner Ausgabe Volkstümliche Überlieferung in Württemberg: In Riedlingen singen die Kinder während des Fasnachtsumzugs: Jetzt ist die Fasnet vor der Tür, und der Ruß ist hintere für.

In einer Zulassungsarbeit von Frau Hilde Haug über „Sitten und Brauch“ an der oberen Nagold ist kurz erwähnt: Merkwürdig berührt uns folgender Brauch aus Besenfeld, der sogenannte Rußeltag, und zwar bestreichen sich am Aschermittwoch die Kinder gegenseitig mit Ruß. Von Pfarrer Aich, der in Deilingen amtierte, stammt das Buch „Albbilder“, darin wird berichtet: Rottweil a. N., der Ort der Fasnachtsbräuche. Junge Burschen tragen den Kittel umgewendet oder kommen in lumpiger, schmutziger Kleidung daher, mit Fett und Ofenruß an den Händen. Um nicht verrußelt zu werden, dürfen sich Jungfrauen und jüngere Frauen kaum auf den Straßen zeigen.

Ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1930 informiert uns, daß das Anrußeln in Schörzingen üblich war.

Berichtet wird in Narrenfreiheit – Beiträge zur Fasnachtsforschung (Tübinger Vereinigung für Volkskunde) von Fasnachtsfiguren mit bunten Papierstreifen, gefransten Gewändern des Spergauer „Schwärzer“.

In einem Vortrag am 15. November 1979 in Konstanz erklärte Herbert Schwedt, daß es in vielen europäischen „Maskenlandschaften“ Elemente gibt, die auf einen jahrtausendealten Zusammenhang mit vorchristlichen Kulturhandlungen um Wachstum und Licht, um Fruchtbarkeit und Sommersegen hindeuten.

Berichtet wurde in diesem Zusammenhang über „Vegetationsdämonen“: das Fasnachts-treiben der Effeltricher Fasalecken in Baiersdorf, welches von Rühl (ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens in: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde, 1952) für einen der „ältesten und sinnvollsten Bräuche“ hält. Am Fasnachtsdienstag schließt sich ein Brauch an, der aus „Jagen, Peitschen und Schwärzen der

Studienfahrten und Vorträge 1999

Dienstag,	12. 1.	Landrat Fischer	Empfang zu Ehren Professor Roller zum 25-Jahre-Vorstandsjubiläum	Landratsamt, 19 Uhr
Donnerstag,	11. 2.	Schneider	Dia-Rückschau der Exkursion Bozen	Landratsamt, 18.00 Uhr
Donnerstag,	18. 2.	Kratt	Dia-Rückschau der Exkursion Aschaffenburg	Landratsamt, 18.00 Uhr
Donnerstag,	11. 3.	Munz	Dia-Rückschau der Exkursion Bremen	Landratsamt, 18.00 Uhr
Mittwoch,	14. 4.	Klek	Rosenfeld, ortsgeschichtliche Führung	Fruchtkasten, 14 Uhr
Samstag,	17. 4.	Zekorn/Foth	Rottenburg, Landesausstellung Vorderösterreich einschl. einer Frühjahrswanderung	Bus
Sonntag,	9. 5.	Dannenhause/Roller	Höri, von Gaienhofen bis Stein am Rhein mit Hermann-Hesse-Museum und Lesung aus dessen Werken sowie Otto-Dix-Haus.	Bus
Samstag,	5. 6.	Willig	Auf den Spuren des deutschen Ordens am Neckar	Bus
Mittwoch,	9. 6.	Walz	Hausen a. T., Führung durch die Galerie Walz	18 Uhr
Sonntag,	27. 6.	Kratt	Residenzen des Herzogs Carl Eugen von Württemberg	Bus
Freitag,	2. 7.	Munz	Forum Literatur im Zollernalbkreis	Landratsamt, 20 Uhr
Samstag,	7.-14. 8.	Kratt	Erfurt und Thüringen mit Weimar, Wartburg, Meiningen, Coburg und Gotha u. a.	Bus
Samstag,	11. 9.	Groh	Barockbauten im Gebiet der Abtei Zwiefalten, Kloster Zwiefalten, Tigerfeld, Zell a. D., Dürrenwaldstetten und Schloß Ehrenfels	Bus
Donnerstag,	30. 9.-3. 10.	Willig	Habsburg, Hohenzollern und Württemberg im deutsch-französischen Grenzgebiet mit Basel, Sundgau, Neuenburg, Mömpelgard, Reichenweier, Kayersberg	Bus
Samstag,	16. 10.	Zekorn	Vortrag, Vorderösterreich am oberen Neckar und an der oberen Donau, Schörzingen	Hohenberghalle, 9.30 Uhr
Samstag,	13. 11.	Roller	Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloß zu Lautlingen. Thema: Heinrich Schickhardt, herzoglich-württembergischer Baumeister (1558 - 1634); Festrednerin: Ingrid Helber	18 Uhr

Auch eventuelle zusätzliche Veranstaltungen oder Exkursionen werden unter AKTUELL in den Heimatkundlichen Blättern angekündigt.

Hinweis: Die Teilnahme an Veranstaltungen jeglicher Art erfolgt auf eigenes Risiko, auf eventuelle Schadensansprüche gegen die Heimatkundliche Vereinigung oder deren Beauftragte wird verzichtet.

Eintägige Exkursionen mit Bus DM 49.-/Person. Ausstellungen zu Gruppenpreisen. Die mehrtägigen Exkursionen werden mit Angabe der Teilnehmerbeiträge gesondert ausgeschrieben.

Zur Hauptversammlung erfolgt eine besondere Einladung in der Presse (Zollern-Alb-Kurier und Schwarzwälder Bote). Die einzelnen Veranstaltungen werden jeweils zirka 14 Tage vorher in der Presse bekanntgegeben. Änderungen bleiben vorbehalten. Um möglichst frühzeitige Anmeldung zu den Studienfahrten bittet die Geschäftsführerin Frau Ruth HÜBNER, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 95, Fax 9 10 98. Bei mehrtägigen Exkursionen schriftliche Anmeldung.

Mädchen besteht; was auch Rühl als einen Fruchtbarkeitskult deutet.

In der Zeitung Südd. Heimat (Datum nicht ermittelbar) mit dem Titel „Magie der Masken“ berichtet ein unbekannter Verfasser; es wäre eine Verknüpfung der ohnedies derben mittelalterlichen Welt, wenn man in einem solchen Maskenwesen nur ein Ventil für unterdrückte Sexualität und Hemmungslosigkeit erblickte. Was hier überlebt hat, ist nach Auffassung der Tiefenpsychologie eine „prähistorische Menschheitsstufe“, in der das Individuum noch nicht jene Konturen hatte, die erst das Ergebnis langwieriger und schmerzlicher kollektiver Disziplinierung, darunter der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und des Rechts sind.

In den ältesten überlieferten schriftlichen Nachrichten über „Fasnachtsbräuche“ werden die Worte „Fasnacht“ und „fasnacht“ übermittelt. Der Wortteil „fas“ könnte Wachstum, Frucht oder von einer möglichen Erweiterung „faseln“, in Saft geraten, Tollheiten treiben, umherschwärmen, Unsinn reden, stammen.

Jakob Grimm, bekannt durch Grimms Märchen, stellt sich hinter diese Auslegungsweise. Barrak bedient sich in der Chronik der Grafen von Zimmern derselben Deutung. In Wolfram von Eschenbachs Parzival ist im Jahre 1206 das Wort „vasnat“ aufgezeichnet. Es ist das 16. Jahrhundert, in dem überhaupt zum ersten Mal das Wort Fastnacht erscheint. Es handelt

sich um einen Schreibfehler oder um eine christianisierte Schreibweise.

Einer oberflächlichen Bewegung war es nicht möglich, das naturgegebene und gesellschaftliche Gefüge oder das volksläufige Brauchtum restlos aufzulösen oder gar auszulöschen. Dieselbe Kirche, die das Maskentreiben und dessen dämonische Überlieferungen zeitlich wie keine andere Macht zu beschränken vermochte und gesellschaftlich soweit drückte, als es für ethnische Aufklärung und milde Zivilisierung gegenüber dem „alten Heidentum“ auftrat, trug mit ihrem barocken Lebensgefühl und dessen üppigen Stilformen merklich dazu bei, daß manche Bräuche, und, wenn auch in anderen Ausmaßen, wieder reichhaltiger, farbenprächtiger, ja lebensfroher und lebensverbundener hervortraten.

Feste und Bräuche sind Teil unserer Kultur. Sie befriedigen grundlegende menschliche Bedürfnisse und gehören zu einem harmonischen Zusammenleben.

Hören wir uns mal den weisen Philosophen Erasmus von Rotterdam an. „Je toller sie den nächsten einreiben, anrußen, durchwalken desto lieber leben sie wieder zusammen. Demnach trägt eine solche Narrheit zur Gesundheit der Menschen und ihrer gegenseitigen Beziehungen bei. So sind viele Menschen gleich den Fasnachtsnarren um so glücklicher je mehr sie begehen können.“

Intensiv wird das Brauchtum des „Anruseln“

noch in Vorarlberg gepflegt. Wer dort einen Ofen oder noch einen Herd in Betrieb hält, pflegt am „Bromigen = ofenrußigen Freitag“, mit einem oder zwei Fingern bei der Verabschiedung eines Angehörigen unauffällig dessen Wangen schwarz anzustreichen. Mit diesen schwarzen Strichen gehen die Vorarlberger mit Stolz zur Arbeit oder ins Gasthaus. Hexen betreiben dort während der Fasnachtsumzüge das „Anrußen“.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 17, 72355 Schömberg

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

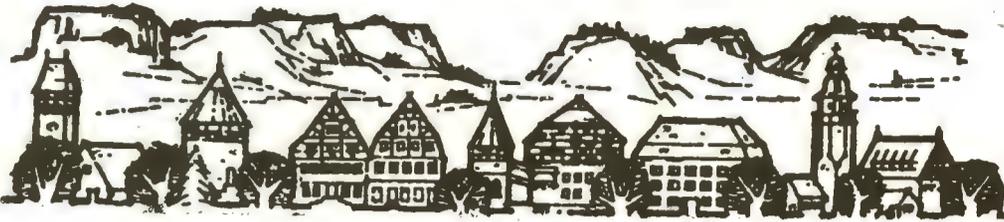
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 46

28. Februar 1999

Nr. 2

Der Ebinger Heimatschriftsteller Gottlob Friedrich Hummel

Sein Leben, sein Werk / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Gottlob Friedrich Hummel, geboren am 9. Juli 1869 in Laichingen, stammt aus einer Lehrerfamilie. Sein Vater Johannes Hummel (20. 9. 1827 – 25. 10. 1870) unterrichtete an der Schule in Laichingen und zwei seiner Brüder betätigten sich gleichermaßen als Pädagogen, nämlich Karl (1858 – 1887) und Jakob Hummel (1862 – 1931).

Der Vater war zunächst mit Ursula Marquardt aus Rietheim bei Tuttlingen verheiratet. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, das sind Pauline (geb. 1855), Maria (geb. 1856) und der bereits erwähnte Karl. Nach dem frühen Tod der ersten Frau (sie starb 34jährig) verheiratete sich der Vater nach kurzer Zeit ein zweites Mal – mit Maria Barbara Merz, die ihm weitere fünf Kinder gebar: Jakob (wie oben), Johannes (geb. 1863), Otto (geb. 1864), Elise (geb. 1867) und schließlich Gottlob Friedrich – das Nesthäkchen am Ende einer langen Reihe von Geschwistern. Leicht hatte er es aber trotzdem nicht, denn sein Vater starb, als er noch nicht einmal zwei Jahre alt war.

Nach dem Besuch der Volks- und Mittelschule in Laichingen kommt Gottlob 1883 an das Lehrerseminar in Nürtingen, um den gleichen Beruf zu erlernen wie der Vater und zwei der Brüder. Dort, am Seminar, entstehen auch die ersten Reimereien, die er auf die leeren Seiten seines Lehrerkalenders hinkritzelt.

Nach der ersten Dienstprüfung 1888 verläßt er das Seminar und wird „unständiger“ Lehrer, was bedeutet, daß er mal hier, mal da als Springkraft eingesetzt wird. So begegnen wir ihm während der folgenden Jahre in Blaubeuren, Laichingen, Feldstetten, Urach, Glatten, Altensteig und Gaugenwald, und zwar zumeist jeweils in quartalweisen Portionen von drei, sechs oder neun Monaten. In seinem Nachlaß finden sich eher zufällige und sporadische Hinweise auf die jeweiligen Dienstorte, doch entsteht der Eindruck, als habe ihn der Beruf zunächst überwiegend in die Gegend von Urach bis Ulm geführt, später jedoch eher in den Schwarzwald, in die Landschaft um Altensteig und immer häufiger in den kleinen Ort Gaugenwald nördlich von Altensteig.

Nach seiner zweiten Dienstprüfung 1895 erhält er in Gaugenwald eine feste Anstellung. Zuhause fühlt er sich zu dieser Zeit allem Anschein nach freilich immer noch in Laichingen. Von dort stammt Maria Fezer, die er am 23. Februar 1897 in Laichingen heiratet. Im folgenden Jahr kommt das erste Kind zur Welt, Maria, geboren am 28. Januar 1898.

1906 wird Hummel an die Mädchenschule nach Ebingen versetzt, aber sein Herz schlägt noch jahrelang heimatlich für den Schwarzwald. So erscheint 1910 in Altensteig eine weitere, kleinere Gedichtsammlung unter dem Titel „Ei der Tausend“.

Heimweh zum Schwarzwald prägt auch die dramatischen Versuche, die während dieser Jahre entstehen. So ein Schwank mit dem Titel „Kuriert. Oder: s' Bärbele will a Stadtdam werde“ (wohl vor 1910), und „Weihnachtssorgen – Weihnachtsfreuden“ (1912). In letztgenanntem, gereimtem Stück geht es um eine

arme Witwe, der ein Wucherer das Leben schwermacht, der sie aber kurz vor Weihnachten doch noch mit seinen Forderungen verschont. Ebenso führt das Heimweh die Feder, als er kurz vor dem ersten Weltkrieg das Theaterstück „Freimann, der Waldlehrer“ schreibt – es spielt in einem württembergischen Schwarzwalddorf, wobei sicherlich an Gaugenwald gedacht sein dürfte.

Mit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs ändert sich die Tonart und Thematik der Theaterstücke, die Hummel in der Folgezeit abfaßt – sie sind geprägt von nationaler Begeisterung und von dem trotzigen Willen, den Krieg zu gewinnen.

Die Titel sprechen für sich: „Die beiden Kreuze“ (gemeint sind das Rote Kreuz und das Eiserne Kreuz; geschrieben Ende 1914), „s' Kirchbauers Jakob Frieder. Ein vaterländisches Schauspiel aus der Zeit des Weltkrieges in 4 Aufzügen“ (1915), „Durchkämpft. Volkstümliches Schauspiel aus der Zeit des Weltkrieges“ (1916). Das Heimweh ist noch immer nicht ganz überwunden, denn als Handlungs-ort dient nach wie vor ein Schwarzwalddorf. – Diese Stücke bezwecken offenkundig die Förderung des Wehrwillens und werden von einer „Jugendwehr“ aufgeführt, einer am 6. Oktober 1914 gegründeten Vereinigung, in welcher die Ebinger Schulbuben unter Anleitung ihrer Lehrer Soldat spielen durften.

Gleichzeitig sammelt Hummel Material für eine „Kriegschronik der Stadt Ebingen“, die 1919 erscheint. Der Grundtenor des Buches ist vaterländische Begeisterung, wie schon die erste Zeile des vorangestellten Gedichts illustriert: „Heraus, ihr Männer, ans Gewehr!“

Nach dem Ende des Krieges hatten viele Deutsche ihre Mühe, die inbrünstig gehegte Vorstellung eines unbesiegbaren Vaterlands mit der tristen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Manche Schöngelüsterer flüchteten sich in Träume, so etwa der Dichter Stefan George, der neblig-dunkel von einem „heiligen Deutschland“ raunte, der auch, mitsamt dem Kreise seiner Jünger, bei der Vorstellung des Stauferkönigs Trost suchte, der im Kyffhäuser sitzt und darauf wartet, in sein Reich zurückzukehren, um es mit starker Hand wieder zu altem Glanz zu führen.

In vergleichbarer Weise verhält sich Hummel, wie die letzten, gereimten Zeilen seiner „Kriegschronik“ zeigen, in denen er den heimkehrenden Soldaten zuruft:

„... Noch sind euch geblieben Kind und Weib,
Weih't ihnen fürder Seel' und Leib! ...

... Voll Hoffen sehn sie nun auf euch,
Zu bauen an dem neuen Reich,

Dem Recht und Freiheit starker Schild.
Wo Menschenehre etwas gilt, ...“

Hummels „neues Reich“: war es eine Trümmerei? War es ein konkretes, politisches Ziel? Er hat sich in der Folgezeit nicht mehr dazu geäußert. Trotzdem: Eine solche Denkart bildet einen idealen Nährboden für die Welt der Nazis! Das Material für die „Kriegschronik“ hatte Hummel in städtischem Auftrag ehrenamtlich zusammengetragen, als Stadtchronist, der über die Geschehnisse der Kommune Buch führte. Dies geht zurück auf einen Aufruf des Statistischen Landesamtes aus dem Jahr 1895 an die Geistlichen und Ortsvorsteher des Königreichs Württemberg, Ortschroniken zu führen. Es ist unbekannt, wann Hummel diese Aufgabe übernahm – der spätestmögliche Zeitpunkt dürfte der Monat August des Jahres

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen in den Monaten März bis Mai. Gäste sind stets willkommen!

Donnerstag, 11. März, Landratsamt-Sitzungssaal, 18 Uhr, Alfred Munz: DIA-Rückschau mit Bildern von Herrn Egon Jauch zur „Exkursion Bremen“ vom Mai 1998. Eintritt frei!

Mittwoch, 14. April: Führung durch Rosenfeld: Treffpunkt um 14 Uhr am Fruchtkasten in Rosenfeld. Herr Stadtarchivar Rektor Fischer wird eine ortsgeschichtliche Führung durch Rosenfeld mit all seinen hochinteressanten Sehenswürdigkeiten geben (eine von Herrn Adolf Klek betreute Reihe). Teilnahme frei.

Samstag, 17. April: Bus-Exkursion nach Rottenburg: Herr Dr. Wilhelm Foth und Herr Dr. Andreas Zekorn werden zur Landesausstellung Vorderösterreich nach Rottenburg führen. Dem Ausstellungsbesuch schließt sich an eine Führung zu den Sehenswürdigkeiten von Rottenburg und Umgebung, verbunden mit einer kleinen Frühjahrswanderung. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Sonntag, 9. Mai: Bus-Exkursion zur Halbinsel Hori: Frau Ingeborg Dannenhaus und Herr Professor Christoph Roller führen zu den Wirkungsstätten Refugien und heutigen Museen der Dichter, Maler und Bildhauer auf der Hori. Im Hori-Museum Gaienhofen wird Frau Dannenhaus aus den Werken von Hermann Hesse lesen. Mit kleinen Frühjahrs-Blüten-Wanderungen erleben wir die Sehenswürdigkeiten von Radolfzell bis Stein am Rhein. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

1914 sein, denn zu dieser Zeit setzen die präzisen, chronikalischen Nachrichten seines Buches ein.

Die „Kriegschronik“ bildet einen Wendepunkt in Hummels Leben und Wirken: zum einen hat er es nunmehr weitgehend geschafft, sich emotional von Gaugenwald zu trennen, zum anderen hat die Arbeit an diesem Werk in ihm die Freude am Erstellen längerer Prosatexte geweckt. So entsteht die „Geschichte der Stadt Ebingen“, die vier Jahre später erscheint, ein Oktavbändchen von 259 Seiten. Die jahrelange, trockene Wühlarbeit mit Archivalien und Fachliteratur liegt dem Schöngest allerdings nicht besonders.

Er handelt dann die Zeitspanne von der Steinzeit bis Napoleon auf 81 Seiten ab, während er den Rest von 178 Seiten dem 19. Jahrhundert widmet. Den Franzosen räumt er ein eigenes Kapitel ein mit der Überschrift „Frankreich, der Ruhestörer“ – die Tendenz ist unübersehbar und braucht allenfalls die Erläuterung, daß dieser Franzosenhaß wohl eine Folgeerscheinung des soeben verlorenen Ersten Weltkriegs ist. Daneben schreibt Hummel weiterhin Gedichte. In seinem Nachlaß sind die Reimereien erhalten, die er seit 1910 zu allen erdenklichen Gelegenheiten abgefaßt hatte, seien es Hochzeiten, Geburtstage oder Abschiedsfeiern, seien es Verbandstage von Handwerker-Innungen oder Vereinsfeste. Die stimmungsmäßige Spannbreite dieser Gattung reicht bei ihm von plattem Pathos bis zu humorvoller Unterhaltung. Hier einige Kostproben. In der „Festschrift zum Berg-Fest des XI. Turnkreises ‚Schwaben‘“ von 1910 heißt es etwa:

„... So schreitet ein mit strammen Schritt
Mann neben Mann und Glied auf Glied!
Zieht zum Turniere in die Schranken,
Den Alten gleich, ohn' Furcht und Wanken...“

Oder aus der „Festschrift zum 6. württembergischen Glaserstag in Ebingen“, 1914:

„... Willkommen! reicht uns die Hand,
Ihr Freunde aus dem Glaserstand! ...“

Beim Landwirtschaftlichen Betriebsfest in Ebingen 1927 werden unweigerlich alte Erinnerungen in ihm wach – die Schwarzwaldheimat grüßt aus weiter Ferne:

„... Ein heilig Sehnen zieht mich hin
Zum kleinen Dorf im Wald.
Sein Friede, Seine Waldeslust,
Sie heilen meine kranke Brust...“

„... Zeig mir die Männer, bieder, stark,
Und tüchtig hinterm Pflug.
Die Männer, treu bis in das Mark,
Und frei von Lug und Trug...“

Wie gesagt: Bücherwurmhaftige Fleißarbeit ist nicht so Hummels Lieblingsbeschäftigung. Das muß ihm wohl spätestens beim Abfassen seiner Stadtgeschichte klargeworden sein. Deshalb läßt er fürderhin die Finger von eher wissenschaftlich exakten Texten, sondern wendet sich einer weiteren literarischen Gattung zu – dem Roman. 1927 kommt „Der Wetterbanner“ heraus, ein in Ebingen während der napoleonischen Kriege spielender Heimatroman. Hauptfigur ist der damalige Ebinger Stadtpfarrer Auer, und natürlich sind die Franzmänner wieder die großen Bösewichte.

Hummels Erstling wird in Ebingen überaus gut aufgenommen, und der Heimat-Autor macht sich sogleich an ein weiteres Werk, das er 1929 abschließt und es mit einem etwas sperrigen Titel versieht: „Daniel Lang, der Prädestinatianer“. Einen Verleger kann er nicht finden, denn mittlerweile ist die Weltwirtschaftskrise hereingebrochen und die Buchmacher winken einer wie der andere ab: zu wenig Geld, zu groß das Risiko... Bis auf einige Leseproben erschien davon bis heute nichts. Aber diese Leseproben zeigen wieder

die alte, inbrünstige Liebe zur dörflichen Idylle.

1929: Die Zeiten werden schlechter, die NSDAP hat Zulauf. Und wo steht Hummel damals politisch? In den nachgelassenen Schriften aus dieser Ära hält er sich vornehm zurück. Da ist lediglich eine Reimerei mit der Überschrift „Zur Wahl am 24. April 1932“ – in welcher sich sein Verdruß an der Vielparteienwirtschaft artikuliert. Auch sonst scheint er die politische Stimmung mit wachem Blick beobachtet zu haben. Er macht sich Notizen zu Themen wie „Der Wahnsinn von Versailles“ oder „Internationale Arbeit und das Rasseproblem“.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 tritt Hummel mit einer riesengroßen Zahl weiterer Frauen und Männer am 1. Mai 1933 in die Partei ein. Freilich scheint ihm dabei recht unwohl gewesen zu sein, denn schon elf Tage danach fragt er beim württembergischen Landesbischof Theophil Wurm nach, wie es denn sein könne, daß nichtarische Christen in der Kirche kein Stimmrecht hätten (er bezieht sich auf einen Satzungsentwurf der Deutschen Christen) – da diese „doch auch Kinder Gottes“ seien? Der Landesbischof antwortet ausweichend. Seine Bedenken dürfte Hummel in den Folgejahren hintangestellt haben.

1934 exzerpiert er fleißig aus dem „Rasse-Günther“, dem Rassismus-Standardwerk für den Schulgebrauch; 1935 verfaßt er ein Gelegenheitsgedicht für die NS-Frauenschaft, in welchem er mit eigener Hand die folgenden vier Zeilen unterstrich:

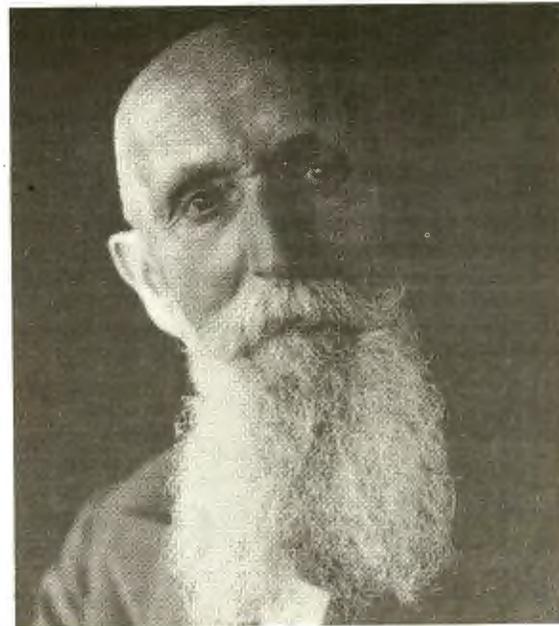
„... – Da trat das Wundersame ein:
Es stellt vor seines Volkes Reih'n
der Führer sich, der einz'ge Mann,
der's aus der Not erretten kann...“

Ein Jahr zuvor, termingerecht zu seiner Verabschiedung in den Ruhestand, erhält er die Ehrenbürgerwürde. Der Stadtvorstand begründet dies wie folgt: „Neben seiner Berufsarbeit habe sich Herr Oberlehrer Hummel aber noch ganz besonders Verdienste erworben durch seine schriftstellerischen Arbeiten, wobei seine „Geschichte der Stadt Ebingen“ und seine hiesige Verhältnisse schildernde Buch „der Wetterbanner“ hervorzuheben seien. Hauptsächlich verdienen seine mühevollen und äußerst wertvollen Arbeiten bei der Herausgabe der „Ebinger Kriegschronik“ die gebührende Anerkennung.“

Als frischgebackener Ruheständler kann sich Hummel voll und ganz der Vorbereitung der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Stadt Ebingen“ widmen. Diese unterscheidet sich von der ersten in mehrfacher Hinsicht. Schon rein äußerlich: Die erste Auflage, ein unscheinbares Bändchen, 13,5 x 17 cm im Format und 2 cm dick, unauffällig in graugrünem Karton gebunden, das Papier dünn und stark holzschliffhaltig, also von schlechter Qualität – die zweite Auflage hingegen ein repräsentatives, stattliches Buch, 17 x 24 cm im Format und 4 cm dick, aufwendig in Leinen gebunden, das Papier relativ dick, sehr weich und weitgehend holzfrei, also von gehobener Qualität.

Der Text der ersten Auflage wird an vielen Stellen erweitert und ergänzt; neu hinzu kommen die Seiten 193 bis 428, das ist also so ziemlich die Hälfte des Werks – „Die Jahre des Zusammenbruchs etc.“ lesen sich wie eine NS-Propagandaschrift; die Tonart ist in der Tat so, daß Kommunisten und Juden denkbar schlecht wegkommen. Ob man dies ausschließlich dem Autor anlasten kann, bleibt offen – möglicherweise hat ihm eine NS-Stelle redigierend in den Text eingegriffen. Dieser – einschränkende – Gesichtspunkt kommt zweifelsohne nicht zum Tragen bei dem Gedicht auf Seite 334: „Dem Führer Heil!“

„Heil uns'rem Führer! Denn ohne ihn
Wär' Deutschland verloren, wir alle dahin.“



Gottlob Friedrich Hummel (1869 – 1952), Oberlehrer und Heimatschriftsteller.

Foto: Stadtarchiv Albstadt

Er schreitet dem Volke kühn voran,
Mit jedem Nerv ein deutscher Mann...
Wir schreiten in Wetter und Sturmgebraus
Mit unserem Führer geradeaus;
Wir schließen uns in Gottes Namen
Wie ein Granitblock fest zusammen.

Sie sollen an ihm, wenn sie es wagen
Den Schädel zerstoßen, die Zähne
zerschlagen.

Deutschland, es kann nicht untergehn,
Deutschland muß leben, es muß bestehn!
Ein jeder Tag von früh bis spät,
Er sei ein einziges Gebet:
Herr Gott im Himmel, Du mögst es walten,
Den Führer segnen, ihn uns erhalten!“

Das ist Hummel pur! Hier hat mit Sicherheit keine fremde Hand eingegriffen! Eine ähnliche Tonart schlägt Hummel 1937 an, als er SA-Urlauber in Ebingen gereimt begrüßt (wenn auch etwas weniger pathetisch und den lieben Gott außen vor lassend):

„Willkommen, SA, von nah und fern
Wir reichen Euch die Hand so gern, ...“
„... Dem Führer treu und allzugleich
Dem neu entstand'nen deutschen
Reich...“
„... Als bestes sei Euch doch zuteil:
Dem Führer Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!“

Von ungebremster Hitler-Begeisterung ist auch jener Zeitungsartikel diktiert, den Hummel am 6. April 1938 für die NS-Gazette „Der Wille“ schreibt. Es geht darum, für die Abstimmung am 10. April 1938 über den Anschluß Österreichs an das Reich Stimmung zu machen:

„... weil ein Deutscher, der unbekannte Soldat des (ersten) Weltkriegs, den Glauben an das deutsche Volk nicht verloren hatte (gemeint ist Hitler). Das gesamte großdeutsche Volk wird diesen Einzigem am 10. April dafür seinen Dank nicht versagen. Wie im August 1914, so lautet auch jetzt wieder für jeden braven Deutschen nur eine Losung. Es ist dieselbe, mit welcher der Chronist die Ebinger Kriegschronik eröffnet hat: ‚Heraus ihr Männer, ans Gewehr!...‘ (Die Unterstreichungen sind im Zeitungstext gesperrt.)

Die nun folgenden Jahre bringt Hummel nur noch wenig aufs Papier. Zudem dreht sich seine Stimmung von Dur auf Moll; das NS-Getön verschwindet. Das zeitlich nächste, erhaltene Gedicht schreibt er am 12. August 1939. Es geht um einen Kraftsportler, der sich in seinem Ungestüm leicht die Knochen brechen könnte:

„... Und bricht er dabei Hals und Bein...
Dann tritt ein and'rer für ihn ein;

Er hat doch seinen Mann gestellt,
Und dazu war er auf der Welt.
Dem kühnen Fahrer sei zuteil
Allzeit ein kräftig Heil! Sieg Heil!“

Hummel hat hier offensichtlich der NS-Begeisterung und den NS-Idealen abgeschworen; er macht sich lustig über die bedingungslose Körperertüchtigung der Nazis. Sein „Sieg Heil!“ ist sarkastisch geworden – was besonders nachhaltig wirkt, weil er das SA-Gedicht von 1937 mit einer ähnlichen Wendung schließt. – Über die Gründe dieses Umchwungs läßt sich nur spekulieren: Ist es die zunehmende Diskriminierung der Juden? Oder nur eine Art Altersdepression? Nach einjähriger Pause greift Hummel wieder zur Feder und verfaßt am 21. August 1939 einen „Zimmerspruch für Gaugenwald“: Ein Bauernhof ist abgebrannt und alle im Dorf helfen nun beim Wiederaufbau mit.

„... Dank sei gesagt auch all den Lieben,
die in der Not nicht fern geblieben ...
... Gott möge auf sie allerwegen
des Himmels reichen Segen legen.“

Als Nachgeborener möchte man schon fast ein dumpfes, banges Ahnen in diesen Zeilen vermuten: elf Tage später brach der Zweite Weltkrieg aus – und in der Tat. Wenn man die August-Nummern der damals in Ebingen verbreiteten Tageszeitung „Der Wille“ durchblättert, dann wird deutlich, daß ein aufmerksamer Leser am 21. August in der Lage ist, die drohende Kriegsgefahr zu erspüren:

„Jeder Deutsche ist Polens Feind“ (16. 8.); „Italien tut im Kriegsfall seine Pflicht“ (17. 8.); „Polnisches Banditentum wütet am Derschauer Brückenkopf“ (Danziger Grenzstation; 17. 8.); „Polnische Flieger über der Slowakei“ (18. 8.); „Polnische Gewalttaten ohne Ende“ (19. 8.); „Lieber sterben als polnisch werden“ (19. 8.). Dies ist, wohl gemerkt, nur eine kleine Auswahl der Schlagzeilen.

1941 erscheint eine Sammlung von Ebinger Anekdoten mit dem Titel „Stump Holz“, zusammengetragen von Josef Halm, der bisher noch nie literarisch hervorgetreten war. Eine Reihe der darin verwendeten Geschichten hat Hummel bereits Jahre zuvor veröffentlicht. (So in „Der Schwabenspiegel“ 30. 9. 1930 – Nachlaß Hummel, Z 7).

Trotzdem kommt Hummel hier nicht zum Zug. Wird er bewußt übergangen? Oder hat er abgelehnt? Wie auch immer: Aus welchen Gründen geschieht dies? Altershalber? Oder ist er den Nazi-Herausgebern nicht liniengetreu genug? Oder eine weitere Möglichkeit: Hat Hummel selbst abgelehnt, weil er sich von dem Nazi-Rummel distanzieren will? Hummel schreibt in dieser Zeit immer seltener; seine Stimmung wird immer depressiver. Am 12. August 1942 stirbt seine psychisch kranke Tochter unter dramatischen Umständen. Im Oktober desselben Jahres bringt er nach extrem langer Pause acht Zeilen aufs Papier:

„Ich geh' alleine meinen Weg,
Hab' nicht den Freund zur Seiten
Ihn hält zurück von Weg und Steg
Ein banges, schweres Leiden ...“

Dieses Gedicht ist erst ein paar Wochen alt, als die Deutschen in Stalingrad kapitulieren, und noch ein paar Wochen später kapitulieren die Deutschen in Nordafrika, alliierte Truppen landen auf Sizilien, Italien kapituliert, Rückzug der Deutschen an allen Fronten. „Mit Gott ins Neue Jahr hinein!“ schreibt Hummel dem Ebinger Bürgermeister Hayer zum Jahreswechsel 1943/44 – das großsprecherische Pathos ist längst verstummt. Hier hilft nur noch beten.

Der Kontrast zwischen Hummels großer Produktivität vor 1938 und seiner Schweigsamkeit nach 1938 erscheint eklatant. Unerwähnt geblieben sind bisher Hummels zahlreiche Zeitungsartikel – sentimentale Geschichten wie „Die Spinnstube“ (Der Wille, 26. 1. 1937) oder heitere Glossen, die er mit dem Pseudonym „Ernst Fröhlich“ zeichnet.

Es wird nicht von der Hand zu weisen sein, daß er sich bewußt zurückzog. Darauf deutet möglicherweise ein Satz, den er Anfang August 1945 niederschrieb: „Man hat unter dem Terror der nationalsozialistischen Regierung Schweigen gelernt, auch der Chronist.“ (Nachlaß Hummel, Ms 1 – Stadtchronik, Heft XIX S. 3.) In seinen chronikalischen Aufzeichnungen (er ist immer noch der Stadtchronist) behält er allerdings die offizielle, markige NS-Diktion bei. Ein Beispiel – über das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 berichtet er:

„21. Juli: Gestern abend wurde bald nach 5 Uhr ein Sprengstoffanschlag auf unseren Führer verübt von einer verräterischen Offiziersclique. Himmelschreiend! Von deutschen Verbrechern! ... Entsetzen über diese Freveltat erfaßte auch uns Ebingen ...“ Wenige Tage vor Kriegsende, am 21. April, stirbt Hummels Ehefrau. Er schreibt „Mütterleins letzte Tage“ (Ms 11). Er zählt die Tage, die seit ihrem Tod vergangen sind. Zu ihren Lebzeiten hatte er sie in seinen zahlreichen Notizen mit keinem einzigen Wort erwähnt! Es fällt ihm offensichtlich schwer, als Witwer in die „neue Zeit“ hineinzuschreiten. Die Stadtchronik führt er indes unverdrossen weiter. Den Einmarsch der Franzosen am 24. April 1945 empfindet Hummel als „Ende mit Schrecken“:

„Die weiße Flagge vom Rathausturm zeigte der Bevölkerung an, daß die Stadt als eine ‚freie Stadt‘ erklärt sei. ‚Frei‘ unter Herrschaft des französischen Kommandos. – Ende!“

Eine Erleichterung des Chronisten über das Kriegsende oder gar eine Freude über das Ende der Nazi-Herrschaft geht aus diesen Zeilen nicht hervor und ist auch sonst in Hummels Chronik-Notizen nirgendwo zu erkennen. Hat

er dem Dritten Reich nachgetrauert? Er tut sich schwer mit den Veränderungen: Den russischen Arbeiterinnen verübelt er, daß sie jetzt schöne Kleider tragen. Den Franzosen ist er eher gewogen und hebt sogar die gerechte und zurückhaltende Amtsführung des französischen Ortskommandanten positiv hervor. Dieser Umstand führt zu der Vermutung, daß Hummel sich als „offizieller Chronist“ verstanden haben könnte, der das örtliche Geschehen aus dem Blickwinkel der jeweils Herrschenden betrachtet. Die Nazi-Diktion seiner handschriftlichen Chronik-Aufzeichnungen würde somit in einem milderen Licht erscheinen.

Irgendwann im Frühsommer 1945 (Mai? Juni?) beginnt er, sich in schriftlicher Form kritisch mit dem Nationalsozialismus auseinanderzusetzen (die Texte sind undatiert). Hitler sei von Schmeichlern fehlgeleitet worden, so sucht er sich den Gang der Ereignisse zu erklären; auch habe die NS-Weltanschauung sittliche und religiöse Werte von hohem Rang zerstört. Stalingrad sei der Anfang vom Ende gewesen. Es habe nur so weit kommen können, weil Hitler nicht auf seine erfahrenen Generäle hörte. Die verlogenen Durchhalteparolen der letzten Kriegstage enttäuschten Hummel ganz besonders. Er vergleicht schließlich Hitler mit dem römischen Kaiser Julian Apostata, der nach großen Christenverfolgungen in dem Krieg gegen die Neuperser 363 n. Chr. Schlacht und Leben verlor, dessen letzte Worte gewesen sein sollen: „Galiläer, du hast doch gesiegt!“

Damit will Hummel wohl ausdrücken, daß Gottes Segen seiner Meinung nach von Stalingrad an nicht mehr auf Hitler ruhte, weil sich

(Fortsetzung/Schluß umseitig)

Laudatio auf Professor Christoph Roller

Anläßlich seines 25jährigen Jubiläums als Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung (1. 12. 1998) und seines 75. Geburtstags (5. 1. 1999)

Gehalten am 12. 1. 1999, 19.00 Uhr, anläßlich des Empfangs im Landratsamt Zollernalbkreis, von Dr. Andreas Zekorn, stellvertretender Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung.

(leicht gekürzt: Verzicht auf Grußbotschaften an die Festredner)

Lassen Sie mich in den Annalen der Heimatkundlichen Vereinigung zurückblättern: „Freiherr von Brandenstein teilte der (Mitglieder-)Versammlung mit, daß seine Amtsperiode Ende des Jahres abgelaufen sei und daß er auf eine eventuelle Wiederwahl verzichten müsse infolge des Wegzugs von Balingen nach München. ... Als Nachfolger für den Vorsitz der Vereinigung schlug er Herrn Dipl.-Ing. Christoph Roller, Balingen, vor. Einstimmig und mit großer Freude wurde Herr Roller zum Vorsitzenden gewählt.“ Mit diesen nüchternen Worten hält das Protokoll der Mitgliederversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung vom 1. Dezember 1973 einen für die Vereinigung sehr bedeutsamen Akt fest.

Herr Professor Roller ist der dritte Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung. Im Jahre 1954 rief der damalige Landrat Friedrich Römer den Verein ins Leben und war zugleich sein erster Vorsitzender. Nachdem Herr Römer Regierungspräsident in Stuttgart geworden war, übernahm der Leiter des Finanzamts Balingen, Freiherr von Brandenstein, von 1969 bis 1973 den Vorsitz. Und dann wählte die Mitgliederversammlung Herrn Roller zum Vorsitzenden. Es sind also von damals bis heute gerechnet bereits über 25 Jahre, in denen Herr Roller diese Funktion wahrnimmt. Es ist eine beachtliche und lange Zeit.

Die Heimatkundliche Vereinigung selbst wird heuer 45 Jahre alt. Herr Roller leitete den Verein damit mehr als die Hälfte der Zeit seines Bestehens. Oder, bezieht man diesen Zeitraum auf seine Lebenszeit, so präsierte er dem Verein ein Drittel seines Lebens. Herrn Roller gebührt dafür unser aufrichtiger Dank und unsere Hochachtung. Es gehört etwas dazu, eine solche Aufgabe über einen so langen Zeitraum wahrzunehmen. Es gehört etwas dazu, einen Verein über einen so langen Zeitraum gleichsam wie ein Orchester zu dirigieren. Und das bei einem gleichbleibend hohen Standard.

Und daß die Tätigkeit von Herrn Professor Roller erfolgreich war und ist, läßt sich allein an den Mitgliederzahlen ablesen. Als er 1973 sein Amt antrat, betrug die Zahl der Mitglieder rund 150. Heute hat die Heimatkundliche Vereinigung mehr als doppelt so viele Mitglieder, nämlich 356. Zu verdanken ist dieser Zuwachs dem attraktiven Angebot der Heimatkundlichen Vereinigung und einer aktiven Mitgliederwerbung unter ihrem Vorsitzenden Christoph Roller. Bei ihm wurde die Gewinnung von Mitgliedern von Anfang an zu einer wichtigen Zielsetzung. Mit Erfolg, wie die Zahlen belegen.

Wie den Unterlagen der Heimatkundlichen Vereinigung zu entnehmen ist, thematisierte Professor Roller am Beginn seiner Amtszeit auch ein Problem, das für die Heimatkundliche Vereinigung heute noch aktuell ist, nämlich

das Problem der Überalterung des Vereins. Herr Roller gab 1974 der älteren Generation die Empfehlung, Enkelkinder und Enkelkinder zu den Veranstaltungen mitzubringen. Dies ist ein Vorschlag, den man immer noch gerne weitergeben kann. Aus der Geschichte zeigt sich aber noch etwas anderes und gewissermaßen auch Tröstliches. Einen hohen Altersdurchschnitt gab es bereits damals ebenso wie heute. Und dennoch: die Heimatkundliche Vereinigung ist nicht ausgestorben. Im Gegenteil, sie ist sehr lebendig, dank ihrer zahlreichen Mitglieder, die bis ins hohe Alter höchst aktiv sind. Ich denke, daß die Heimatkundliche Vereinigung auch künftig ihre neuen Mitglieder finden wird. Ein Vorsitzender bestimmt wesentlich den Kurs eines Vereins, auch wenn ihm zahlreiche engagierte und fleißige Helfer zur Seite stehen. Die Tätigkeit des Vorsitzenden der Heimatkundlichen Vereinigung ist sehr vielfältig und bleibt doch häufig für die Mitglieder im Verborgenen. Es beginnt bei der Erstellung und Koordinierung des Jahrespro-

gramms, es geht weiter mit Repräsentation und Kontakten zu anderen Vereinigungen bis hin zur Würdigung der Tätigkeit von Vereinsmitgliedern oder der Ehrung von Vereinsmitgliedern. Im Protokoll von 1974 steht beispielsweise, daß der Geschäftsführer Herr Bukenberger 20 Flaschen Wein erhält. Herr Roller bestellt den Wein. Und hinzufügen kann ich aus eigener Erfahrung anlässlich meines 40. Geburtstags, daß Herr Roller keinen schlechten Wein bestellt.

Herr Roller verstand es seit jeher, gute Kontakte zu Repräsentanten des öffentlichen Lebens zu pflegen. Solche Kontakte sind für die Heimatkundliche Vereinigung wichtig und nützlich. Ich möchte diesbezüglich nur eine kleine Anekdote anfügen. Herr Roller erzählte mir, daß er mit dem früheren Landrat und Vorsitzenden der Heimatkundlichen Vereinigung Friedrich Römer gerne eine oder mehrere der exklusiven Zigarren Landrat Römers rauchte, die ihm dieser in reichlichem Maße anbot. Und, so fügte Herr Professor Roller mit einem gewissen Stolz hinzu, ich konnte immer mithalten.

Die Tätigkeit von Herrn Roller beschränkt sich nicht nur auf das Dirigieren des Vereinsorchesters, sondern er trug und trägt auch mit zahlreichen Exkursionen aktiv zur Belebung des Vereinsprogramms bei. Große Exkursionen führte er etwa nach Tirol, ins Burgenland oder an die Ostsee, um nur einige wenige zu nennen.

Wie Herr Munz erst jüngst in seiner Würdigung des Vorsitzenden in den Heimatkundlichen Blättern schrieb, gelang es Herrn Roller stets, ein Gemeinschaftsbewußtsein unter den Mitgliedern zu erzeugen und so zum Zusammenhalt und zum Wachsen der Vereinigung beizutragen.

Genauso vielfältig wie die Tätigkeit des Vorsitzenden ist das Angebot, das die Heimatkundliche Vereinigung ihren Mitgliedern bietet. Dies hervorzuheben ist bei der Ehrung eines Vereinsvorsitzenden ebenfalls angebracht: Es gibt die monatlichen Stammtische in Albstadt und Balingen mit Vorträgen zu heimatkundlichen Themen. Es gibt die Heimatkundlichen Blätter, die einmal im Monat Beiträge zu Heimatgeschichte und Heimatkunde liefern. Es gibt mehrere Exkursionen und Ausstellungsbesuche im Jahr. Und es gibt, als Höhepunkt im Vereinsleben, die Hauptversammlung mit einem besonderen Festvortrag. Dies sind die zentralen Aktivitäten der Heimatkundlichen Vereinigung.

Dabei ist zu betonen, daß die Heimatkundliche Vereinigung mit ihrem Angebot auch einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag leistet. Nicht nur das Wissen über Heimatkunde und Heimatgeschichte der Vereinsmitglieder wird gefördert, sondern dieses Wissen darüber hinaus einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt. Das geschieht insbesondere über die Heimatkundlichen Blätter und die öffentlichen Vorträge. Die Heimatkundliche Vereinigung trägt damit zur Kenntnis der eigenen Geschichte und der eigenen Wurzeln bei. Daß dies eine wesentliche Aufgabe ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, daß ein Landrat die Heimatkundliche Vereinigung ins Leben rief und ihr Wachsen als Vorsitzender über lange Jahre förderte. Diese Tradition hält bis heute an. Auch heute noch erhält die Heimatkundliche Vereinigung durch den Landrat und das Landratsamt des Zollernalbkreises Unterstützung.

Die Bedeutung der Heimatkunde – im besten Sinne – nimmt in einem geeinten Europa zu. Häufig ist die Rede von einem Europa der Regionen. In vielen Ländern Europas erfolgt die Rückbesinnung auf die Region, die den Menschen – bildlich gesprochen – einen geistigen Ankerplatz bietet. Um diesen Ankerplatz aber nutzen zu können, ist es erforderlich, daß man die Region und ihr geschichtliches Werden gut kennt. Die bewegte und vielgestaltige Geschichte unserer Region kennenzulernen, dazu

trägt die Heimatkundliche Vereinigung bei.

Es bleibt mir an dieser Stelle Dank zu sagen – Dank an Herrn Professor Roller im Namen sämtlicher Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung, aber auch ganz persönlich im eigenen Namen. Dank für eine jahrelange, kontinuierliche, engagierte und qualitätsvolle Arbeit als Vorsitzender. Ich denke, alle Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung wissen, was sie an ihrem Vorsitzenden haben. Es ist zu hoffen, daß Herr Roller diese Arbeit auch in Zukunft fortsetzen kann. Wir wünschen ihm dazu alles Gute und gesundheitliches Wohlergehen.

Als äußeres Zeichen des Dankes und der Anerkennung haben Frau Hübner und ich uns ein Geschenk überlegt. Wir kamen schließlich auf einen Stich der Burg Hohenzollern, der uns in mehrfacher Hinsicht geeignet erschien: Die Burg besitzt historische Bedeutung, ist also bereits aus diesem Grunde für einen geschichtlich interessierten Menschen als Präsent passend. Graf Friedrich von Zollern gründete im Jahre 1255 die Stadt Balingen, und die Zollern waren die langjährigen Inhaber der Stadt Balingen als Mittelpunkt der Herrschaft Schalksburg. Eine Abbildung der Burg ist also auch für einen Vorsitzenden der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen geeignet. Und schließlich ist die Burg Hohenzollern das Wahrzeichen des Zollernalbkreises. Für die Geschichte der einen Kreishälfte, genauer gesagt die Geschichte des Altkreises Balingen, ist die Heimatkundliche Vereinigung sozusagen zuständig. Und die aktuellen Verbindungen zwischen Verein und Landkreis bestehen weiter, wie in den Zeiten des Altkreises Balingen.

Sehr geehrter, lieber Herr Roller, ich wünsche Ihnen deshalb viel Freude beim Anblick dieses historischen Sticks, der in seiner Bedeutung doch über einen einfachen Stahlstich hinausgeht. Ganz besonderer Dank ist aber auch Frau Roller zu sagen. Eine Frau muß eine solche Tätigkeit, wie die eines Vorsitzenden, die mit Einschnitten im Privatleben verbunden ist, mittragen. Frau Roller trug aber nicht nur einfach die Tätigkeit mit, sondern sie engagierte sich auch selbst für die Heimatkundliche Vereinigung. Dafür gilt ihr ebenfalls unser aller herzlichster Dank. Ebenfalls als äußeres Zeichen des Dankes überreiche ich Frau Roller einen Blumenstrauß.

Ich bedanke mich bei dem Duo Reber, Herrn Reber und seiner Tochter Isabelle-Fleur. Die Familie Reber, meist unterstützt durch Frau Köhler, umrahmt die größeren Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung seit langem in bewährter und hervorragender Weise.

Ich bedanke mich schließlich sehr herzlich bei der Geschäftsführerin der Heimatkundlichen Vereinigung, Frau Ruth Hübner, die bei den Vorbereitungen des Festaktes mehr als half und sich wie immer sehr für die Heimatkundliche Vereinigung engagierte.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

(Schluß Gottlob Friedrich Hummel)

letzterer von christlichen Grundsätzen abgewendet hatte.

Letztendlich ringt er sich zu einer schuldbehafteten Haltung durch, die er schriftlich niederlegt als gereimtes „Gebet“:

„Herr Gott im Himmel, sieh in Gnaden,
Wie sehr wir uns mit Schuld beladen,
Daß einem Manne wir vertraut,
Und felsfest auf ihn gebaut,
Der, vom Dämonen schlimm besessen,
Sich alle Kräfte zugemessen, ...
... Der uns'rem deutschen Vaterlande
Zum Fluch geworden und zur Schande ...“

Nicht abfinden kann sich Hummel jedoch mit der Art und Weise, wie die Siegermächte mit den Deutschen umgingen – er hält das für durch und durch ungerecht. In diesem Sinne wendet er sich am 21. Juni 1947 an den württembergischen Landesbischof Theophil Wurm: „ob es nicht möglich wäre, daß die Kirche geschlossen gegen die Vergewaltigungen des deutschen Volkes wenden und für eine Lockerung der körperlichen und seelischen Banden, in welchen wir, besonders unsere Gefangenen schmachten, einsetzen würde?“ (Nachlaß Hummel, Br 2).

Das Thema „Bestrafung der Deutschen durch die Alliierten“ beschäftigt ihn bis zum Ende seiner Tage. Noch am 23. November 1951 druckt die „Ebinger Zeitung“ einen Artikel Hummels mit solchem Inhalt. Dies dürfte seine letzte Veröffentlichung gewesen sein – er stirbt ein knappes Vierteljahr später, am 17. Januar 1952. Pflichtbewußt wie er war, führt er die Ebinger Stadtchronik bis zum Februar 1950. Der Ebinger Studienrat Dr. Walter Stettner wird sein Nachfolger als Stadtchronist.

Als Mensch und als Persönlichkeit mag Hummel in dieser Würdigung vielleicht etwas zu kurz gekommen sein. Deshalb am Ende noch eine kleine Begebenheit aus seiner Tätigkeit als Schulmeister: In seiner Klasse hatte einst eine Schülerin einer Kameradin das Handarbeitskörbchen gestohlen. Natürlich wurde die Missetäterin sogleich festgestellt, und die Klasse freute sich auf das Schauspiel einer schulgerichtlichen Szene. Aber was tat der gute Lehrer? In der nächsten Pause ging er in den nahen Korbladen und kaufte aus seinen eigenen Mitteln ein hübsches Körbchen. Dieses brachte er der Delinquentin, „damit sie keins mehr stehlen müsse“.

Quellen und Literatur:

- Gottlob Friedrich Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, Ebingen 1923; 2. Auflage Ebingen 1936
- Gottlob Friedrich Hummel zum Gedächtnis (Nachrufe, Ebingen 1952)
- Stadtarchiv Albstadt
- Nachlaß Gottlob Friedrich Hummel
- Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokolle
- Tageszeitung „Der Wille“



Beamte und Revolution Das Verhalten der Oberamtmänner

In Balingen, Hechingen und Haigerloch während der Revolution 1848/49 / Von Dr. Andreas Zekorn

Am Samstag, dem 23. September 1849, fand eine Zusammenkunft führender revolutionärer Persönlichkeiten aus Württemberg und Hohenzollern-Sigmaringen im Gasthaus „Zum Schwannen“ in Balingen statt. Der württembergische Fabrikant Gottlieb Rau traf sich mit dem Sigmaringer Advokaten Carl Würth und anderen Männern aus Sigmaringen, die unterwegs zu einer Volksversammlung in Trillfingen waren. Das Treffen fand an einem der Kulminationspunkte der Revolution im deutschen Südwesten, also in Baden, Württemberg und Hohenzollern statt.

Rau versuchte damals die Sigmaringer zu einem gemeinsamen Marsch zum Volksfest in Cannstatt zu bewegen, wo er die Republik auszurufen wollte. Würth verhielt sich jedoch abwartend und wollte lieber zunächst die seit längerem vorbereitete Volksversammlung in Trillfingen durchführen, da er sich von ihr auch eine Aktivierung der bis dahin eher politisch passiven Bevölkerung des Fürstentums Hohenzollern-Hechingen versprach. Dieses Treffen wurde von den argwöhnischen Augen des Balinger Oberamtmanns Carl Friedrich Leemann verfolgt. Er vernahm einen Kutscher „dieser Leuthe, ... um über ihre Absichten Auskunft zu erhalten, jedoch ohne Erfolg.“ Ein Grund zum Einschreiten lag nach der Aussage des Oberamtmanns allerdings nicht vor. Mit diesem Treffen in Balingen haben wir bereits einige der Protagonisten und Handlungsorte berührt, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen wollen: Balingen, Hechingen und Haigerloch. Drei Städte in drei jeweils eigenständigen Staaten.

Beamte im 19. Jahrhundert

Zunächst möchte ich in aller Kürze die Stellung der Beamten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts skizzieren. Die akademisch gebildeten Beamten (des 19. Jahrhunderts) waren die eigentlichen Überwinder der ständisch korporativen Ordnung, in welcher der Adel die entscheidenden Positionen im Staat besetzte. Die Beamten waren ausgelesen auf Grund der demokratischen Prinzipien von Examen und Leistung und nicht mehr auf Grund der feudalen Prinzipien von Geburt und Verbindung. Die soziale Prestigeordnung räumte den Beamten – zumindest am Anfang des 19. Jahrhunderts – einen hohen Rang ein. Zusammen mit Pfarrern und den Angehörigen der freien Berufe, wie Advokaten, Ärzte oder Apotheker, konstituierten sie das Bildungsbürgertum.

In diesem Bildungsbürgertum war der Liberalismus stark vertreten: Vernunft, Autonomie, individuelle Freiheit, Sicherheit des Eigentums, Rechtssicherheit und Gleichheit vor dem Gesetz sind bürgerliche Interessen. Um diese Ziele durchzusetzen, versuchten reformorientierte liberale Beamte, den Obrikeitsstaat von oben durch Selbstkorrektur umzugestalten.

Auf der anderen Seite gab es jedoch eine strenge Hierarchie und Disziplinierung der Beamenschaft, insbesondere in der Zeit der Restauration zwischen 1815 und 1848. Gegen-

über Monarch, Regierung und Vorgesetzten wurde Loyalität erwartet. Politische Meinungen wurden allerdings nicht verfolgt, und der Liberalismus konnte in der Beamenschaft bis 1848 überleben, wofür gerade ein Teil der Regierungsbeamten in Hohenzollern-Sigmaringen ein gutes Beispiel bildet. Sehr viele Beamte verhielten sich – dies ist hinzuzufügen – jedoch auch politisch neutral oder neigten konservativen Ideen zu.

Das Ideal der Reform von oben und innerhalb fester Ordnung trat allmählich in Gegensatz zu neuen Reformforderungen von unten und zu Gefahren, die die Ordnung zu erschüttern drohten. Zugleich stieß die Beamtenherrschaft zunehmend auf Kritik und ihr Prestige sank. Bevormundung, Regulierungswut etwa gegenüber Kirche und Gewerbe, Selbstherrlichkeit und Arroganz der Beamenschaft waren unter anderem die Kritikpunkte. Deutlich artikuliert wird dies etwa während der Revolution 1848 in Baden oder in Hohenzollern-Hechingen, doch auch schon früher in Württemberg mit der Kritik an der „Schreiberherrschaft“.

Der Fall Carl Friedrich Leemann, Oberamtmann in Balingen

Betrachten wir zunächst die Biographie Carl Friedrich Leemanns. Am 22. Juni 1805 wurde er in Ludwigsburg geboren. Der Vater war Beamter gewesen, nämlich Oberpostdirektionskanzlist in Stuttgart. Die Konfession war evangelisch. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Stuttgart befand er sich vier Jahre lang als Offizierszögling an der Kriegsschule. Obgleich damit wohl für die Offizierslaufbahn vorgesehen, war er ab 1825 im Verwaltungsfach beim Oberamt Neuenbürg tätig. 1829 legte er die Dienstprüfung im Departement des Innern ab. Anschließend tat er während sechs Jahre, von 1829 bis 1835, Dienst als Aktuar beim Oberamt Nagold. Dann begann ein merklicher Karriereaufschwung: 1835 wurde er „Oberpolizeicommissair“ bei der Stadtdirektion Stuttgart, 1842 Oberamtmann des Oberamts Welzheim. Schließlich ernannte man ihn 1847 zum Oberamtmann in Balingen.

Dies bedeutete nochmals einen Karriere-sprung, denn Balingen war ein Oberamt erster Klasse, d. h. der dortige Oberamtmann hatte die höchste Besoldungsstufe zu erwarten. Allerdings erhielt Leemann zunächst nur die Besoldung zweiter Klasse. Doch er hatte diese Position ohne Studium erreicht und brauchte auf die Beförderung im Prinzip nur zu warten.

Als er in Balingen im Jahre 1842 seinen Deinst antrat, war Leemann verheiratet und Vater eines Kindes.

In Balingen war Leemann alsbald sehr rüh- rig: er förderte die Gewerbe, indem er beispielsweise die Seidenraupenzucht und die Granatbohnerie oder die Herstellung von Kinderspielwaren in Unterdigisheim einfuhrte oder wiederbelebte, er gründete die Spar- und Leihkasse für den Oberamtsbezirk erneut und verbesserte die schulischen Bildungsmöglichkeiten. Insgesamt muß Leemann bei der Bevölkerung recht beliebt gewesen sein, wie mehrere Schreiben zum Ausdruck bringen. Eigentlich hätte er wohl nicht mehr lange auf seine Beförderung zum Oberamtmann erster Klasse warten müssen, wenn, ja wenn nicht die für ihn verhängnisvollen Tage im September 1848 gekommen wären.

Balingen während der Revolution im Jahre 1848

In Württemberg blieb es allgemein relativ ruhig während der Revolutionszeit; die Konflikte trug man hier weitgehend im Rahmen und mit den Mitteln des politischen Systems aus. Es gab die seit langem bestehenden politischen Partizipationsmöglichkeiten, Landtag und Gemeindeparlamente, die für ein politisches Kontinuum sorgten. Auch während der Revolution von 1848/49 wurden bestehende Änderungswünsche zwischen den beiden Polen „Fürst“ bzw. Regierung und „Landtag“ ausgehandelt und in Reformen umgesetzt. Der parlamentarische Lösungsweg sorgte dafür, daß die Revolution weitgehend in „gemäßigten Bahnen verlief.“

Balingen machte keine Ausnahme bei diesem relativ gemäßigten Verlauf der Revolution von 1848/49 in Württemberg. Aufregung herrschte im März 1848 in Balingen wie andernorts wegen des sogenannten „Franzosenlärms“. Damals versetzten Gerüchte von plündernd in Südwestdeutschland einfallenden französischen Horden die Bevölkerung in Angst und Schrecken. Oberamtmann Leemann hielt eine flammende Rede, worin er die Bevölkerung zur Verteidigung „auf Tod und Leben“ aufrief. Bald darauf stellte sich jedoch heraus, daß die Befürchtungen grundlos waren.

Im April sandten die Balinger eine Petition an den König, worin sie sich um den Fortbestand der neu zugesagten Rechte wie Presse- und Versammlungsfreiheit, Volksbewaffnung, Grundlastenbefreiung sorgten. Ferner wurde unter anderem auch die Absetzung von Balinger Beamten verlangt. Die Balinger hatten hier Erfolg, denn Anfang Mai wurde Schultheiß Zürn seines Amtes enthoben.

In demselben Monat gab es eine spektakuläre Gefangenenbefreiung: Ein aus Baden zurückgekehrter Messerschmiedegeselle war wegen

des Verdachts, sich am Aufstand in Baden beteiligt zu haben, verhaftet worden. Eine aufgebrachte Menschenmenge versammelte sich vor dem Oberamtsgerichtsgebäude und verlangte die Freilassung des Gefangenen. Vergebens versuchten Oberamtmann und Oberamtsrichter die Menge zu beschwichtigen, und sie sahen sich genötigt, den Gefangenen freizugeben. Mit dem jungen Messerschmiedegesellen zog die Menge anschließend durch die Stadt und sang das Lied des Räuberchors aus Schillers Räumern „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne“.

Dem Polizeibeamten und dem Oberamtsrichter wurden in der folgenden Nacht „Katzenmusiken“ dargebracht. Diese Katzenmusiken stellten während der Revolutionszeit ein beliebtes Mittel dar, um mißliebige Mitmenschen in der Öffentlichkeit bloßzustellen: nachts zog man, eventuell maskiert, unter Trommeln und Pfeifen vor das Haus der betreffenden Person, oft eines Vertreters der Staatsgewalt, um dort lautstark das Mißfallen über den Betreffenden und seine Verhaltensweise zum Ausdruck zu bringen. Auch Fensterscheiben wurden bei solchen Aktionen eingeworfen. Es war eine traditionelle volkstümliche Form von Strafkation, eine Art bürgerlicher „Gegenöffentlichkeit“, vor allem der Unterschichten, die keine anderen Artikulationsmöglichkeiten hatten. Aufgestauter Aggression wurde ein Ventil geschaffen.

In Balingen wurde nun am 6. Mai Oberamtsrichter von Hörner, Gerichtsdieners Kolb und Stationskommandanten Süppel eine Katzenmusik von einer großen Menge Menschen, darunter viele Weiber, veranstaltet. Oberamtmann Leemann sah sich bei dieser Gelegenheit nicht gemüßigt einzuschreiten, wie ihm später vorgeworfen wurde. Wegen des Willküraktes der Gefangenenbefreiung wurden im übrigen zwei Monate später einige angesehene Balingen Bürger zur Festungshaft verurteilt.

Anzufügen bleibt an dieser Stelle noch, daß, wie andernorts auch, in Balingen eine Bürgerwehr im Laufe des Jahres 1848 gegründet wurde, die während der Rauschen Unruhen noch eine Rolle spielen sollte.

Der Fall des Oberamtmanns Leemann

Solcher Art stellte sich die Lage in Balingen dar, als die Ereignisse auf einen gewissen revolutionären Höhepunkt in Balingen und einen verhängnisvollen persönlichen Wendepunkt im Leben Leemanns hintrieben. Wie bereits eingangs ausgeführt, war ein Vorbote der sogenannten „Rauschen Schilderhebung“ das Treffen führender revolutionärer Köpfe aus Württemberg und Hohenzollern im Balingen Gasthaus „Zum Schwanen“ am Samstag, 23. September.

Am folgenden Sonntagabend fand auf der Post in Balingen eine Abendgesellschaft von Honoratioren statt, bei der Oberamtmann Leemann im Gespräch mitteilte, daß er anderntags eine Dienstreise nach Tailfingen zur Prüfung der dortigen Gemeinderrechnung unternehmen müsse. Einer der Anwesenden bemerkte darauf ihm gegenüber, ob er keine Bedenken trage, die Stadt bei ihrer gegenwärtigen bedrohten Lage zu verlassen.

Der Oberamtmann ließ sich aber nicht von seiner Reise abhalten, denn, so Leemann bei der Abendgesellschaft, das Gefährt sei schon bestellt und man wisse außer Gerüchten nichts Genaueres über den Verlauf der Rauschen Unternehmungen.

Wie der Kenntnisstand über das Unternehmen Raus am Sonntagabend in Balingen tatsächlich war, konnte in dem Verfahren gegen Leemann nicht geklärt werden. Doch dürfte man an diesem Abend noch nichts davon gewußt haben, daß die Rauschen „Freischärler“ am übernächsten Tag nach Balingen kommen würden. Allenfalls existierten Gerüchte. Erst am Montag gab es wahrscheinlich sicherere

Nachrichten über das Rausche Unternehmen, nachdem in Rottweil anwesende Balingen über die Volksversammlung berichteten und die Proklamation Raus, in der er zum Zug nach Cannstatt aufrief, in Balingen eintraf.

Vor seinem Aufbruch am Montag, 25. September, hinterließ Leemann dem Balingen Stadtrat vielleicht nur ein Reskript, daß dieser Ordnung halten solle, sonst sehe sich Leemann dazu gezwungen, Militär anzufordern. Am Montagmorgen reiste Leemann mit der Postkutsche nach Ebingen und begab sich von dort, zusammen mit dem ehemaligen Ebinger Schultheißen und jetzigem Tailfinger Verwaltungsaktuar Grotz nach Tailfingen. Und dies zu Fuß, wie ihm später ebenfalls vorgehalten werden sollte, denn Eile habe er in Anbetracht der Lage überhaupt keine gezeigt. In Tailfingen wurde bis Mittag die Rechnung geprüft, anschließend begaben sich Leemann und Grotz, wiederum zu Fuß, zurück nach Ebingen, allerdings ohne zuvor ein Mittagessen eingenommen zu haben.

In Balingen hatten sich mittlerweile die bedrohlichen Vorzeichen gemehrt. Man sprach, nach Aussage des Oberamtsaktuars Mayer, von einer drohenden Gefangenenbefreiung und daß 600 Mann Freischaren von Rottweil kämen. Kundschafter aus Rottweil seien erschienen und Kundschafter seien von Balingen abgeschickt worden, um Erkundigungen einzuziehen, ob man andernorts eine Beteiligung am Zug nach Cannstatt erwarten könne. Deswegen entsandte der Oberamtsaktuar nachmittags gegen 14.30 Uhr einen bzw. sogar zwei Boten mit einem Brief an Leemann, daß „die schleunige Rückkehr“ des Oberamtmanns nach Balingen geboten sei. Die Nachricht erreichte Leemann auf dem Weg nach oder in Ebingen.

In Ebingen angekommen, kehrten Leemann und Grotz zunächst einmal in der „Post“ ein und holten das versäumte Mittagessen nach, wobei man auf die Kutsche wartete. Als man dort zusammen saß, tauchte plötzlich ein „Mann mit Wehrmannshut und Turnerkleidung“ mit schwarz-rot-goldenem Bande über der Brust und mit einem „Faschinenmesser“ umgürtet auf, der mit „Extrapost“ von Balingen nach Sigmaringen unterwegs war. Es handelte sich hierbei um den Sigmaringer Sergeanten Anton Gauggel, den Würth von der Trillfinger Volksversammlung aus nach Rottweil geschickt hatte, um den Fortgang des Rauschen Unternehmens zu beobachten.

Gauggel reiste an jenem Montag nach der Rottweiler Versammlung eilends in Richtung Sigmaringen. Er führte einige Exemplare einer am Vorabend von Rau abgefaßten und rasch gedruckten Proklamation mit sich, worin unter anderem zur Teilnahme am Zug nach Stuttgart aufgerufen wurde, um dort die Volkssouveränität zur Geltung zu bringen. Rau hatte dem Sergeanten eigens 15 Gulden zur Benutzung der Extrapost in die Hand gedrückt, damit er den Advokaten Würth möglichst rasch vom Stand der Dinge in Kenntnis setze. Gauggel verteilte das Rausche Manifest in der Ebinger Post und erzählte, daß in Rottweil schon alles auf den Beinen sei; er rief die Ebinger dazu auf, nach Balingen zu gehen, um sich am Marsch nach Stuttgart zu beteiligen.

Auch Oberamtmann Leemann erhielt eine Proklamation ausgehändigt. Gegen die Verteilung des Manifests eingeschritten ist Leemann nicht, und den „Emissair“ verhaften ließ Leemann ebenfalls nicht, denn er sah dafür keinen Grund bzw. befürchtete, damit Unruhe bei den Ebingern auszulösen. Als Gauggel von einem Knecht namentlich erkannt wurde, reiste der Gesandte rasch weiter. Unterwegs verteilte er die Proklamation unter anderem in Straßberg und Winterlingen.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß Rau mit einem weiteren Schreiben den Advokaten Würth nochmals über seinen

Zug nach Cannstatt informierte; dieses Schreiben traf ebenfalls am Montag in Sigmaringen ein. Am nächsten Tag begann der Septemberaufstand in Sigmaringen.

Leemann selbst beeilte sich nun nach der erhaltenen Botschaft und fuhr gegen 5 Uhr abends mit einem Extragefährten nach Balingen zurück. Die Stadt befand sich bereits in großer Aufregung. In den Wirtshäusern war in der Nacht „ein massenhaftes Geschrei“ zu hören, Heckerlieder wurden gesungen und „Hecker hoch“-Rufe ausgebracht. Am nächsten Morgen, am Dienstag, dem 26. September, ließ Leemann als erstes an den Balingen Stadtrat einen Erlaß ergehen, in dem er Bezug auf die nächtlichen „Ruhestörungen“ nahm und den Stadtrat aufforderte, für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Als der Rottweiler Zug herannahte, nahm Leemann mit Schultheiß und Bürgerwehrkommandanten Rücksprache, um eine von Rau verlangte Einquartierung der „Freischaren“ in Balingen zu verhindern. Leemann konnte sich hier nicht durchsetzen. Der Oberamtmann wollte weiterhin von dem Bürgerwehrkommandanten wissen, ob er sich auf die Bürgerwehr stützen könne, um den Zug von der Stadt abzuhalten. Er erhielt zur Antwort, daß dies nicht der Fall sei, sondern, daß im Gegenteil die Rausche Sache volle Zustimmung habe.

Dem Einzug Raus konnte Leemann nichts entgegensetzen. Auf die Bürgerwehr konnte er sich nicht verlassen. Militär stand ihm keines zur Verfügung. Er sah sich sogar außer Stande, die Bürger, insbesondere die Bürgerwehr, zusammenzubringen, um sie vor einer Teilnahme am Zug nach Stuttgart abzumahnern. Es war Jahr- und Viehmarkt in Balingen und die Stimmung aufgeregt. Jede Verwarnung hätte die Stimmung nur gesteigert, so Oberamtmann Leemann später.

Zudem habe er sich auch deswegen passiv verhalten, weil er hoffte, „die Balingen würden am Ende doch nichts ausführen...“, er (kenne) die Balingen von dieser Seite... Sie schreien und rayesoniren immer mehr, als sie wirklich handeln“. Schließlich habe er Nachrichten erhalten, daß die Sache landabwärts, Richtung Tübingen und Stuttgart, für das Rausche Unternehmen nicht günstig sei und manche Bürgerwehroffiziere ebenfalls nicht für eine Teilnahme an dem geplanten Zug waren.

Aber am Dienstag war die Stimmung in Balingen angeheizt. Aus Stuttgart war eigens der damalige Oberpolizeikommissar bei der Stadtdirektion, ein Herr namens Bullinger, ange-reist, um die Lage in Balingen zu erkundschaften und „Rau und Genossen“ zu beobachten. Er war um 2 Uhr früh in Stuttgart aufgebrochen und kam gegen drei Uhr mittags in Balingen an. Bullinger gibt folgenden Bericht über die Lage in Balingen: Bei seiner Ankunft begegnete er Leemann, der das Treiben der Menschenmenge in der Hauptstraße beobachtete. Nachdem sich Bullinger zu erkennen gegeben hatte, bedauerte Leemann, daß Bullinger „nicht einige Compagnien Militair“ mitgebracht habe, um „dieses... Lumpengesindel zu Paaren zu treiben“.

Auf dem Wege zum Oberamt erkannte Bullinger die gereizte politische Stimmung bei den Leuten, „welche zum großen Theil betrunken waren und somit die zügelloseste Aufregung wahrnahmen“. Leemann erklärte ihm, daß er keine Mittel habe, „um dem Unfug zu steuern“. Auf den Stadtschultheißen könne er sich nicht verlassen, weil er durch und durch demokratisch sei. Auf die Bürgerwehr könne er ebenfalls nicht bauen, und ein persönliches Einschreiten hielt er für sinnlos, vor allem, weil alles betrunken sei. Auch nach Ansicht Bullingers hätte bei einem Einschreiten das Ansehen der Obrigkeit nur noch mehr gelitten, so daß es besser war, sich passiv zu verhalten. Deswegen beschränkte sich Leemann darauf, Nachrichten und Meldungen über die Lage auf dem

Die 1848er Revolution in Ebingen und Umgebung

Eine zusammenfassende Darstellung von Dr. Peter Thaddäus Lang

Nicht zuletzt ist es auf den rasanten technischen Fortschritt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen, daß sich die revolutionären Ideen dermaßen rasch über ganz Mitteleuropa verbreitet haben – der Telegraph, die Eisenbahn... Am 24. Februar 1848 dankte in Paris der Bürgerkönig Louis Philippe ab, am 27. Februar wurden im badischen Offenburg auf einer Volksversammlung erstmals die Programmpunkte aufgestellt, die man dann unter dem Begriff der Märzforderungen faßte: Pressefreiheit, Schwurgerichte, Parlament, allgemeine Volksbewaffnung, gerechte Besteuerung... und schon am 4. März trat auch in Ebingen eine Bürgerversammlung zusammen, die ganz ähnliche Forderungen erhob, die, mit einigen hundert Unterschriften versehen, dem württembergischen König schriftlich unterbreitet wurden.

Die Ebinger Eingabe war keineswegs die einzige im Königreich Württemberg, nein, ganz im Gegenteil: eine riesengroße Welle von Petitionen und Adressen traf in jenen Tagen in Stuttgart ein. Und sie blieben nicht ohne Wirkung. In Stuttgart wechselte die Regierung. Das Ministerium Schlayer, seit 1832 im Amt, trat zurück und führende Köpfe der liberalen Opposition unter dem leitenden Minister Friedrich Römer übernahmen die Regierung.

Unmut in Ebingen

Aber zurück nach Ebingen. Dort blieb es nicht, wie häufig andernorts, bei der schriftlichen Form. Der Unbill richtete sich in Ebingen gegen den ebenda amtierenden Vertreter der Obrigkeit, den Schultheißen Johannes Grotz. Am 13. März wurden ihm die Fensterscheiben seines Wohnhauses eingeworfen, ein ganz typischer Mißfallensbeweis in jenen Tagen. Courage scheint nicht gerade die am meisten hervorstechende Charaktereigenschaft dieses ansonsten recht fähigen Verwaltungsmanns gewesen zu sein. Die vielen Zeitungsmeldungen über revolutionäre Umtriebe dürften ihn rasch zermürbt haben, denn eine Woche später (am 21. März) reichte er ein Gesuch um Amtsenthebung ein, das vom Balinger Oberamt auch prompt bewilligt wurde. Damit setzte sich eine dominosteinerartige Reaktion in Gang.

Neben dem Schultheißen erklärten sich nun auch Stadträte zum Rücktritt bereit. Freilich nicht alle. Einem der noch zögerlichen Räte wurde eine nächtliche Katzenmusik zuteil, eine weitere Art, wie sich der Volkszorn artikuliert. Auch hier ist zu ergänzen, daß es sich bei dem Zorn auf die Stadträte nicht um eine Ebinger Besonderheit handelt. In den Kommunen des Königreichs Württemberg waren die Gemeinde- und Stadträte nämlich auf Lebenszeit gewählt, was ein zähes Festkleben am Hergebrachten und Überkommenen mit sich brachte. Oder anders herum: Es war so gut wie ausgeschlossen, daß die württembergischen Ratsgremien sich auf Neuerungen einließen. Die liberale Opposition im Lande formierte sich denn zwischen 1830 und 1848 zu einer landesweiten und lokal übergreifenden Opposition hinsichtlich der Frage der Lebensläng-



Johannes Grotz, 1810-1888, Schultheiß von Ebingen



Daniel Ludwig Glanz, 1823-1909, Pelzhändler und Schultheiß von Ebingen

lichkeit der Gemeinderäte, und der Druck auf die amtierenden Gemeinderäte wurde größer und größer.

Ein neuer Schultheiß

Kein Wunder also, wenn binnen kurzem der Ebinger Stadtrat vollkommen ausgewechselt war, die Stelle von eher konservativen Räten hatten solche eingenommen, an denen das Volk nichts auszusetzen hatte. Dies schien auch auf den neuen Ebinger Schultheiß zuzutreffen. Er hieß Daniel Ludwig Glanz, zählte gerade mal vierundzwanzig Lenze und hatte zuvor in nachgeordneter Position auf dem Ebinger Rathaus gearbeitet. Glanz wurde am 3. April gewählt; seit dem 28. Mai 1848 tragen die Ebinger Gemeinderatsprotokolle seine Unterschrift.

Damit war jedoch noch keine Ruhe in der Stadt eingekehrt. Aufrührer und Besonnene standen sich wenig kompromißbereit gegenüber, und es waren keineswegs nur aufmüpfige Handwerksburschen, die hier wider den Stachel lökten, sondern häufig auch achtbare Bürger. Auf den Straßen und in den Kneipen blieb es nicht immer bei derben Wortwechselln. Gelegentlich folgten Tötlichkeiten, die in einem Fall sogar zu schweren Verletzungen führten, so im Mai 1849. Wie der Ebinger Stadtschultheiß an das königliche Oberamt berichtete,

gerieten „Gemäßigte“ und „Ruhestörer“ auf der Straße aneinander – und beide Seiten waren mit Prügeln wie auch mit gefährlicheren Waffen ausgerüstet. Einer der „Gemäßigten“ soll einen „ruhestörenden“ Weber mit einem Säbel so heftig (oder soll man sagen: ungeschickt?) traktiert haben, daß letzterem „ein rundes Stück seines Kopfes von fast zwei Zoll Durchmesser“ abhanden kam (so beschreibt es der Bericht). Der solchermaßen verletzte Weber trug allem Anscheine nach keinen größeren Schaden davon, denn der Schultheiß führte weiter aus, niemand sei lebensgefährlich verletzt worden.

Die Bürgerwehr

Ganz wie in anderen Städten begeisterten sich auch die Ebinger Bürger für die Idee der Bürgerwehr, und schon bald hatten sich so an die 120 Männer zusammengefunden, um sich mit der Waffe exerzierend zu betätigen. Die anfängliche Begeisterung flaute allerdings nach kurzer Zeit wieder ab. Das Exerzieren erwies sich als eine doch recht mühselige Angelegenheit, und mancher zog es vor, des Abends in der Kneipe zu sitzen. Außerdem gerieten die Hobby-Soldaten politisch aneinander – die einen wollten die Befugnisse des württembergischen Königs einschränken, während die anderen in uneingeschränkter Treue zu ihrem Landesvater standen. Und was die Wehrwilligen wohl am meisten störte: Mit der Bewaffnung war es nicht weit her, denn es fehlte an Gewehren.

Der neue Schultheiß Daniel Glanz hatte deshalb seine liebe Not, die Truppe am Leben zu halten, und sah sich schließlich sogar gezwungen, gegen die Fernbleibenden Strafen zu verhängen. Auf diese Weise erhöhte sich die Zahl der Exerzierwilligen vorübergehend auf 200. Als Glanz beim Gemeinderat einen Antrag auf Anschaffung von Schießgerät stellte, lehnten dies die knausrigen Stadtväter rundweg ab.

Gegensätzliche Positionen

So standen denn in Ebingen auf der einen Seite die liberalen Konstitutionellen, und auf der anderen Seite die pietistischen Konservativen, die sich aber eine solche Bezeichnung nicht gefallen ließen, sondern die Forderung nach politischer Freiheit ganz allein für sich selbst in Anspruch nehmen wollten, indem sie dafür hielten, es sei doch ein Zeichen politischer Freiheit, wenn man seinem Monarchen gegenüber in untertänigem Gehorsam verharre. Dieser Gegensatz spiegelte sich sehr prägnant im „Alb-Boten“ wider, der damaligen

Beamte und Revolution...

(Fortsetzung von linker Seite)

geplanten Weg Raus entgegenzunehmen, Erkundigungen einziehen zu lassen und das Treiben in Balingen zu beobachten.

Am nächsten Morgen, am Mittwoch, 27. September, wenn sich die tolle Raserei nach der „Rausnacht“ gelegt hätte, wollte Leemann vor die Balingen treten und von der Teilnahme am Zug abmahnen. Doch dieses erwies sich gar nicht mehr nötig, denn am anderen Morgen sei „nicht ein Mann der Balingen Bürgerwehr auf den Schlag des Rottweiler Tambours erschienen“.

In der Tat, die Balingen wurden von den ein-

gekommenen Nachrichten, daß das Rausche Unternehmen zum Scheitern verurteilt sei, von der Teilnahme am Zug abgehalten. Der Balinger Bürgerwehrkommandant hatte Deputierte nach Stuttgart und Tübingen entsandt, um die Lage und Stimmung in beiden Städten zu erkunden. Die Abgesandten meldeten, daß es im Unterland ruhig sei und die württembergische Regierung plane, gegen demokratisch-republikanische Unruhestifter energisch vorzugehen. Zugleich trafen Nachrichten aus Baden ein, daß die Erhebung Struves von badischen Truppen niedergeschlagen worden sei. Rau wurde gewarnt, daß sein Unternehmen keine Zustimmung finde und daß er sich nicht ins Unglück stürzen solle. Diese Nachrichten führten zu einem Stimmungsumschwung sowohl bei den Rottweilern als auch bei den Balingern. Nie-

mand fand sich mehr zur Teilnahme am Weitemarsch nach Cannstatt bereit. Auf diese Weise scheiterte der Zug in Balingen.

Rau schickte im übrigen, wohl noch am selben Tag, den Balinger Studenten Haux über Hechingen durch das Killertal nach Sigmaringen, um der Bevölkerung mitzuteilen, daß sie zu Hause bleiben sollte, die Zeit sei noch nicht reif.

Leemann versuchte noch, Rau auf der Rückreise nach Rottweil zu verhaften, doch Rau nahm gar nicht den angenommenen Weg zurück nach Rottweil, sondern begab sich nach Sulz. Das Rausche Unternehmen war zwar beendet, für Oberamtmann Leemann sollte die Angelegenheit aber noch ein folgenschweres Nachspiel haben.

(Fortsetzung folgt)

Ebinger Lokalzeitung, die der liberal gesinnte Johann Christoph Göbel herausgab. Die Politik spielte sogar bis in das Vereinsleben hinein, das sich zu der damaligen Zeit zu entwickeln begann – die liberalen Sänger fanden sich 1835 im „Liederkranz“ zusammen, wohingegen die mehr vaterländisch-konservativ gesonnenen Sangesbrüder vier Jahre später die „Harmonie“ gründeten.

Der Ebinger Märzverein

Die Fronten verhärteten sich noch weiter, als im Dezember 1848 in Ebingen ein Märzverein gegründet wurde. Solche Märzvereine waren in zahlreichen anderen Städten Südwestdeutschlands den ganzen Sommer des Revolutionsjahres über wie Pilze aus dem Boden geschossen, und die Ebinger Liberalen wollten da nicht beiseite stehen. An seiner Spitze stand der Fabrikant Carl Friedrich Werner, den der Balingen Oberamtmann in seinen Berichten einen „roten Republikaner“ nannte. Der Verein forderte alle Bürger zum Beitritt auf, die Freiheit, Recht und materielle Wohlfahrt des Volks auf friedlichem Wege durch gesetzliche Mittel gesichert haben wollten, und es gelang sogar, in Truchteltingen und Margrethausen Zweigvereine zu gründen.

So kann es denn nicht verwundern, daß die Truchteltinger Bürgerschaft eine Eingabe an den König richtete. Dabei zeigen sich einige deutliche Unterschiede zu der Eingabe der Ebinger Bürger. Während die Städter die bürgerlich-demokratischen Freiheitsrechte mehr oder weniger energisch einfordern – wie Pressefreiheit, freie, allgemeine Wahlen, Versammlungsfreiheit oder Gleichheit vor dem Gesetz – geht es den Leuten auf dem Land um ganz handfeste, materielle Anliegen: Sie wollen ein gerechteres Steuersystem und insbesondere die Abschaffung der alten Feudallasten – die Naturalabgaben und andere Verpflichtungen, die noch aus dem Mittelalter stammten und sich im 19. Jahrhundert schon längst überholt hatten. Die Forderungen der Bauern erinnern damit an jene längst vergangene Zeit, als sich die Bauern gegen den Adel erhoben, und nur mit größter Mühe niedergeschlagen werden konnten – womit der Bauernkrieg des Jahres 1525 gemeint ist.

In Stuttgart lagen freilich schon seit geraumer Zeit Gesetzentwürfe in den Schubladen, mit welchen die alten Feudallasten als Zöpfe einer vergangenen Zeit abgeschafft werden sollten. Am Widerstand des Adels waren solche Bestrebungen jedoch bis dato gescheitert. Angesichts der zahllosen bäuerlichen Protestaktionen des Frühjahrs 1848 gab der Adel dann endlich jeglichen Widerstand auf und akzeptierte die liberalen Agrargesetze.

Eine dem Truchteltinger Text ähnliche Eingabe ist auch aus Pfeffingen überliefert. Auf diese braucht hier nicht näher eingegangen werden, denn sie erschien damals im „Alb-Boten“, und sowohl Dr. Walter Stettner als auch Dr. Wilhelm Foth haben sie unabhängig voneinander in früheren Jahren in den „Heimatkundlichen Blätter“ abgedruckt. Der Truchteltinger Text befindet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und ist bislang noch nicht veröffentlicht worden. Dies soll nun an dieser Stelle geschehen:

Die Eingabe der Truchteltinger Bürgerschaft

Königliche Majestät!

In dieser höchst aufgeregten und betrübten Zeit, in welcher die Völker ihre Ansichten über die Dinge auf so verschiedene, oft auffallende und sehr beunruhigende Weise kund geben, ist man in hiesiger Gemeinde darüber mitunter auch sehr unzufrieden, daß nur meistens von Städten, nicht auch von Landleuten aus Wünsche und Beschwerden zum Throne Seiner Majestät kommen, denn einen andern Wunsch hat

die Stadt, einen andern das Land, der Bauersmann, und doch ist es der Bauer, der Landmann, der allein Brot anschaffen muß. Wenn dieser Landmann längsther unter Drang und Druck schmachtete, so darf man es ihm in jetziger Zeit gewiß nicht verübeln, wenn auch er seine Wünsche und Beschwerden seinem Landesvater ehrfurchtsvollst darbringt, und ihn untätigst um schleunige Abhilfe zur Beruhigung des Landmanns bittet.

Ruhe und Friede im Augenblick herzustellen und das ganze ausgelöschte Vertrauen des Volks zur Regierung wieder herzustellen, damit der Haß und Groll desselben erstickt wird, ist ja gewiß heiligste Pflicht des Regenten ebensowohl wie jeden braven Bürgers. Im Sinne unserer Gemeinde nahen wir uns daher unserm Landesvater und schätzen uns glücklich, diesen Namen noch im Munde zu führen. Wir nahen uns unserm König nicht wie unsere Nachbarlande Hechingen und Sigmaringen [in den benachbarten Fürstentümern Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen hatte die Revolution zu diesem Zeitpunkt bereits heftige Formen angenommen]; wir vertrauen zum König, es werde seiner weisen Verwaltung gelingen, daß Ruhe und Friede unter seinem Volk bald wieder einkehre.

Nicht Preßfreiheit und Volksbewaffnung, nicht Öffentlichkeit und Mündlichkeit beim Gerichtsverfahren, nicht die Erlaubnis zu Volksversammlungen sind des Landmanns erster Wunsch, nein, die Last, die auf Grund und Boden haftet, drückt ihn zu Boden, diese Last möchte er abladen, damit sie ihn nicht vollends ganz niederdrückt, weshalb wir Eure Königliche Majestät recht dringend bitten, den allgemeinen Wunsch des Landmanns um Befreiung der Lasten von Grund und Boden doch ja recht bald in Erfüllung bringen zu lassen, damit das Volk hierdurch beruhigt würde.

Wir wagen es nun, Euer Königliche Majestät

unsere allgemeinen Wünsche folgend untätigst vorzutragen:

1. Entfesselung der Grund und Boden von den Feudallasten.
2. Nachlaß des Allmand-Zehnts [eine Abgabe, die bei Nutznießung der Allmend-Grundstücke zu entrichten war].
3. Gleichmäßigere Besteuerung nach Vermögen.
4. Abschaffung der Vielschreiberei und der Bevormundung des Volks durch allzu viele Beamte.
5. Verminderung des stehenden Heers und Abschaffung der vielerlei Regierungen [gemeint sind verschiedenerlei Behörden mit unübersichtlichen Kompetenzen, wie z. B. Ministerien, Kreisregierung, Oberamt].
6. Vereinfachung des Rechtsgangs und Beschränkung des verderblichen Advokatenwesens und Einführung größerer Selbständigkeit der Gemeinden.
7. Vereinfachung des Staatshaushalts, Abschaffung der Pensionen, Verringerung aller Besoldungen der Staatsdiener bis auf den Felduntergänger herab mit seinem Taglohn.
8. Rückgabe der eigenen Forstverwaltung an die Gemeinden und Private [private Waldbesitzer].

In dem wir nun Eure Königliche Majestät unserer Treue und unseres Gehorsams versichern, ersterben wir in aller Untertänigkeit.

Truchteltingen

Oberamts Balingen

den 21. März 1848

Euer Königlichen Majestät treu gehorsamste Gemeindevorsteher.

Gemeinderat: Schultheiß Müller; Lorch; Im Haasis; Lang; M. Haasis; Schairer; Maier; Konzelmann; Bosch.

Bürgerausschuß: Obmann Raible; J. G. Scheurer; Stoll; Schneider; Konzelmann; Schick; Feurer; Joh. Konzelmann.

(Fortsetzung folgt)

Notgeld der Reichsbahn



Sicher haben viele den interessanten Beitrag über das Notgeld 1923 im „Südwest-Magazin“ am Freitag, 10. Juli '98 gelesen. Ich möchte das Ganze einmal aus der Sicht der Eisenbahn ergänzen.

Im Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren mußte auch die Deutsche Reichsbahn auf Notgeld zurückgreifen. Die Reichsbahn war zunächst Teil der Reichsverwaltung und das Reichsfinanzministerium hatte sie mit den nötigen Mitteln zu versorgen. Als die Reichsbank nicht mehr soviel Geld herstellen konnte wie die Reichsbahn für ihre Lohn- und Gehaltszahlungen brauchte, griff das Reichsverkehrsministerium zum Mittel des eigenen Notgeldes.

Sammlung Schneider

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Hannes Schneider
Auf Schmiden 52/1, 72336 Balingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Die 1848er Revolution in Ebingen und Umgebung

Eine zusammenfassende Darstellung von Dr. Peter Thaddäus Lang (Fortsetzung und Schluß)

Hier noch einmal die Einleitung aus Nr. 3/99 vom 31. März:

Nicht zuletzt ist es auf den rasanten technischen Fortschritt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen, daß sich die revolutionären Ideen dermaßen rasch über ganz Mitteleuropa verbreitet haben – der Telegraph, die Eisenbahn... Am 24. Februar 1848 dankte in Paris der Bürgerkönig Louis Philippe ab, am 27. Februar wurden im badischen Offenbürg auf einer Volksversammlung erstmals die Programmpunkte aufgestellt, die man dann unter dem Begriff der Märzforderungen faßte: Pressefreiheit, Schwurgerichte, Parlament, allgemeine Volksbewaffnung, gerechte Besteuerung... und schon am 4. März trat auch in Ebingen eine Bürgerversammlung zusammen, die ganz ähnliche Forderungen erhob, die, mit einigen hundert Unterschriften versehen, dem württembergischen König schriftlich unterbreitet wurden.

Die Eingabe des Ebinger Märzvereins

Der Ebinger Märzverein gab sich in seinen Artikeln im „Alb-Boten“ recht forsch und streitbar, wie das Walter Stettner ausführlich dargelegt hat. Andererseits existiert ein Schreiben des Ebinger März-Vereins vom 23. März 1849 an die Regierung in Stuttgart, die in einer ganz anderen Tonart abgefaßt ist. In einer ausgesprochen moderaten Tonart nämlich. In einer äußerst gewundenen Sprache empören sich die Mitglieder des Ebinger Märzvereins darüber, daß drei Staatsräte der Stuttgarter Regierung im „Schwäbischen Merkur“ (gewissermaßen der „Süddeutschen Zeitung“ der damaligen Zeit) von den Volksvereinen behaupteten, sie seien gegen die Regierung gerichtet. Diese Behauptung, so meinen die Ebinger, sei nicht berechtigt. Hier der Wortlaut, wobei die gelegentlichen Grammatikfehler bereinigt sind:

Adresse des Ebinger März Verein an die Herren Staats-Räthe Römer, Goppelt und Duvernoy:

Verehrteste Herren!

Mit schmerzlicher Ueberraschung haben auch wir neulich in der, wie wir wohl annehmen mußten, von Ihnen selbst ausgegangenen Kundmachung, welche in No. 49 des Merkurs [Schwäbischer Merkur, die repräsentative Zeitung des Königreichs Württemberg] die Veröffentlichung der Ihnen aus dem Bezirke Schorndorf zugekommenen Ergebnisse-Adresse begleitete, die Behauptung ausgesprochen gefunden, daß die Volks-Vereine offenbar in „feindlicher Absicht gegen die Minister und die Regierung gegründet und organisiert worden.“

Auch wir, verehrteste Herren, haben, in der Ueberzeugung, daß zur Erhaltung der neu erlangten Rechte und Freyheiten, der unablässigen Wachsamkeit und der regsamsten Theilnahme fürs politische Leben von Seite des Volkes selbst es bedürfe, zu diesem Zwecke in einen solchen politischen Verein uns zusammen gethan, und wahrlich, verehrteste Herren, wir sehen uns vergeblich nach einem Grunde um, durch welchen jener, aus Ihrem Munde doppelt hart treffende Vorwurf, sich gerechtfertigt fände. Hegten wir doch zu Ihnen, verehrteste Herren, das feste Vertrauen, daß Sie,

wie Sie vordem als Volks-Abgeordnete treu und unverdroßen die dem Volke so lange vorerhaltenen Rechte zu erkämpfe beflissen waren; so jetzt, nachdem Ihnen die glorreiche Bewegung des vorigen Frühjahrs in jenem Kampfe zum Siege verholfen, in Ihrer neuen Stellung am Staats-Ruder das Errungene zu befestigen, zur lebendigen Geltung und Entwicklung zu bringen und zu erhalten bemüht seyen.

Ebendas nun ist es auch, was die Volks-Vereine bezwecken, und wahrlich Ihnen zuletzt wird es einfallen können, die lebendige Theilnahme und Mitwirkung des Volkes zu solchem Zwecke als etwas Ueberflüssiges zu erklären, nachdem Sie durch die in Ihrer neuen Stellung zwischen der Krone und dem Volke gemachten Erfahrungen wohl bald zu der Ueberzeugung gelangt seyn müßten, daß Sie nur, wenn Sie auf das politisch thätige Volk sich stützen, diese Ihre Stellung in einem Ihren kundgegebenen Grundsätzen entsprechenden Sinn zu behaupten vermögen.

Wenn nun einerseits als derselbe Zweck der Ihrige, und der der Volks-Vereine erscheint, so ist andererseits freylich ein Unterschied im Auftreten, in der Verfolgung jenes gemeinsamen Zweckes von der einen und der anderen Seite nicht zu verkennen; allein dieser Unterschied liegt in der Natur der Verhältnisse, der Verschiedenheit der beiderseitigen Stellung begründet: es ist natürlich, daß die Minister trotz des besten und entschiedensten Willens, in der freyen raschen Bewegung nach dem Ziele durch gewisse, ihnen obliegende schonende Rücksichten beschränkt und gehemmt sind, während auf der anderen Seite der Volks-Vereine dieser Bewegung nichts dergleichen im Wege liegt; auch mag es seyn, daß in manchen solchen Vereinen, ja sogar in allen vielleicht, Einzelne sich befinden, deren Ansichten und Wünsche die neue Ordnung der Dinge in den von Seiten der Regierung bestimmten Grenzen nicht genügt, und welche daher in ihrem Auftreten als Gegner der Regierung und ihrer Träger sich zu erkennen geben mögen: wie aber soll All dies, verehrteste Herren, zu jener die Volks-Vereine im Allgemeinen – so in Bausch und Bogen – anfeindenden Behauptung zu berechnen geeignet seyn?

Es sey uns also gestattet, verehrteste Herren, gegen jenes über die Volks-Vereine geschleu-

derte ungerechte Verdammungs-Urtheil mit ernster und feyerlicher Verwahrung vor Sie zu treten, und Sie zu bitten, Ihre Feinde nur da zu suchen, wo sie wirklich sind, in denjenigen Kreisen nemlich, von wo aus Ihnen die Hindernisse, Anstände und Widerwärtigkeiten begegnen, welche dem endlichen Aufbau der vom Volk mit gerechter Ungeduld erwarteten volksthümlichen Staats-Ordnung hemmend oder verzögernd in den Weg geworfen oder gestellt werden.

Mit vollkommener Hochachtung
Ihre ergebenste Mitbürger
die Mitglieder des März-Vereins

Ebingen, den 4. März 1849

[Es folgen 38 Unterschriften und die Bekräftigung des Geschriebenen durch die Zweigvereine in Truchteltingen und Margrethausen]

Nachspiel

Nachdem die Revolution vom Militär blutig niedergeschlagen worden war, beruhigten sich die Gemüter überall sehr schnell – so auch im Königreich Württemberg und damit nicht zuletzt in der württembergischen Kleinstadt Ebingen. Der liberale Gesangverein „Liederkrantz“ gab in den Jahren 1851/52 seinen Geist auf, während sein konservatives Gegenstück, die „Harmonie“, lustig weiterbestand und gegen Ende der Kaiserzeit einen musikalischen Triumph nach dem anderen feierte.

Die liberale Tradition des „Alb-Boten“ führte Robert Göbel weiter, der Sohn des Redakteurs Johann Christoph Göbel. Als die Zeitung 1884 von einem konservativen Geschäftsmann aufgekauft worden war und von diesem Zeitpunkt an zu einem „vaterländischen“ Blatt wurde, machte Göbel vier Jahre später seine eigene Zeitung auf, die er in beabsichtigtem Kontrast „Neuer Alb-Bote“ taufte und sich im Impressum mit dem Wort „freisinnig“ ganz eindeutig zum Liberalismus bekannte.

Daniel Ludwig Glanz, der im Zuge der revolutionären Spannungen Schultheiß geworden war, wurde bereits nach vier Jahren von der Regierung wieder abgesetzt – wegen „Täuschung im Amt“, wie der Ebinger Stadthistoriker Dr. Walter Stettner schreibt, oder, wie es in einem Nachruf der Lokalzeitung heißt, wegen „allzu großer Selbständigkeit“. Ein weiterer und eigentlich sehr naheliegender Grund war weder der Lokalzeitung noch Dr. Stettner eingefallen: Nachdem die Revolution von den gekrönten Häuptern blutig niedergeschlagen worden war, wollte der König von Württemberg in Ebingen sicherlich kein Stadtoberhaupt dulden, dem die revolutionäre Bewegung ins Amt verholfen hatte. Man wird wohl

die erstbeste Gelegenheit benutzt haben, um den unerwünschten Schultheiß wieder loszuwerden.

Späterhin mischte er trotzdem als Obmann des Ebinger Bürgerausschusses unverdrossen in der Lokalpolitik mit. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich fortan als Pelzhändler, wobei er das väterliche Geschäft weiterführte. Ein recht florierendes Geschäft, das seinen Mann sehr wohl ernährte, wie die städtischen Gewerbesteuer-Unterlagen kundtun. Nach seinem Ableben am 6. Januar 1909 würdigte ihn der „Neue Alb-Bote“ immerhin mit einigen Zeilen. Der konservative „Alb-Bote“ hingegen verlor kein einziges Wort über ihn.

Ebingen: kein Sonderfall in Württemberg

Während also in Preußen, in Österreich, in Baden und auch anderswo die Bürger zum Schießprügel griffen und Barrikaden bauten und auf diese Weise zu Hunderten ihr Leben ließen, beschränkten sich nicht nur die Ebinger, sondern die Württemberger insgesamt mehrheitlich auf das Schreiben von Eingaben. Ein Umstand, der gerade jetzt in den Jubiläumsjahren der Revolution bei unseren badischen Landsleuten immer wieder zu hämischen Bemerkungen über die gewaltige Revolutionstätigkeit der Württemberger führt. Aber schauen wir uns die Sache doch einmal genauer an: Württemberg war eben anders; das Land bot einfach viel weniger Zündstoff für eine Revolution als anderswo.

Das beginnt schon bei der württembergischen Gesellschaftsstruktur – ihr besonderes Kennzeichen bestand in einer relativ starken Nivellierung oder mit anderen Worten: die Unterschiede zwischen oben und unten waren relativ schwach ausgeprägt. Die Ursache dieser Nivellierung lag in der Art des Erbrechts, die im Württembergischen vorherrschte:

Ein Erbe wurde unter alle Erbberechtigten gleichermaßen aufgeteilt. Bedingt durch diese sogenannte Realteilung war das Bild geprägt von kleinen Handwerkern, deren Gewerbe nicht immer genug zum Leben abwarf – sie waren auf die Landwirtschaft angewiesen, die sie nebenher betrieben. Oder man könnte es auch anders herum sagen: Eine erklecklich große Zahl von Kleinbauern konnten sich nicht allein von ihrer Scholle ernähren und waren auf ein handwerkliches Zubrot angewiesen.

Zudem fehlte in Württemberg eine Gesellschaftsschicht, über deren Vorrechte man sich hätte empören können. Seit den Tagen von Herzog Christoph (1550–1568) gab es hierorts nämlich keinen landsässigen Adel mehr, und die Adeligen, die durch die Mediatisierung in das frischgebackene Königreich gekommen waren, spielten eine politische Rolle nur dadurch, daß sie bis 1848 eine fortschrittliche Agrargesetzgebung blockierten. Andererseits fehlte am Vorabend der Industrialisierung aber auch ein zahlenmäßig bedeutsames Proletariat – jene Schicht also, die bei einer Revolution alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hätte haben können.

Gesellschaftliche Krisen konnten in Württemberg ferner wesentlich besser als sonst in Deutschland durch die Art der politischen Strukturen des Landes abgefedert werden. – Das beginnt schon bei der württembergischen Verfassung des Jahres 1819: Während anderswo in Deutschland die Verfassungen einseitig vom Monarchen erlassen wurden, kam sie in Württemberg als Ergebnis überaus zäher, vierjähriger Verhandlungen zwischen den Ständen und dem König zustande, die demnach ganz offensichtlich eine ausnehmend starke Stellung besaßen. Überdies heißt es in dieser Verfassung explizit, der König regiere „unter den Bestimmungen der Verfassung“. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß der König – wie jeder Bürger – der Verfassung und den Gesetzen unterworfen war.

Es ist an dieser Stelle unumgänglich, an den besonderen Charakter des württembergischen Landtags im 19. Jahrhundert hinzuweisen: Er besaß eine Tradition, wie sie keine andere parlamentarische Vertretung im Deutschen Bund aufweisen konnte. Den sehr selbstbewußten altwürttembergischen Ständen ist es zu verdanken, daß hier höchstens ansatzweise ein fürstlicher Absolutismus entstehen konnte. Die Stände bestimmten fast überall mit – sie schickten im 18. Jahrhundert sogar gelegentlich ihre eigenen Gesandten an fremde Höfe, um auf diese Weise der Politik des Herzogs wirksam entgegenzutreten zu können. Leute aus dieser Gesellschaftsschicht saßen denn wiederum im württembergischen Landtag des 19. Jahrhunderts.

Weiterhin ist hier die württembergische Kommunalverfassung zu nennen, die eine weitgehende Selbstverwaltung festlegte. Im Gemeinderat hatten seit Jahrhunderten schon die Einflußreichen am Ort das Sagen. Diese Leute wurden von den Bürgern direkt gewählt – und die allermeisten Einwohner verfügten über das Bürgerrecht.

Aus all dem folgt, daß in Württemberg – mehr als anderswo in Deutschland – ein vergleichsweise hohes Maß an politischen Mitgestaltungsmöglichkeiten für die Bürger gegeben war. Sollte sich nun aus irgendeinem Grunde Unmut in der Bevölkerung breitmachen, so gab es also genügend verfassungsmäßig vorgegebene Kanäle, in welche sich dieser hineinleiten ließ. Und einer dieser Kanäle – das waren eben die Eingaben und Bittschriften, wie eingangs erwähnt und abgedruckt.

Die wenig spektakulären und eher lautlosen Vorgänge in Württemberg zeitigten dennoch allenthalben spürbare Veränderungen: Eine liberale Agrargesetzgebung kam zustande, wobei die Adeligen schlechter wegkamen als die Bauern. Außerdem gewannen die Kommunen mehr Selbständigkeit; die Öffentlichkeit der Gemeinderatsverhandlungen wurde eingeführt; die Lebenslänglichkeit der Gemeinderatsposten hingegen abgeschafft, und schließlich löste sich die Kopplung des Wahlrechts mit dem Bürgerrecht – von nun an verfügten nahezu alle männlichen Einwohner über das Wahlrecht.

Quellen

Hauptstaatsarchiv Stuttgart:
E 146/2 Bü 1949 und Bü 1950
Stadtarchiv Albstadt:
Der Alb-Bote
Der Neue Alb-Bote
Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster

Literatur

- Peter Blickle, „Der Sturm halb ist unser Beger, uns die zu ringren.“ Die Bedeutung des Steuerwesens für den Bauernkrieg von 1525. In: Uwe Schultz (Hrsg.), Mit dem Zehnten fing es an. Eine Kulturgeschichte der Steuer. München, S. 143–152.
- Wilhelm Foth, Die Revolution im Oberamt Balingen. In: Heimatkundliche Blätter 1992, S. 830 f., 833 f., 837 f.
- Peter Thaddäus Lang, Daniel Ludwig Glanz. In: Schwarzwälder Bote 26. 4. 1997.
- Manfred Hettling, Freiheit und Ordnung: „Partizipatorische Reformpolitik“ 1848/49 in Württemberg. In: Hans-Georg Wehling/Angelika Hauser-Hauswirth (Hrsg.), Die großen Revolutionen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1998, S. 53–68.
- Jürgen Schuhlader-Krämer, Albstadt. In: Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, Karlsruhe 1998, S. 47 f.
- Volker Press, Von den Bauernrevolten des 16. zur konstitutionellen Verfassung des 19. Jahrhunderts. Die Unertanenkonflikte in Hohenzollern-Hechingen und ihre Lösungen. In: Hermann Weber (Hrsg.), Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich, Wiesbaden 1980.
- Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.
- Walter Stettner, Die Revolution von 1848/49. Ihre Auswirkungen im Oberamt Balingen und ihre Spiegelung in der heimischen Presse. In: Heimatkundliche Blätter 1974, S. 991 f., 995–1000, 1002–1004.

Beamte und Revolution Das Verhalten der Oberamtmänner

In Balingen, Hechingen und Haigerloch während der Revolution 1848/49 / Von Dr. Andreas Zekorn – 2. Teil

Nachdem sich die Lage wieder beruhigt hatte, machte der damals in Lauffen angestellte „Präceptor“ Gustav Maier in einer Abendgesellschaft Leemann auf beleidigende Weise Vorwürfe, daß er sich während der Rauschen Unruhen verschiedene Dienstätigkeiten und Schwächen zuschulden habe kommen lassen, sich passiv verhalten hätte und sich nirgends auf der Straße habe blicken lassen; kurz: Feigheit und Pflichtvergessenheit warf er dem Oberamtmann vor. Immerhin übte Leemann als Oberamtmann die Funktion eines Bezirkspolizeibeamten aus, der verpflichtet war, den politischen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Maier hatte Leemann in aller Öffentlichkeit schwer beleidigt und seine Fähigkeiten angezweifelt. Diese Beleidigung konnte der Oberamtmann kaum auf sich sitzen lassen. Er

reichte deshalb Klage beim Oberamtsgericht Balingen ein. Die Sache kam schließlich vor den Criminalsenat des königlichen Gerichtshofs Tübingen, wo am 23. September 1850 das Urteil gegen Präceptor Maier wegen „ehrenkränkender Bezeichnung und Ehrenkränkung“ von Oberamtmann Leemann auf dreiwöchigen Festungsarrest lautete. Ein Begnadigungsgesuch wurde vom Justizministerium abgewiesen, da sich die Behörden zunächst vor ihren Beamten stellten. Noch ehe der Prozeß gegen Maier entschieden war, bat Leemann am 23. März 1849 in einem Schreiben an Staatsrat von Linden in Stuttgart eine Untersuchung gegen ihn zu verhängen, falls nur der geringste Zweifel an seinem Benehmen bestünde.

Die oberste, Leemann vorgesetzte Behörde, das Ministerium des Innern, beobachtete zunächst den Prozeßverlauf und wartete das Ur-

teil ab. Als Maier direkt ein Begnadigungsgesuch an den König richtete und dieser der Begnadigung zustimmen wollte, falls die Angaben Maiers der Wahrheit entsprächen, setzte das Ministerium die Untersuchung gegen Leemann in Gang und verlangte im April 1851 von der Kreisregierung des Schwarzwaldkreises Bericht über Leemann. Die Kreisregierungen bildeten, ähnlich wie die heutigen Regierungspräsidien, eine Mittelinstanz zwischen Oberämtern und Ministerien. Die relativ rasche und gründliche Untersuchung des Falls Leemann, wobei auch die Argumente des Oberamtmanns angehört wurden, war im Oktober 1851 geschlossen. In einem „Anbringen“ an den König waren die Vorwürfe, die Leemann gemacht wurden, auf drei konzentriert:

Zum einen hätte sich Leemann bei der Rechnungsabhör in Tailfingen nicht sonderlich be-

eilt und sich erst nachdem die beunruhigende Nachricht aus Balingen eintraf, früher als geplant mit einem gesonderten Wagen dorthin zurückbegeben. Dabei hätte Leemann durch das Treffen am Samstag und das Gespräch bei der Abendgesellschaft am Sonntag vorgewarnt sein müssen. Leemann rechtfertigte sich dafür, daß er seine Dienstreise nicht abgesagt hatte, damit, daß außer Gerüchten nichts sicher gewesen sei. Bei den vielen Gerüchten in einer unruhigen Zeit habe er dem neuen Gerücht keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das Jahr 1848 sei vom Frühjahr an „so voll Aufregung und excentrischer Bewegung und so voll gefahrvoller Gerüchte gewesen“, daß man sich allmählich daran gewöhnt und den einzelnen Erscheinungen nicht mehr das Gewicht beigelegt habe, welches man ihnen in ruhigerer Zeit beigelegt hätte. Es hätten häufiger stürmische Volksversammlungen stattgefunden, ohne daß sie Folgen hatten. Daß gerade die Rottweiler Versammlung solche Konsequenzen nach sich ziehen würde, hätte er nicht glauben können. Leemann stellte seine Beweggründe weiterhin so dar: Er sei der Ansicht gewesen, daß aus der Rauschen Sache nichts würde. Falls sich das Gerücht aber doch bewahrheiten sollte, dann hätte der Rausche Zug nicht vor Montagabend in Balingen eintreffen können. Deswegen habe er keinen Anlaß gesehen, das lange vorgenommene Dienstgeschäft nicht auszuführen.

Die Rechtfertigung wurde im Ministerium zur Kenntnis genommen und festgehalten, daß Leemann nicht absichtlich nach Tailfingen gereist sei, um Unannehmlichkeiten zu entgehen. Weil am Montag in Balingen zudem nichts Erhebliches vorgefallen war, wurde ihm wegen dieser ersten Anschuldigung nur der Vorwurf der Fahrlässigkeit, des Leichtsinns und der Kurzsichtigkeit gemacht.

Der zweite Punkt hatte zum Inhalt, daß Leemann beim Auftritt des Sergeanten Gauggel nicht eingeschritten war und die Verteilung der Rauschen Proklamation nicht verhindert oder Gauggel gar verhaftet hatte. Er hätte sich hier passiv verhalten. Leemann verantwortete sich damit, daß auch in Ebingen „viel Aufregung gewesen sei“ und er befürchtete, bei der Verhaftung einen „Tumult herbeizuführen“, bei dem die gesetzliche Gewalt wegen Mangels an verfügbaren Kräften hätte unterliegen müssen. Ein zwingender Grund für eine Verhaftung Gauggels wäre zudem nicht vorgelegen. Dieser Vorwurf allein hätte Leemann nur eine Rüge eingebracht, so das Ministerium.

Drittens wurde Leemann weitgehend passives Verhalten beim Eintreffen des Rauschen Zuges vorgeworfen. Leemann rechtfertigte sich in der bereits erwähnten Weise unter anderem damit, daß er keine Machtmittel zur Verfügung hatte und abwarten wollte, bis sich die „tolle Raserei“ in Balingen über Nacht gelegt hatte.

Das Ministerium gestand in diesem Punkt Leemann zu, daß er sich nicht untätig verhalten hatte, aber „durch die Übermacht der Verhältnisse gezwungen“ gewesen sei, „entscheidende Schritte gegen Rau und sein Unternehmen zu unterlassen“. Immerhin hätte er Rau anderntags verfolgt, doch erfolglos.

Nur die beiden ersten Punkte, daß der Oberamtmann seinen Dienort in einer gefährlichen Lage verlassen hatte und nicht gegen Gauggel eingeschritten war, ließen Leemanns Verhalten in einem ungünstigeren Licht erscheinen, so das Ministerium. Allerdings sei zu beachten, daß die Ereignisse des Jahres 1848 vielfach auf die Verwaltungsorgane entmutigend gewirkt hätten. Viele „Mißgriffe“ hätten ihren Grund in „der umgebildeten Uebermacht der Verhältnisse und der daraus gefolgten Befangenheit und Rathlosigkeit“ gehabt. Dies träfe insbesondere auf „die Landbeamten zu, die vereinzelt, ohne sicheren Rückhalt und

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen in den Monaten Mai bis Juli 1999. Gäste sind stets willkommen!

Sonntag, 9. Mai: Bus-Exkursion zur Halbinsel Hori: Frau Ingeborg Dannenhaus und Herr Professor Christoph Roller führen zu den Wirkungsstätten Refugien und heutigen Museen der Dichter, Maler und Bildhauer auf der Hori. Im Hori-Museum Gaienhofen wird Frau Dannenhaus aus den Werken von Herrmann Hesse lesen. Mit kleinen Frühjahrs-Blüten-Wanderungen erleben wir die Sehenswürdigkeiten von Radolfzell bis Stein am Rhein. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Samstag, 5. Juni: Bus-Exkursion „Auf den Spuren des Deutschen Ordens am Neckar“. Herr Wolfgang Willig führt vom Deutschhof in Heilbronn über die Deutschordens-Kommenden in Neckarsulm, Heuchlingen, Weinheim zum zeitweiligen Sitz der Deutschmeister auf Burg Horneck über Gundelsheim. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Mittwoch, 9. Juni: Herr Erich Walz führt ab 18 Uhr durch die Galerie Walz in Hausen am Tann. Anfahrt mit Privat-Pkw. Eintritt frei.

ohne Führung stehend mehr als andere das Schwankende der Zustände zu empfinden hatten“. Schließlich lägen die Vorfälle schon einige Jahre zurück, so daß kein ganz zuverlässiges und objektives Urteil mehr zu fällen sei.

Oberamtmann Leemann hatte sich immer darauf berufen, daß seinem Benehmen kein böser Wille noch Mangel an Mut zu Grunde gelegen habe, sondern daß er so gehandelt habe, wie er „nach seiner Beurteilung der Verhältnisse handeln zu dürfen und zu sollen glaubt habe“. Dieser Aussage wurde vom Ministerium Glauben geschenkt, da Leemann bisher den „Ruf eines treuen und der Regierung ergebenen Beamten hatte und von vielen Stimmen als konservativer Mann bezeichnet“ wurde.

Bei der gesamten Untersuchung war nur einmal der Verdacht geäußert worden, daß Leemann nicht deswegen öffentlich und energisch auftrat, weil er am Erfolg eines solchen Unternehmens zweifelte, sondern in „Folge einer Liebäugeley mit der Volksparthie“. Ein solcher Verdacht liegt immerhin nahe, hätte sich Leemann unter Umständen auch deswegen aus Balingen zur Rechnungsabhör weggeben können, um gegebenenfalls nicht gegen die demokratische Bewegung Raus einschreiten zu müssen. Beim tatsächlichen Eintreffen des Rauzugs hätte er sich dann einfach untätig verhalten.

Diese Annahme wird aber durch ein Schreiben der „Führer der konservativen Partey im Oberamts Bezirke Balingen“ aus Ebingen an den König entkräftet. Hierin wird die gesamte Amtsführung Leemanns gelobt, insbesondere auch sein umsichtiges Vorgehen während der Revolution, und hervorgehoben, daß „er den verwerflichen Auftritten . . . Dämme entgegenetzte“. Er sei der einzige Halt der konservativen Partei gewesen und einer der wenigen Staatsbeamten, die ihre „politischen Unternehmungen eifrig förderte(n)“. Bei allen Abgeordnetenwahlen hätte er die konservative Sache vorgetragen.

Aus politischen Gründen hatte Leemann also nicht gehandelt. Sein zurückhaltendes Vorgehen während des Rauzugs war in der Tat wohl taktisch begründet gewesen. Es war kein böser Wille oder fehlender Mut, sondern Leemanns



Katzenmusik, 1848.

Verhalten entsprang einer weitgehend richtigen Einschätzung der Lage. Allein seine Entfernung vom Amtssitz resultierte wohl aus einer gewissen Unterschätzung der Situation oder war zumindest ungeschickt. Daß er gegen den Sergeanten Gauggel nicht eingeschritten war, konnte Leemann ebenfalls nicht besonders gravierend zur Last gelegt werden. Daß gegen Leemann jedoch eine Maßnahme zu ergreifen war, darin waren sich die Regierung des Schwarzwaldkreises und das Ministerium des Innern einig.

Nahe lag eine Versetzung Leemanns. Die Regierung begründete den Versetzungswunsch vor allem mit dem untätigen Verhalten Leemanns in Balingen am Dienstag. Das Ministerium erkannte dieses Argument nicht an, da ihm weitergehende Informationen über die gespannte Situation in Balingen vorlagen. Es begründete die Versetzung Leemanns vor allem damit, daß viele „Amtsuntergebenen“ Leemanns in dem Verfahren zwar nur als Entlastungszeugen aufgetreten waren, dabei allerdings das berufliche und dienstliche Verhalten ihres Oberamtmanns beurteilt hätten. Die Autorität des Oberamtmanns wäre dadurch geschwächt und seine Stellung im Bezirk unhaltbar geworden. Zugleich würde durch eine Versetzung das Verhalten des Oberamtmanns mißbilligt, da es – im Falle der Rechnungsabhör und der Nichtverhaftung Gauggels – fahrlässig und kurzsichtig gewesen sei.

Es wurde nun dem König vorgeschlagen, Leemann nicht an ein Oberamt dritter Klasse zurückzustufen, da dies für das Ehrgefühl Leemanns eine empfindliche Rüge bedeuten würde. Auch sollte er nicht in eine Kanzlei versetzt werden, wie die Regierung vorschlug, da Leemann hier zu Grunde gehen würde. Vielmehr wurde beantragt, ihn von Balingen, das ein Oberamt erster Klasse war, wo Leemann bisher aber nur eine Besoldung zweiter Klasse erhalten hatte, an das gerade freie Oberamt Waldsee zu versetzen. Dies war ein Oberamt zweiter Klasse, was jedoch für Leemann keinen Gehaltsverlust bedeutete. Die Umzugskosten sollten Leemann ersetzt werden. Am 5. November 1851 erließ der König ein Dekret, in dem die vorgeschlagene Versetzung verfügt wurde. Am 6. März 1852 verließ Leemann das Oberamt Balingen.

Verfolgen wir das weitere Schicksal Leemanns noch rasch zu Ende. Am 13. Juli 1857 war seine Tätigkeit als Oberamtmann in Waldsee beendet. Leemann hatte sich einen „erschweren Betrug“ zuschulden kommen lassen und wurde im Februar 1858 zu einer zehnmonatigen Arbeitshausstrafe durch den Kriminalsenat des königlichen Gerichtshofs für den Donaukreis in Ulm verurteilt. Die Verurteilung dürfte Leemann hart getroffen haben, denn er verstarb kurz darauf, möglicherweise nach Verbüßung seiner Strafe, am 18. März 1860 in Stuttgart. Angemerkt sei noch, daß der Sohn Carl Friedrich Leemanns, Julius, Professor der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen wurde und Mitglied des Land- und Reichstags war.

Das kleine Land war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach wie vor überschuldet, es gab Überbevölkerung, Mißernten und eine relativ rückständige fürstliche Verwaltung. Zudem hatte Hechingen keine eigentliche Verfassung.

Im Vordergrund der revolutionären Forderungen, die in den Petitionen an den Fürsten im März 1848 artikuliert wurden, standen bäuerliche Interessen. Die zeitgemäßen Forderungen nach Pressefreiheit, deutschem Parlament und Verfassung waren eher aufgesetzt und entsprachen nicht den direkten Interessen der bäuerlichen Bevölkerung. Eine der strukturellen Hauptursachen war die finanzielle Schwäche des Fürstentums.

Der Fürst erfüllte die revolutionären Forderungen auf dem Höhepunkt der Revolution am 11. März. Er gestand alles zu. Die Umsetzung eines Teils der Forderungen geschah durch eine Deputiertenversammlung, die bis zum 16. Mai eine Verfassung ausarbeitete. Damit war die Revolution eigentlich überwunden. Die Lage beruhigte sich allmählich wieder, obwohl es in einigen Landgemeinden noch zu Tumulten und anarchischen Zuständen kam. Hemdsärmelig und „kreuzfidel“ ließ sich der Fürst noch im Juni in Hechingen blicken. Im August verabschiedete er sich allerdings auf seine schlesischen Güter, wo er mit keinen rebellischen Untertanen konfrontiert war.

Zur Biographie von Georg Baur

Johann Georg Baur wurde am 15. August 1820 in Hechingen geboren. Nach dem Jura-Studium trat er in die Dienste des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Er war beim Oberamt in Hechingen tätig. Baur war bereits vor dem Jahre 1848 in der Landesdeputation, der

Volksvertretung in Hechingen, politisch aktiv gewesen. Zum 1. August 1848 wurde Baur im Zuge der Verwaltungsreform im Fürstentum Hechingen zum Oberamtsverweser ernannt. Er hatte damit im noch relativ jugendlichen Alter von 27 Jahren die Position eines Oberamtmanns inne, ohne daß er bereits offiziell zum Oberamtmann ernannt worden wäre. Die kommissarische Leitung des Oberamts als sogenannter Oberamtsverweser bedeutete für Baur wohl eine Art Probezeit.

Baur als Abgeordneter in der Nationalversammlung

Baur war ein bei der Bevölkerung sehr beliebter Beamter. Bei der Wahl des Hechinger Abgeordneten zur Frankfurter Nationalversammlung wurde er zum Ersatzmann des gewählten Parlamentariers, des Burladinger Pfarrers Josef Blumenstetters bestimmt.

Nach seine Ernennung zum Oberamtsverweser im August 1848 gab Baur in seiner ersten öffentlichen Bekanntmachung eine Art Grundsatzklärung ab. Das Oberamt werde gemäß der Verfassung „mit aller Kraft dahin wirken, um die ... Wohlfahrt des Landes zu schützen und zu fördern“. Man werde alle gesetzlichen Mittel anwenden, um den „eingeschlichenen Unfug zurückzuweisen, da sich ein freies Bürgertum nie und nimmer mit Ungesetzlichkeit verträgt.“ Insbesondere sollten die Bürgerwehren zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung „vervollkommen werden“.

Baur stellt sich hier, wie auch später immer wieder zu beobachten sein wird, als Anhänger der neu errungenen Verfassung und Verteidiger der bürgerlichen Freiheiten dar. Ungesetzliches Handeln jedoch, womit er Bezug auf die

zum Teil anarchischen Zustände in den Dorfgemeinden nahm, wo etwa Steuern verweigert wurden, wollte er nicht dulden.

Als im Oktober 1848 der gewählte Hechinger Abgeordnete in Frankfurt sein Mandat niederlegte, trat Baur dessen Nachfolge in der Nationalversammlung an. Baur entzog sich dieser „schweren Aufgabe“, wie er es bezeichnete, nicht und wollte „zum Wohle des deutschen Volkes und unseres Landes“ wirken. In der Nationalversammlung schloß er sich demselben politischen Verein an, dem bereits sein Vorgänger angehörte, nämlich der „Linken von Westendhall“, der „Linken im Frack“, wie man sie auch nannte. Die Westendhall, so bezeichnet nach dem Tagungslokal der Fraktion, beabsichtigte, die Errungenschaften der Märzrevolution gegen die Reaktion zu verteidigen. Gleichzeitig wollte man Gewalttaten bekämpfen.

In seiner ersten Erklärung als Abgeordneter legte Baur am 27. Oktober 1848 wiederum seine politischen Ansichten dar. Er wollte eine einheitliche deutsche Nation, die auf einer starken militärischen Macht begründet sein sollte. Dies war eine aktuelle Frage angesichts der Diskussion über eine deutsche Flotte wegen des Kriegs mit Dänemark. Dieses geeinigte Deutschland könne aber nur auf einer „kräftigen, volksthümlichen Verfassung“ beruhen, die zu beschließen Hauptaufgabe der Nationalversammlung sei. Er wandte sich gegen die Kleinstaaterei in Deutschland, die nur dazu führe, daß die einzelnen Staaten in sich zerfallen würden. Wegen der vielen Verkehrs- und Handelshindernisse könne Wohlstand nicht gedeihen. Nur durch die Vereinigung Deutschlands wären die großen Aufgaben zu erfüllen, die die finanzielle Kraft der einzelnen Staaten überstiegen.

In weiteren Zeitungsartikeln im Hechinger Verordnungs- und Anzeigeblatt berichtete er über die Frankfurter Nationalversammlung und seine Tätigkeit als Abgeordneter. Schon nach kurzer Zeit äußerte er eine gewisse Skepsis über die Möglichkeiten und Chancen, wichtige politische Zielsetzungen im Parlament zu erreichen. Die meisten Abgeordneten wären zu wenig von volkstümlichen Ansichten geleitet, hingen „viel zu ängstlich an den Grundlagen der Vergangenheit“ und scheuten „zum großen Nachtheile des Volkes entscheidende durchgreifende Maaßregeln“. Ebenfalls zweifelte er daran, daß die deutsche Einheit zu erreichen wäre, denn die einzelnen Staaten wollten nur ihre Vorteile wahren, „Nachtheile aber will Niemand behalten oder übernehmen.“ Schließlich würden die gelehrten Abgeordneten auch zu theoretisch debattieren und stünden zu wenig auf praktischem Boden. Immerhin sei viel erreicht, wenn die Grundrechte des deutschen Volkes bald in Kraft träten. Dann sei der „Willkühr von oben für alle Zukunft der Weg abgeschnitten“.

(Fortsetzung/Schluß folgt)

Ebinger Heimatschriftsteller Gottlob Friedrich Hummel – sein erstes Buch

Eine Nachbetrachtung von Dr. Peter Thaddäus Lang

In der Februar-Nummer der „Heimatkundlichen Blätter“ erschien ein längerer Beitrag über Leben und Werk des Ebinger Heimatschriftstellers Hummel. Eine wichtige Passage meines Manuskripts kam allerdings nicht zum Abdruck – eine Passage, in welcher auf die literarische Zuordnung Hummels abgehoben wird. Es zeigt sich nämlich, daß Hummels erstes Werk ein Echo fand, das doch recht weit über seinen damaligen Wohnort im Schwarzwald hinausging.

Dort, in Gaugenwald bei Altensteig, erhält er 1895 eine feste Anstellung als Lehrer, und dort kommt 1898 seine älteste Tochter zur Welt. Dort mutiert Hummel allmählich vom Äbler zum Schwarzwälder, er schlägt Wurzeln und vor allem: er verfaßt Gedichte, recht sentimental und in einfacher Form gehalten, teils in schwäbischer Mundart, teils in der Hochsprache. Zwei kleine Proben mögen der Veranschaulichung dienen:

„... Still mit seiner Sichel
schien der bleiche Mond hernieder
in des Schlosses hohe Räume,
wo der Friede eingegangen ...“ (1898)

oder 1901:

„... und als das Herz voll Liebe schwoll,
der Zweifel Schatten wich,
da neigten grüßend, liebevoll
die grünen Zweige sich.“

Aus diesen Reimereien erwächst ein Gedichtband von 187 Seiten mit dem Titel „Waldschulmeisters Freuden und Leiden“, der 1903 in Stuttgart erscheint. Die Themen der einzelnen Gedichte bewegen sich im Bereich von Heimat, Natur und bäuerlichem Leben; die Liebe zum Schwarzwald tritt dem Leser fast aus jeder Zeile entgegen, und als literarische

Vorbilder sind Hermann Löns, Ludwig Ganghofer und vor allem Peter Rosegger auszumachen, zumal sich der von Hummel gewählte Titel des Bandes an Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) anlehnt. Gleichzeitig bezieht sich Hummel auf Jeremias Gotthelf, der 1838/39 einen Roman mit dem Titel „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ veröffentlichte.

Trotz der hehren Vorbilder sind Hummels Gedichte geprägt von Schlichtheit und nicht selten erscheinen sie naiv: Immer wieder sinken die Reime auf das „Herz-Schmerz“-Niveau. Aber gerade deshalb findet Hummel bei den Anhängern der sogenannten „Heimatkunst“ ein lebhaftes und durchweg positives Echo. – Unter „Heimat-Kunst“ wird eine literarische Richtung verstanden, die sich gegen die – vermeintlich – dekadente „Großstadt-Dichtung“ stellt und im Gegensatz dazu die irrationalen Kräfte der Heimat verherrlicht. Das Urwüchsige, das Kernige, das Unverbogene und Einfache steht im Mittelpunkt. So wirkt Hummels einfache und unverbogene Sprache im Sinne der „Heimat-Kunst“ durchaus kongenial und authentisch: Der einfache, schlichte Dorfschullehrer beschreibt seine Heimat in einfachen, schlichten Wortfügungen – die Liebhaber der „Heimat-Kunst“ sind begeistert.

1906 wird Hummel nach Ebingen versetzt – für den Heimat-Dichter ein krasser Szenewechsel: An die Stelle der Schwarzwald-Idylle tritt die zwar nicht gerade große, aber nichtsdestoweniger stark expandierende Industriestadt. Zur Fortsetzung seines frühen Erfolgs fehlt nun die dazu passende, ländlich-bäuerliche Umgebung, die ihn im Schwarzwald zu seinen Reimen stimuliert.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 46

31. Mai 1999

Nr. 5

Balinger Cementwerk GmbH Zwischen Blüte und Ende

Vor 100 Jahren geplant, vor 90 Jahren gebaut – Eine Betrachtung von Waldemar Rehfuß

Vor über einhundert Jahren begann in Balingen eine Industriegeschichte, die es wert ist, sie der Vergesslichkeit zu entreißen. Es darf behauptet werden, daß kaum je Unternehmungen und Vorarbeiten für die Errichtung eines Zementwerkes mit derselben vorsichtigen Gründlichkeit durchgeführt worden sind.

So wurden bereits im Jahr 1899 von dem damaligen Landesgeologen Prof. Dr. Eberhard Fraas aus Stuttgart zwei Gutachten erstellt. Hierbei wurden drei Probeschlitze in das Abbaufeld auf dem Balinger Heuberg gegraben und ausgewertet. Ein weiteres Gutachten des Hofrats Prof. Dr. Tetmajer, Vorstand der Materialprüfungsanstalt der Techn. Hochschule in Wien, wurde ebenfalls zu Rate gezogen. Derselbe hat, nach persönlichen Untersuchungen der lokalen Verhältnisse, chemischer und technischer Prüfung der Materialien und wirtschaftlicher Prüfung sowie der einschlägigen Bedingungen, ein sorgfältiges und mit allen rechnerischen Bedingungen versehenes, 31 Seiten umfassendes Gutachten abgegeben.

Dies alles muß die örtlichen Entscheidungsträger damals überzeugt haben. Denn: „Die Bürgerlichen Kollegien der Oberamtsstadt Balingen haben beschlossen, die Errichtung eines grösseren Zementwerkes in die Wege zu leiten. Dieser Beschluss ist auf die Thatsache gegründet, dass direkt bei der Stadt auf einem Areal, das zum grössten Teil der Stadt gehört, mächtige Gesteinsschichten zu Tage treten, welche an andern Orten mit Vorteil zur Fabrikation von Portlandcement verwendet werden, dass in der näheren und fernerer Umgebung von Balingen gute Bausteine selten und schwer zu bekommen und für die Gegend Kunststeine Bedürfnis sind, dass der Bezug von Portlandcement wegen der weiten Entfernungen der nächsten Zementfabriken kostspielig ist, wie sich bei der regen Bauthätigkeit der industriereichen Umgegend besonders fühlbar macht, und dass die Stadt bei der aussergewöhnlichen günstigen lokalen, geographischen und geognostischen Arbeits- und Verkehrsverhältnissen in der Lage ist, ihr Streben, eine grosse Industrie heranzuziehen, durch besondere Vorteile und weiteres Entgegenkommen zu unterstützen.“

Zwei Standorte wurden geprüft. Einmal westlich vom Bahnhof an der alten Geislinger Straße gelegen; zum andern „Im Sichel“, heute Engelestäle. Letzterer Standort kam zur Realisierung.

Balinger Bauunternehmer, Baustoffhändler, Handwerker, Fabrikanten und Privatleute taten sich zusammen und gründeten das „Balinger Portlandcementwerk GmbH“. Den Vorsitz führte kein geringerer als Kommerzienrat Haux aus Ebingen. Als fachmännischer Leiter wurde Direktor Dr. Friedrich Hübner aus Berlin-Charlottenburg berufen.

Man war ja damals sehr zuversichtlich. Denn das Ergebnis aller Untersuchungen war, „dass Balingen zunächst der Bahn ein auch bei

Grossbéttrieb für weit über hundert Jahre hinaus ausreichendes, leicht abbaubares, gleichmässig horizontal geschichtetes Lager eines zur Portlandcementfabrikation vorzüglich geeigneten Rohmaterials besitzt und dass auf Grund vorsichtiger Berechnungen und Prüfungen aller einschlägigen Verhältnisse einem Zementunternehmen daselbst gute Rentabilität gesichert erscheint“. Zug- und Druckfestigkeit der ersten Materialproben übertrafen die gesetzlichen Normen um annähernd das Doppelte.

Zehn Jahre seit den ersten Gutachten, Planungen, Genehmigungsverfahren und die mehrjährige Bauzeit sind ins Land gezogen. Der 1. März 1909 gilt als amtlicher Betriebsbeginn des Balinger Cementwerkes. Oberamtmann Filser und Stadtschultheiss Hofmann als Initiatoren, ebenso wie die beteiligten Geschäftsleute waren übergücklich über das sichtliche Blühen des Werkes. Immerhin brachte es doch 220 Arbeitskräften Brot und Verdienst. Auf dem heute noch existierenden Schienenstrang der Eisenbahn wurden damals täglich über 30 Güterwagen mit in Säcken verpacktem Cement, Marke „Hohenzollern“ verladen. Das Absatzgebiet reichte vom Bodensee im Süden bis in die Gegend von Stuttgart. Die oft bis in die Stadt hineinreichenden Staubwolken sowie das ständige monotone Geräusch nahm man als unabwendbar hin. Tag und Nacht mußte ja der Betrieb aufrechterhalten werden.

War einmal ein Ofen kaputt, so erzählte einst der Betriebsschlosser Jakob Aberle, mußten sie oft 24 bis 26 Stunden an einer Tour arbeiten. Hinzu kam die Instandhaltung der Seilbahnen. Vom Plettenberg wurde in einer nahezu fünf Kilometer langen Seilbahn das benötigte Kalkgestein hierher befördert. Eine zweite Seilbahn brachte von den heute noch sichtbaren Schieferbrüchen auf dem Heuberg den Posidonienschiefer als nächst wichtigsten Rohstoff ins Werk.

Das Baugewerbe blühte. In einem Referenzblatt des Architekturbüros Steck & Diemer „Bureau für Wohnungs- und Fabrikbau sowie Architektur und Kunstgewerbe“ aus den Ausführungsjahren 1910 bis 1913 finden sich höchst interessante Bauwerke hier in unserer näheren und weiteren Gegend.

Jahrelang ging alles gut. Nachdem aber der Kartellvertrag, durch den das Balinger Werk mit den anderen süddeutschen Zementwerken verbunden war, nicht erneuert wurde, begann ein vernichtender Preiskampf durch das Syndikat.

Direktor Dr. Hübner weigerte sich mit si-

cherlich einleuchtender Begründung, dem Syndikat erneut beizutreten. Dies hatte zur Folge, daß die seitherigen Abnehmer des Balinger Cements zum halben Preis beliefert wurden. Zusätzlich wurde die Lieferung von der dringend erforderlichen Kohle gesperrt. Die Gesellschafter, von der Angst erfaßt, verlangten ihren Geschäftsanteil zurück. Sie erhielten ihn, dank der vorausgegangenen guten Ertragslage, in voller Höhe zurück.

In dieser Situation war es den beiden Konkurrenzfirmen Schwenk in Ulm und Dykerhoff in Biberach ein leichtes, das Balinger Cementwerk aufzukaufen, um es ganz ihrem Einfluß zu unterwerfen. Diese aggressive Art der Unterwerfung durch das Syndikat konnte Direktor Dr. Hübner nicht überwinden. Am 4. November 1926 schied er freiwillig aus dem Leben; zwei Jahre später folgte ihm aus Gram seine Frau, zwei unmündige Kinder hinterlassend, nach.

Bis zum 19. März 1927 haben die beiden stellvertretenden Direktoren Katscher und Wolfson vergeblich versucht, den Betrieb aufrechtzuerhalten, es half nichts. Sie mußten zu diesem Zeitpunkt beim Württ. Gewerbeaufsichtsamt die Anzeige von der Stilllegung des Balinger Cementwerkes vorlegen.

Die ganze Stadt war außer sich über diesen unverständlichen Entschluß. In der Gemeinderatssitzung vom 5. April unter Vorsitz nun von

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen in den Monaten Juni und Juli 1999. Gäste sind stets willkommen!

Samstag, 5. Juni: Bus-Exkursion „Auf den Spuren des Deutschen Ordens am Neckar“. Herr Wolfgang Willig führt vom Deutschhof in Heilbronn über die Deutschordens-Kommenden in Neckarsulm, Heuchlingen, Weinheim zum zeitweiligen Sitz der Deutschmeister auf Burg Horneck über Gundelsheim. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Mittwoch, 9. Juni: Herr Erich Walz führt ab 18 Uhr durch die Galerie Walz in Hausen am Tann. Anfahrt mit Privat-Pkw. Eintritt frei.

Sonntag, 27. Juni: Bus-Exkursion zu den Residenzen des Herzogs Carl Eugen von Württemberg. Herr Hans Kratt führt zu den Schlössern Ludwigsburg, Solitude und Hohenheim rund um Stuttgart einschließlich der Blütenpracht des Blühenden Barock. Anmeldung bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Stadtschultheiß Rommel wurde gegen diese Maßnahme schärfstens Protest eingelegt. Rommel verwies auf den harten Kampf, den das Portlandcementwerk unter Direktor Dr. Hübner im Jahr 1926 gegen das Cementsyndikat geführt habe und dabei bedauerlicherweise unterlegen sei. Gegen die Allmacht des Syndikats war nichts auszurichten. Nach allem, so Stadtschultheiß Rommel, was man nun in der Angelegenheit höre, sei von den neuen Besitzern beabsichtigt, den Balingen Betrieb endgültig aufzugeben und die Maschinen allmählich zu verkaufen.

Dies, wenn auch nur als Gerücht, ging der Verwaltung zu weit. Eine Abordnung des Gemeinderats wurde in Stuttgart gegen die rigorosen Maßnahmen der Stilllegung vorstellig. Das daraufhin mit dem Fall beauftragte Wirtschaftsministerium bemühte sich um Schadensbegrenzung. Es sei streng zu unterscheiden zwischen Betriebsstilllegung und Betriebsabbruch. Die Stilllegung eines Betriebes könne in gesetzlicher Weise durch behördlichen Zwang nicht verhindert werden. Der Betriebsabbruch dagegen kann von den zuständigen Behörden durch Beschlagnahme verhindert werden. Da in der Entfernung des Baggers und anderer Maschinen und Maschinenteilen der Beginn eines Betriebsabbruches bereits erblickt wurde, waren nach behördlicher Auffassung die Voraussetzungen für ein Einschreiten gegeben. In den letzten Verhandlungen, die mit der Unternehmerin geführt wurden, wurde jedoch von dieser die Erklärung abgegeben, daß ein Betriebsabbruch nicht beabsichtigt sei. Auch erklärte sich die Unternehmerin bereit, die bereits entfernten Maschinen, soweit sie betriebswichtig sind, alsbald wieder in das Werk zurückzubringen.

Die Unternehmerin war also verpflichtet,

das Werk in betriebsfertigem und betriebsfähigem Zustand zu erhalten. Erreicht wurde, daß der befürchtete Betriebsabbruch nicht erfolgte und daß von seiten der Unternehmerin die Zusage gemacht wurde, eine dauernde Betriebsstilllegung „sei nicht beabsichtigt“. Vielmehr werde die Fortführung des Betriebes erfolgen, sobald es die Umstände gestatten.

Mit dieser „bestimmten Erklärung“ der Werksinhaber war allerdings nicht viel anzufangen, und in Wirklichkeit war es eben doch so, daß sich aus einer Regierungsantwort die Ergebnislosigkeit aller weiterer Bemühungen ergab. Ob nun der Bagger als Renommierstück, d. h. um den Anschein des guten Willens zu wahren, noch fünf Jahre im Steinbruch blieb und dort verrostete, war den Arbeitern, die ihren Broterwerb verloren, herzlich gleichgültig. In Wirklichkeit bedeutete es den Inhabern des Werkes nur, daß sie die Schließung des Werkes ein paar tausend Mark mehr kostete. Jedenfalls war es falsch, in der damals geübten Art die Öffentlichkeit mit den Worten einer „bloßen Stilllegung“ auf einen späteren Zeitpunkt zu vertrösten. Denn nun im Frühjahr 1927 war endgültig Schluß.

Das „Cementwerk Balingen“ wurde in die Luft gesprengt als warnendes Beispiel für alle, die etwa Gelüste verspürten, gegen das Cementsyndikat aufzutreten. Die Trümmer ließ man demonstrativ liegen. Die Stadtverwaltung machte ihre Entfernung den Eigentümern zur Auflage. Aber da sich die Kosten auf über 60 000 RM belaufen hätten, verkauften sie lieber das Areal um den lächerlichen Preis von 20 Mark an einen Balingen Geschäftsmann.

Mittlerweile brach der Zweite Weltkrieg aus, und nach dem Zusammenbruch 1945 mußten die Insassen des auf dem ehemaligen Werksgeländes eingerichteten Internierungslagers der

französischen Besatzungsmacht dazu herhalten, als Strafarbeit die Werksruine zu beseitigen. So endete das vor 100 Jahren geplante, vor 90 Jahren gebaute und nach nur knapp 20 Jahren in Betrieb gewesene „Cementwerk Balingen GmbH“.

Quellen

Zeitungsarchiv Gröner/Rehfuß:
„Das Cementwerk Balingen“ (Gutachten und Lagepläne)
Referenzliste d. Arch.-Büro Steck & Diemer, Ebg. u. Balingen

Vorträge über Schickhardt

Am Alemannischen Institut, Arbeitsgruppe Tübingen, laufen im Sommersemester 1999 seit Ende April Vorträge über den in Herrenberg geborenen württembergischen Hofbaumeister Heinrich Schickhardt (1558–1635). Diese Ringvorlesungen in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen (Studium generale) finden jeweils mittwochs im Hörsaal 21 des Kupferbaus, Hölderlinstraße 5, um 18.15 Uhr statt; der Eintritt ist frei.

Folgende Termine stehen noch heran:

26. Mai: Dr. Ehrenfried Kluckert
Heinrich Schickhardt als Ingenieur.

9. Juni: Prof. Dr. Volker Himmelein
Schickhardts italienische Reisen.

23. Juni: Christoph Seeger M.A.
Schickhardt und der Kirchenbau
in Württemberg.

7. Juli: Dr. Roman Janssen
Heinrich Schickhardt privat
– Familie, Besitz, Interessen.

14. Juli: Dr. des. Ingrid Helber
Die Salinen von Sulz und Saulnot: Beispiele
merkantilistischer Wirtschaftspolitik.

Beamte und Revolution Das Verhalten der Oberamtswänner

In Balingen, Hechingen und Haigerloch während der Revolution 1848/49 / Von Dr. Andreas Zekorn – 3. Teil (Schluß)

Im Dezember 1848 enthielt sich Baur bei der Abstimmung in einer für Hohenzollern wichtigen Frage der Stimme, da er ohne Mandat der Bevölkerung war. Es ging um die Frage der „Mediatisierung“, d. h. der Unterstellung der kleineren deutschen Staaten unter die Frankfurter Zentralgewalt oder die Verschmelzung dieser Staaten untereinander. Zu diesen kleineren deutschen Staaten zählte auch das Fürstentum Hohenzollern-Hechingen.

Konservative Kreise griffen Baur daraufhin scharf an, da er nur an dem Willen der Bevölkerungsmehrheit, nicht aber am Willen des Fürsten interessiert gewesen sei.

Gegen die konservativen Vorwürfe verteidigten ihn liberale Kreise des Fürstentums. Sie sprachen Baur das Vertrauen aus und ermutigten ihn, weiter seinem Gewissen und seinen „volkstümlichen Grundsätze(n)“ zu folgen. Diese „Adresse“ wurde nach eigenen Angaben von über 1000 Bürgern und vier Gemeinden unterzeichnet.

Baur bedankte sich in seinem letzten veröffentlichten Schreiben vom 10. Januar 1849 aus Frankfurt für das Vertrauensvotum, und war vor allem auch deshalb froh darüber, weil es schwierig sei, den richtigen, den Willen der Mehrheit entsprechenden Weg zu gehen. Zuvor hatte er seine Mitbürger noch aufgerufen, sich streng an Recht und Gesetz zu halten. Doch sie sollten nicht vergessen, „daß die Würde des Bürgers es fordert, und seine Ehre darin besteht, mit Kraft und innerer Selbständigkeit unedlen, sein Recht unterwühlenden Einflüssen entgegenzustehen“. Baur streng legalisti-

sche, dabei auf die Wahrung der Bürgerrechte bedachte Auffassung tritt hier eines der letzten Male zutage.

Bald nach diesem Schreiben begab sich Baur nach Hechingen zurück, wo er kurz darauf im jungen Alter von 28 Jahren am 18. Februar 1849 verstarb. Seine Beisetzung war nochmals eine Demonstration der Wertschätzung durch



Volkauflauf in einer württembergischen Stadt, 1848

weite Bevölkerungskreise. An seiner Beerdigung nahmen der Stadtrat von Hechingen, die

Bürgerwehren von Hechingen und Sickingen sowie die Märzvereine teil.

Baur hatte übrigens keinen Nachfolger in der Nationalversammlung mehr. Bevor ein neuer Abgeordneter gewählt werden konnte, hatte die Nationalversammlung praktisch ein Ende gefunden; ab Juni 1849 tagte das sogenannte Rumpfparlament in Stuttgart. Und auch in Hechingen änderten sich die Verhältnisse mit dem Einmarsch preußischer Truppen Anfang August 1849 und dem späteren Übergang des Fürstentums an Preußen bald grundlegend.

Eduard Clavel/Biographische Daten

Betrachten wir abschließend, nachdem wir mit Georg Baur einen liberalen Beamten kennengelernt haben, nun noch das Verhalten des Haigerlocher Oberamtswmanns Clavel.

Eduard Clavel wurde am 18. April 1810 in Laiz bei Sigmaringen geboren. Er entstammte einer Beamtenfamilie, die vor allem in fürstbergischen Diensten gestanden war. Nach dem Jurastudium begab er sich in die Dienste des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und bekam 1845 das Oberamt Haigerloch übertragen.

Die revolutionäre Situation im Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen und im Oberamt Haigerloch.

Am 4. März 1848 begann die Revolution im

Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen. An diesem Tag fand eine Versammlung der Sigmaringer Bürgerschaft statt, wobei eine Bittschrift an Fürst Karl abgefaßt wurde, in der u. a. zeitgemäße politische Forderungen nach Pressefreiheit, Religions- und Gewissensfreiheit, Volksbewaffnung oder Geschworenengerichte artikuliert wurden. Am folgenden Tag, dem 5. März, wurde die Petition dem Fürsten bzw. seinem Regierungschef überbracht; diese sagten einige Forderungen zu und verwiesen die übrigen zur Verhandlung auf einen außerordentlichen Landtag.

Obwohl das revolutionäre Geschehen vom Stadtbürgertum in Sigmaringen beherrscht war, bestand im hohenzollerischen Unterland, in Empfingen im Oberamt Haigerloch ein zweites Zentrum beim Beginn der Revolution. Hier war der führende Kopf der liberale Empfänger Pfarrer Joseph Sprißler, ein Wessenbergianer. Er und sein Freund, der Sigmaringer Advokat Karl Würth, waren bereits die führenden Persönlichkeiten der liberal-revolutionären Gruppe in der Sigmaringer Ständeversammlung nach 1832 gewesen. Bei der Wahl zur Frankfurter Nationalversammlung am 26. April siegte Sprißler über Würth.

Zur selben Zeit wie Sigmaringen hatte die Revolution auch das hohenzollerische Unterland ergriffen, wo ebenfalls am 4. März eine Petition abgefaßt wurde und am 8. März eine Volksversammlung in Haigerloch stattfand. Daraufhin wurden die gesammelten Forderungen des Oberamts Haigerloch dem Fürsten eingereicht.

Das Verhalten Oberamtmann Clavels

Dies war in groben Zügen skizziert die Situation zu Beginn der Revolution im Oberamt Haigerloch. Kurz nach der Volksversammlung meldete sich Oberamtmann Clavel in einem Rundschreiben an seine „lieben Mitbürger und Freunde“ zu Wort. Seine Sympathie für die revolutionäre Bewegung kommt darin zum Ausdruck, aber zugleich auch ein Eintreten für den verfassungs- und ordnungsgemäßen Weg. „Es ist an der Zeit zu zeigen, daß der Bürger sein Recht will, nicht Unordnung; daß er Freiheit will, nicht freche Willkühr, daß er Garantie dieser Freiheit und nicht Herrschaft der Zügellosigkeit will“, so gab Clavel seine Meinung mit einem Zitat aus der Zeitung kund.

Kurz darauf wurde die Einrichtung einer Bürgerwehr im Oberamtsbezirk Haigerloch zur Erhaltung bzw. Wiederherstellung der Ordnung unter Regie des Oberamts betrieben. Bereits am 24. März kam die Bürgerwehr Haigerlochs zum Einsatz. Beim sogenannten „Franzosenlärm“, als der Einfall plündernder französischer Haufen erwartet wurde, schoß die Bürgerwehr abends vom Kirchberg über die Eyach zum Schloß hinüber. Es wurde angenommen, daß dort Franzosen stünden. Wie sich später herausstellte, waren es aber nur Kundschafter aus der Hechinger Gegend, die ebenfalls annahmen, daß der Feind schon in Haigerloch angelangt sei.

Die Einwohnerschaft Haigerlochs blieb auch in der Folgezeit politisch rege. Kurz vor dem Höhepunkt der Revolution im Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen am 26./27. September 1848 fand in Trillfingen eine Volksversammlung statt. Wie eingangs bereits geschildert, trafen sich auf dem Weg dorthin die Sigmaringer Revolutionäre mit Gottlieb Rau in Balingen. Die Volksversammlung in Trillfingen wurde am Sonntag, dem 24. September, abgehalten, also am selben Tag wie die Volksversammlung Raus in Rottweil. Mit der Volksversammlung in Trillfingen, bei der 4000 bis 5000 Menschen zusammenkamen, sollte gleichzeitig

die wenig interessierte Bevölkerung Hohenzollern-Hechings aktiviert werden. Der Sigmaringer Advokat Würth, der sich mittlerweile ganz auf die linke Seite begeben hatte, ließ am Ende seiner rhetorisch glänzenden Rede die demokratische und soziale deutsche Republik hochleben.

Die Trillfinger Volksversammlung bildete wohl den Höhepunkt der revolutionären Bewegung im Oberamtsbezirk Haigerloch. Infolge dieser Versammlung blieb es zunächst auch im Haigerlocher Oberamtsbezirk unruhig. Am 26. September gipfelte die Revolution in Hohenzollern-Sigmaringen mit einer Volksversammlung auf dem Karlsplatz (heute: Leopoldplatz) in Sigmaringen. Fürst und Regierung flohen daraufhin ins badische Ausland, nach Überlingen. In Sigmaringen wurde vorübergehend ein revolutionärer Sicherheitsausschuß eingesetzt, der aber nach wie vor die fürstliche Regierung als rechtmäßig anerkannte.

In dieser spannungsgeladenen Zeit wurde Clavel in einem Zeitungsartikel vorgeworfen, daß er mit einer militärischen Besetzung des Oberamts Haigerloch gedroht habe, falls nicht Ruhe einkehren würde. Clavel verteidigte sich öffentlich ebenfalls mit einem Presseartikel: Er habe sich wohl nie „reaktionärer Gelüste verdächtig gemacht“ und habe es stets gut mit den Einwohnern des Oberamtsbezirks gemeint. Das Volk möge richten, ob er im Amt bleiben solle oder nicht. Abschließend legte er sein „politische(s) Glaubensbekenntnis“ ab, daß er „aus vollster Ueberzeugung für durchgreifende Reformen“ sei, daß er sich „aber außer Stande sehe, (sich) mit Ueberzeugung für diese oder jene Regierungsform . . . auszusprechen“, und daß er „blos bei einer förmlichen Abstimmung über dieselbe aus Achtung für den Volkswillen von ganz Deutschland und somit aus Rücksicht des allgemeinen Besten und nicht Personen wegen der Mehrheit der Stimmen beitreten werde; denn Volksstimme ist Gottesstimme“.

Diese Grundsatzklärung legte Clavel noch vor der Besetzung des Fürstentums mit bayrischen Truppen am 10. Oktober 1848 ab. Ebenfalls noch vor der Besetzung beruhigte sich die Lage zumindest teilweise und die Begeisterung schlug auch im hohenzollerischen Unterland um, insbesondere unter den Lehrern, von denen viele Republikaner waren. Nun wollte niemand mehr Republikaner sein. Man hatte im Unterland Angst vor einer militärischen Besetzung, die für das hohenzollerische Oberland am 10. Oktober Realität wurde.

Clavel blieb wohl auch in der Folgezeit besonnen und schritt gegen Unordnung ein. Allerdings scheint er, der sich bereits im Oktober 1848 öffentlich als nichtreaktionär bezeichnete, aber noch zu keiner politischen Partei bekennen wollte, allmählich politisch radikaler geworden zu sein. Die Radikalisierung könnte auf den Einfluß Karl Würths zurückzuführen sein, der Clavels Schwager war. Clavel stritt zwar später einen Umgang mit Würth ab, doch wird das wohl eher eine Schutzbehauptung gewesen sein, wie dies der Untersuchungsbeamte annahm. Und auch Clavels weiteres Verhalten läßt an seiner Aussage Zweifel aufkommen, denn er wirkte während der Revolutionszeit „in demokratischem Sinne“, wie ihm später vorgeworfen wurde. Im Oberamt Glatt war der Kandidat der „demokratischen Parthie (!)“ zum Abgeordneten für den Sigmaringer Landtag. Er schlug die Wahl zwar zunächst aus, nahm sie jedoch dann an, wohl auf Drängen seiner Sigmaringer demokratischen Freunde.

Auch in der Öffentlichkeit gab sich Clavel radikal. So stieß er „in Gesellschaften“ Verwünschungen gegen die Fürsten überhaupt, insbesondere aber gegen den preußischen König aus. Die „Verwünschungen“ gegen den

preußischen König könnten möglicherweise darauf zurückzuführen sein, daß Friedrich Wilhelm IV. im März 1849 die Wahl zum deutschen Kaiser durch die Frankfurter Nationalversammlung ablehnte.

Im Mai 1849 spitzte sich die revolutionäre Situation auch in Hohenzollern nochmals zu.

Am 28. März war die Reichsverfassung verabschiedet worden. Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen erkannten die Verfassung an. Die großen deutschen Staaten, mit Ausnahme Württembergs, versagten jedoch der Paulskirchenverfassung die Anerkennung. Zur Durchsetzung und Verteidigung der Verfassung brachen in den meisten deutschen Staaten nochmals Aufstandsbewegungen aus, die zum Teil militärisch niedergeschlagen wurden.

Im Rahmen dieser Ereignisse rief Advokat Karl Würth, seit längerem Abgeordneter in Frankfurt auf Seiten der äußersten Linken, Ende April auch die Hohenzollern zum Aufstand auf. Die allgemeine Begeisterung für die deutsche Einheit ergriff im Mai 1849 die hohenzollerischen Fürstentümer.

Zur Verteidigung der Reichsverfassung wurde auch die Bürgerwehridee wiederbelebt. An dieser Reorganisation der Bürgerwehr war Oberamtmann Clavel nicht ganz unschuldig. Am 9. Mai 1849 erließ Clavel an alle Bürger seines Bezirks ein mit seiner Unterschrift und dem Dienstsiegel versehenes Rundschreiben. Darin forderte der Oberamtmann die Bürgermeister auf, sich in Vollzug des Bürgerwehrgesetzes für einen Kampf zu rüsten, welchen das Volk „mit wenigen, aber mächtigen Fürsten um deren unumschränkte Macht zu kämpfen habe“. Er rief zur Rüstung „für einen Vernichtungskampf gegen dieses verderbliche System“ auf. Clavel rief damit nicht nur zum Kampf gegen die Fürsten auf, sondern zugleich zum Kampf gegen das System.

Dies war klar ein Aufruf zur Revolution, ein Aufruf „zur bewaffneten Empörung“, wie im späteren Untersuchungsbericht festgehalten wurde. Wie weit die Worte aber zu fassen sind, ist nicht zu entscheiden: rief Clavel lediglich zum Sturz des bestehenden, von den Fürsten beherrschten Systems auf, welches die Durchsetzung der Reichsverfassung verhinderte, oder meinte er gar den Sturz der Fürsten überhaupt und die Einführung einer Republik? Der fürstliche Untersuchungsbeamte interpretierte den Aufruf jedenfalls später in letzterem Sinne, da im Fürstentum Sigmaringen im Mai 1849 längst die Grundrechte und die Reichsverfassung anerkannt gewesen seien.

Die kurz darauf eintretenden Ereignisse machten die Gedanken an Bürgerwehr und bewaffnete Erhebung rasch überflüssig. Im August 1849 rückten preußische Truppen in den hohenzollerischen Fürstentümern ein. Anfang 1850 erfolgte der definitive Anschluß an Preußen.

Für Oberamtmann Clavel hatte der nun erfolgte tatsächliche Umsturz der Verhältnisse, der anders als von ihm gewünscht verlaufen war, schwerwiegende persönliche Folgen.

Am 8. April 1850 wurde Clavel vorläufig vom Dienst suspendiert, nachdem er „des Wirkens in demokratischem Sinn, . . . Verwünschungen gegen die deutschen Fürsten und insbesondere gegen den deutschen König“ sowie des Aufrufs der Bürgermeister zum bewaffneten Freiheitskampf beschuldigt worden war. Als die Angelegenheit untersucht wurde, konnte Clavel die Formulierungen nicht leugnen.

Da eine Amtsenthebung aus rechtlichen Gründen nicht ganz einfach war, riet der hohenzollerische Untersuchungsbeamte von einer gerichtlichen Verfolgung ab, unter anderem deshalb, weil es wohl nicht wünschens-

wert sei, wenn Preußen gleich zu Beginn schon mit äußerster Strenge eingreifen würde. Er riet deshalb zu maßvollem Vorgehen und schlug eine Versetzung an die „wegen der Dürftigkeit seiner Einwohner und der vielen Geschäfte“ unangenehmste aller Oberamtsstellen vor: das Oberamt Glatt.

Auch der preußische Beamte schlug seinen vorgesetzten Ministern in Berlin die Versetzung vor, weil Preußische Gesetze schwierig anzuwenden seien, da die Vorfälle zu einer Zeit geschahen, als Preußen noch nicht Landesherr in Hohenzollern gewesen sei. Der Regierungskommissar griff hier also auf den Rechtsgrundsatz zurück: „nulla poena sine lege“, d. h. „keine Strafe ohne Gesetz“.

Clavel, der wegen des schwebenden Verfahrens verständlicherweise psychisch stark angegriffen war, erklärte sich rasch mit einer Versetzung einverstanden. Allein die preußischen Minister des Innern und der Justiz waren dagegen und erklärten, daß ein Mann wie Clavel, gegen den solche begründeten Vorwürfe erhoben würden, ungeeignet zur Verwaltung eines polizeilichen und richterlichen Amtes sei. Die Minister kramten vielmehr ein hohenzollerisches Gesetz hervor, mit dem ein Beamter in den Ruhestand versetzt werden konnte.

Obwohl Clavel mittlerweile „seine frühere demokratische Tendenz verabscheute und ein treuer Anhänger des monarchischen Prinzips geworden war“, verfügten die Ministerien bzw. der König am 27. Dezember 1852 eine Versetzung in den Ruhestand wegen „tadelnswerthen Benehmens in den Revolutionsjahren 1848/49“.

Privat scheint der Abschluß des Verfahrens Clavel wieder Auftrieb gegeben zu haben. Nachdem er im August 1852 Witwer gewesen war, heiratete er 1853 wieder und hatte mit seiner neuen Ehefrau nochmals zwei Kinder. Im Oktober 1853 zog er nach Berg bei Hemigkofen (aufgegangen in Kressbronn) am Bodensee und hatte die Absicht, eine Landwirtschaft zu betreiben. Dort verstarb er nach knapp zwanzig Jahren im Alter von 63 Jahren am 12. Februar 1873.

Zusammenfassung und Ausblick

Anhand der Biographien der drei Oberamt-männer konnte die Geschichte der Revolution von 1848/49 sowohl in Balingen wie auch in den hohenzollerischen Fürstentümern in markanten Ausschnitten verfolgt werden. Wir haben Einblick in konservatives und liberales Gedankengut jener Zeit gewonnen.

Insbesondere konnte anhand der Biographien eine gewisse Bandbreite der in der Revolution von 1848/49 möglichen, politischen Verhaltensweisen von wichtigen Staatsbeamten herausgearbeitet werden. Der Balingen Oberamtmann Leemann war ein eher konservativer Beamter, der im entscheidenden Augenblick eine gewisse Unüberlegtheit und Fahrlässigkeit an den Tag legte, aber auch tatsächlich in Anbetracht der Verhältnisse ohnmächtig war. Versetzt wurde er jedoch im wesentlichen deshalb, weil er in den Augen des Ministeriums an seinem Amtssitz nicht mehr haltbar war, denn durch den Beleidigungsprozeß hatte er seine Amtsautorität verloren. Die Versetzung erfolgte erst nach einer gründlichen Untersuchung der Affäre. Das Ministerium verfuhr also nicht willkürlich oder gar unrechtmäßig gegen einen Beamten. Verfahren gegen Beamte, die sich im entscheidenden Augenblick vom Einsatzort wegbegeben, gibt es auch heute noch.

Oberamtsverweser Baur war ein liberaler Beamter und Abgeordneter, der sich für den Erhalt der Märzerrungenschaften und die Bür-

gerrechte einsetzte. Er bewegte sich dabei auf dem Boden der Verfassung und duldet keine Unordnung oder Anarchie bei der Hechinger Landbevölkerung. Über das mögliche weitere Schicksal Baur unter Preußen läßt sich nur spekulieren, doch möchte man vermuten, daß Baur wegen seines politischen Verhaltens kaum oder nur wenige Schwierigkeiten bekommen hätte, denn er war ein fähiger und beliebter Beamter, der mit seinen liberalen Ideen nicht in die Nähe radikaler republikanischer Tendenzen kam.

Wie ein solches Verfahren und die Abrechnung mit Personen, die während der Revolution hervorgetreten waren, unter den Preußen aussehen konnte, zeigte der Fall Clavel. Mit eiserner Strenge, aber immer auf den Rechtsweg bedacht, waren die preußischen Ministerien gegen einen Mann vorgegangen, der sich in den stürmischen Tagen der Revolution mit seinem Aufruf an die Bürgermeister sehr weit hervorgewagt hatte und sicherlich „demokratisch“ gesinnt war. Andererseits hatte er immer wieder versucht, mäßigend auf das revolutionäre Geschehen im Oberamt Haigerloch einzuwirken. Unter preußischer Herrschaft war ein solcher Mann jedoch untragbar geworden. Insgesamt legte Clavel das politisch radikalste Verhalten von allen drei Oberamt-männern an den Tag, auch wenn es immer noch als gemäßigt bezeichnet werden kann.

Versuchen wir abschließend das Verhalten der drei Oberamt-männer im Vergleich zum allgemeinen Verhalten von Beamten während der Revolution 1848/49 zu verorten: Zum einen gab es den konservativen Beamten, der sich der revolutionären Entwicklung entgegenseetzte. Ein solcher Beamter scheint der Nachfolger Leemanns in Balingen gewesen zu sein, Johannes Dettinger. Er hatte sich als tüchtiger Beamter von festem Charakter“ herausgestellt, der „seine Anhänglichkeit an Gesetz und Ordnung in der verflochtenen sturmbelegten Zeit unter einer aufgetragenen Bevölkerung unbeirrt durch Angriffe aller Art“ demonstrierte, so lautete eine dienstliche Beurteilung. Zu diesem Beamtentyp kann im großen und ganzen auch Carl Friedrich Leemann gerechnet werden.

Es gab zum anderen den liberalen Beamten, der trotz aller Disziplinierungsversuche in der Zeit des Vormärz seine Denkungsart beibehalten hatte. Der Liberalismus hatte auch unter den Beamten diese Zeit überdauert und ein Teil gerade der jüngeren Beamten war auf Seiten der Linken aktiv. Das monarchische Prinzip wurde dabei nicht unbedingt in Frage gestellt. Zu diesem Typus zählte etwa Georg Baur.

Und es gab schließlich den politisch radikaleren Beamten, der sich in der demokratischen Bewegung exponiert hatte und mit der beginnenden Reaktion seines Postens enthoben oder zumindest einem starken Rechtfertigungsdruck ausgesetzt wurde. Zu diesem Beamtentypus gehörte Eduard Clavel.

Sehr viele Beamte verhielten sich in der Revolutionszeit jedoch politisch neutral und waren angesichts der Lage verunsichert, so daß sie sich politisch zurückhielten.

Bis 1848 war die Beamtenschaft trotz der konservativen Regierungen in sich pluralistisch, erst danach wurden die Zügel angezogen. Nicht nur in Preußen, sondern auch in Württemberg wurde der Beamtenapparat nach 1848 von Liberalen gesäubert. Obwohl dies nicht vollständig gelang, wurde die Beamtenschaft im Zeichen einer zunehmenden Disziplinierung nach 1850 innerhalb eines anderen politischen und sozialen Kontextes zu einer konservativen Gruppe.

Die Zielsetzungen, die während der Revolution von 1848/49 von Männern wie Gottlieb Rau, Georg Baur oder Eduard Clavel verfolgt

wurden, sollten erst – und dies ist zu betonen, um bewußt und mit einem gewissen Stolz das Jubiläum der Revolution zu begehen – erst nach vielen, zum Teil blutigen Irrwegen umgesetzt werden. Die Weimarer Republik war zwar mehr als ein Intermezzo, doch endete sie in der Nazibarbarei. Eine demokratische Verfassung und Republik von Dauer wurde in Deutschland, so gesehen, erst mit dem Grundgesetz 1949 erreicht. Die deutsche Einheit wurde erst mit der deutschen Wiedervereinigung von 1990 wieder verwirklicht.

Anhang

Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags beim Schwäbischen Albverein/Volkstanzgruppe Frommern anläßlich der Ausstellung zu Gottlieb Rau am 13. Oktober 1848 in Balingen-Dürrwangen. Eine erweiterte und mit genauen Belegen versehene Fassung erscheint in der Zeitschrift für hohenzollerische Geschichte 35 (1999). An dieser Stelle sei deshalb nur auf die wichtigsten Quellen hingewiesen und einige Literatur angege-

Quellen:

HStAS, E 146, Bü 2729 (Verfahren gegen Carl Friedrich Leemann)

StAS, Ho 235 b, I, R, 598 (Verfahren gegen Eduard Clavel)

Literatur:

Neuer zusammenfassender Überblick über die Revolution 1848/49 im deutschen Südwesten:
Hans-Georg Wehling/Angelika Hauser-Hauswirth, Die großen Revolutionen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1998

Zur Revolution in Balingen:

Wilhelm Foth, Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Balingen, in: Heimatkundliche Blätter 39 (1992), S. 830 f., 833 f., 837 f.

Paul Sauer, Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848, in: Württembergisch Franken (1978), S. 93 – 143, S. 112. Im wesentlichen identisch: ders., Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848, in: Heimatkundliche Blätter Balingen 26 (1979), S. 205 f., S. 210 f., S. 214 f., S. 218 f. hier: S. 210; mit Illustrationen: ders., Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848, Balingen 1998

Walter Stettner, Die Revolution von 1848/49 ihre Auswirkungen im Oberamt Balingen und ihre Spiegelung in der heimischen Presse, in: Heimatkundliche Blätter 21 (1974), S. 991 f., S. 995 – 1000, S. 1002 – 1004

Zur Revolution in Hohenzollern:

Eberhard Gönner, Die Revolution von 1848/49 in den hohenzollerischen Fürstentümern und deren Anschluß an Preußen, Hechingen 1952 (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns Heft 2)

Rolf Vogt, „Die Posaune der Freiheit schallt über die deutsche Erde“. Anton Gauggel – Ein hohenzollerischer Freischärler in der Revolution von 1848/49, in: Hohenzollerische Heimat 48 (1998), S. 54 – 61

Andreas Zekorn, Lesegesellschaften und städtisches Bürgertum in Sigmaringen während der Revolution 1848/49, in: Die Sache der Freiheit, des Volkes und der Republik. Die Revolution 1848/49 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen, hrsg. v. Landkreis Sigmaringen, Sigmaringen 1998

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Waldemar Rehfuß
Hirschbergstraße 32, 72336 Balingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 46

30. Juni 1999

Nr. 6

„Gut und schön eingefügt in das Stadtbild“

Bau und Weihe der katholischen Heilig-Geist-Kirche in Balingen / Von Dr. Andreas Zekorn

„Wir errichten hiermit in Balingen ein Expositurvikariat, das vom Tag der Konsekration der neuen Kirche daselbst an ins Leben und in Thätigkeit treten solle.“¹⁾ Dieser Erlaß des Rottenburger Bischofs Paul Wilhelm von Keppler vom 14. April 1899 stellt einen entscheidenden Schritt für die seelsorgerische Betreuung der Balingener Katholiken in Verbindung mit dem Bau einer eigenen Kirche dar. Genau einhundert Jahre ist es her, daß die katholische Kirche in Balingen geweiht und ein Vikariat für Balingen eingerichtet wurde.

Katholiken waren in Balingen bis weit ins 19. Jahrhundert etwas Außergewöhnliches. 1534 hatte Herzog Ulrich in Württemberg die Reformation eingeführt. Dies bedeutete, daß auch die Bevölkerung der Oberamtsstadt Balingen von nun an der evangelischen Konfession angehörte. Bei den wenigen Katholiken, die sich in der Stadt aufhielten, handelte es sich meist um Diensthofen, selten um ganze Familien. Im Jahre 1719 befanden sich beispielsweise elf Katholiken in Balingen, 1731 waren es sieben und 1849 gar nur einer.²⁾ In der Umgebung der Stadt blieben jedoch zahlreiche Orte, die anderen Herrschaften unterstanden, beim alten Glauben. Dies waren vornehmlich vorderösterreichische oder reichsritterschaftliche Gebiete, so beispielsweise die österreichische Stadt Binsdorf oder Geislingen, das den Schenken von Stauffenberg gehörte.

Erst mit Beginn der Industrialisierung stieg die Zahl der Katholiken in Balingen an. Für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Fabriken wurden Arbeitskräfte von außerhalb benötigt. Nicht wenige dieser Arbeitskräfte waren katholisch. Auch ließen sich mehrere Katholiken nach Heiraten mit evangelischen Ehepartnern oder -partnerinnen in der Stadt nieder.³⁾ Die Balingener Katholiken waren der Pfarrei Geislingen zur Seelsorge zugeteilt. Dies bedeutete, daß sie einen relativ weiten Weg zu Fuß oder möglicherweise auch mit der Kutsche zurücklegen mußten, wollten sie den sonntäglichen Gottesdienst besuchen.

Nach 1869 wurde die Eisenbahnlinie Tübingen-Hechingen in Richtung Balingen verlängert und dort im Jahre 1874 eröffnet. Später erfolgte der Weiterbau nach Ebingen und Sigmaringen. Zu dieser Zeit des Eisenbahnbaus hielten sich um 1872 viele katholische Erdarbeiter in Balingen und Umgebung auf. Das Bedürfnis wuchs, ihnen in Balingen selbst Gelegenheit zum Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes zu bieten. Hier halfen nun die Evangelischen freundschaftlich im Sinne des gemeinsamen christlichen Glaubens aus. Der damalige Pfarrer von Geislingen, Dekan Straub, erwirkte beim evangelischen Stiftungsrat Balingen die Erlaubnis, Gottesdienste in der evangelischen Friedhofkirche abhalten zu dürfen.⁴⁾

Nach Vereinbarung des bischöflichen Ordinariats Rottenburg mit der württembergischen Regierung konnte im Januar 1874 erstmals wieder ein katholischer Gottesdienst in Balingen stattfinden. Man legte dabei fest, daß der Pfarrer von Geislingen einmal im Monat in der Balingener Friedhofkirche Messe lesen sollte. Zwölf Jahre später, 1886, wurde auf einen Antrag hin, den unter anderem der katholische Oberamtmann Georg von Maginot (in Balingen

1885-1887) unterstützte, die Erlaubnis erteilt, zweimal monatlich katholischen Gottesdienst in Balingen zu halten; zugleich wurde auf diesen Antrag hin ein katholischer Religionsunterricht in Balingen eingeführt.⁵⁾

Die Anzahl der Katholiken in Balingen wuchs zunächst weiter. 1877 war mit 256 katholischen Einwohnern bei einer Gesamtzahl von 3374 Einwohnern wohl vorerst ein gewisser Höchststand erreicht. Nach Beendigung des Bahnbaus nahm die Zahl der Katholiken wieder ab (1892: 171 Katholiken).⁶⁾ Dennoch gab es den immer stärkeren Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus.

Treibende Kraft bei der Umsetzung dieses Wunsches war der Geislinger Pfarrer Joseph Götz. Er begann mit Sammlungen zu einem Kirchenbaufonds. Der Anfang wurde anlässlich der Investitur von Götz in Geislingen im Jahre 1892 gemacht. Damals gab die Geistlichkeit des Kapitels Schömberg Spenden in Geld und Naturalien.⁷⁾ In einem Gutachten zu dem geplanten Kirchenbau aus dem gleichen Jahr befürwortete Dekan Berg, Pfarrer in Lautlingen, das Projekt eher zurückhaltend. Er hob hervor, daß in Balingen eine nicht unbedeutende Seelenzahl an Katholiken lebe, Balingen als Oberamtsstadt zudem eine Zentralortsfunktion besitze und die Kirche in Geislingen allen Pfarrkindern nicht genügend Raum bieten könne. Andererseits glaubte er nicht, daß die katholische Bevölkerung stark anwachsen würde.⁸⁾

Das bischöfliche Ordinariat erlaubte dennoch kurz vor Weihnachten 1893, daß die Sammlungen für den Kirchenbau auf weitere Kreise ausgedehnt würden. Auf diese Weise entstand der Kirchenbaufonds.⁹⁾ Interessanterweise gab es in Balingen relativ viele katholische Beamte. So waren Oberamtmann Joseph Stamer (in Balingen 1887-1894), Oberamtsrichter Eugen Sieger, Amtsrichter Miller und noch mehrere andere gehobene Beamte katholisch. Auf ihre Bitten hin wurde von Rottenburg und vom evangelischen Pfarrgemeinderat Balingen die Erlaubnis erteilt, jeden Sonntag und an Festtagen, die von beiden Konfessionen gemeinsam begangen wurden, Gottesdienst in der Friedhofkirche zu halten. Allerdings sah sich Pfarrer Götz nicht dazu in der Lage, jeden Sonntag an beiden Orten die heilige Messe zu lesen. Aus diesem Grunde wurde dem Geislinger Pfarrer ein Vikar beigegeben, der den Auftrag erhielt, die Hauptgottesdienste in Balingen zu halten.¹⁰⁾

Schließlich erlaubte das bischöfliche Ordinariat die Einrichtung eines Kirchenstiftungsrats. Die Zahl der zu wählenden Mitglieder wurde vom für Religionsfragen zuständigen Oberamt auf fünf festgelegt. Im ersten Kir-

chenstiftungsrat, der sich am 27. Juli 1894 konstituierte, befanden sich Pfarrer Götz, Oberamtsrichter Eugen Sieger, Amtsrichter Miller, Gipsermeister Albert Schweizer, Uhrenmacher Karl Jaudas sowie der Wirt und Metzger Anton Edelmann. Nach dem Tode Millers wurde Kameralverwalter Emil Schweizer in den Kirchenstiftungsrat gewählt. Zum Kirchenpfleger, der die Rechnung zu führen hatte, wurde Verwaltungsaktuar Franz Mayer gewählt.¹¹⁾ Damit war die Mannschaft zusammen, die den Bau der katholischen Kirche durchführen sollte.

Den nächsten entscheidenden Schritt bildete der Kauf eines Bauplatzes für die neue Kirche. Am 22. Mai 1897 erwarb der Kirchenstiftungsrat von den Brüdern David und Albert Schweizer, beide Gipsermeister in Balingen, einen „Gras- und Baumgarten im Brunnengässle an der Paulinenstraße gelegen“ mit einem Umfang von 26 Ar. Dies war der Platz für die Heilig-Geist-Kirche. Der Kaufpreis betrug 350 Mark pro Ar; die Gesamtkosten beliefen sich auf 8450 Mark. Dabei erließen die Brüder, von denen sich einer im Kirchenstiftungsrat befand, 100 Mark als Beitrag zum Kirchenbau.¹²⁾ Allerdings fehlten, trotz der Spenden, immer noch alle erforderlichen Geldmittel für den Bau. Nach Abzug der Bauplatzkosten standen noch 10 500 Mark zur Verfügung. Erst als das württembergische Ministerium des Innern praktisch die Zusage zur Durchführung einer Lotterie erteilte, deren Reinerlös 40 000 Mark betragen sollte, war die Finanzierung gesichert und eine konkretere Planung des Kirchenbaus konnte ins Auge gefaßt werden.

Der königliche Regierungsbaumeister Ulrich Pohlhammer wurde im Frühjahr 1897 unter anderem mit der Ausfertigung der Pläne und eines genauen Kostenvoranschlags beauftragt.¹³⁾ Pohlhammer war ein in Kirchenbauten erfahrener Architekt; unter seiner Leitung entstanden 60 kirchliche Neu- oder Erweiterungsbauten im Zeitraum von 1885 bis 1914. Er plante die Balingener Kirche als „Backsteinbau mit gelben Verblendern“. Das Schiff sollte 182 Erwachsenen und 64 Kindern Platz bieten.¹⁴⁾ Im Zeitalter des Historismus wurde die Kirche im neugotischen Baustil entworfen, wobei die gotischen Elemente eigenständig umgeformt wurden. Die Planungsskizzen mußten dem bischöflichen Ordinariat zur Genehmigung vorgelegt werden, das Änderungswünsche vorbrachte.¹⁵⁾ Im November 1897 lagen dann Grundriß und Ansichten vor.¹⁶⁾ Die örtliche Bauleitung wurde Stadtbaumeister Schuster übertragen.¹⁷⁾ Insgesamt wurde das Schiff 20 m lang, 11 m breit und 8 m hoch, der Chor ca. 8,9 m lang, 6,5 m breit und 9,8 m hoch.¹⁸⁾

Dem Heiligen Geist geweiht

Am 18. Januar 1898 fiel der endgültige Beschluß des Stiftungsrats zum Kirchenbau. Nach Genehmigung des Baus durch das Ober-

amt am 2. April 1898 und durch das bischöfliche Ordinariat am 15. März 1898 konnte die feierliche Grundsteinlegung auf Montag, den 25. April 1898 nachmittags um 16.00 Uhr anberaumt werden.¹⁹⁾ Die zur Grundsteinlegung ausgefertigte Urkunde enthält unter anderem die Namen der Kirchenstiftungsrats-Mitglieder sowie die Namen der mit dem Bau beschäftigten Handwerker und der Bauleiter. Die Urkunde schließt mit den Worten: „Gott der Allmächtige segne dieses Werk und führe es zur glücklichen Vollendung! Möge der Heilige Geist, welchem diese Kirche geweiht wird, über alle, die hier beten, die Fülle seiner Gaben ausgießen, auf daß diese geweihte Stätte eine Quelle reichen Segens wird für viele Geschlechter der katholischen Kirchengemeinde Balingen.“²⁰⁾

Dann konnte mit dem Bau der Kirche begonnen werden. Die Grab- und Gipsarbeiten führten die Brüder Schweizer aus Balingen aus, die Fundamentierung Wilhelm Maurer, Maurermeister von Balingen. Felix Heck, ein Maurermeister von Rangendingen, übernahm die Maurerarbeit, Philipp Niggel und „Kosorten“ von Binsdorf die Steinhauerarbeit. Weiterhin waren mit dem Bau der Kirche unter anderem Wilhelm Schmid, Zimmermeister von Geislingen, sowie Karl Widmanan, Flaschner von Balingen, beschäftigt.²¹⁾ Die Arbeiten an der Kirche schritten zügig voran und wurden im Laufe des Jahres 1898 vollendet. Nach dem Tode des Stadtbrandmeisters Schuster übernahm der bisherige Gehilfe des Stadtbaumeisters, Beilharz, die örtliche Bauleitung im August 1898.²²⁾

Bereits im Sommer konnte der Innenausbau der Kirche geplant werden. Altarbauer Bertsch aus Dormettingen fertigte den Hochaltar aus Eichenholz mit Gott Vater und Christus am Kreuz, sodann den Josefsaltar und den Taufstein.²³⁾ Der Bildhauer und Altarbauer German Burry von Rottweil lieferte als weiteren Seitenaltar einen „Schmerzhaften Muttergottes Altar“ nach eigenem Entwurf. Ferner stellte er die Kanzel aus Eichenholz, Beichtstuhl, Kommunionbank und Chorgestühl her.²⁴⁾ Die Ausstattung der Seitenaltäre mit Heiligenfiguren wurde dem Bildhauer A. Leins aus Horb übertragen, der dort ein Atelier für kirchliche Kunst innehatte. Leins lieferte eine Schmerzhaftige Mutter Gottes, einen Heiligen Josef mit Jesuskind, einen Heiligen Bonifatius und einen Heiligen Martin sowie für den zweiten Seitenaltar zwei sitzende Figuren. Für die Kanzel schnitzte er ferner fünf Reliefs.²⁵⁾

Die Kirchenfenster aus „Kathedralglas“ bezog man von dem Kunstglaser Manal in Leutkirch. Hinter dem Altar wurde eine Rosette angebracht und die beiden gemalten Chorfenster erhielten Medaillons mit dem Herz Jesu und Maria. Erst 1949 sollte der Kunstmaler August Blepp von Weilen unter den Rinnen neue Fenster entwerfen, die sich noch heute in der Heilig-Geist-Kirche befinden.²⁶⁾

Der Bildhauer Raimund Knaisch aus Stuttgart fertigte die Kapitäle für Chor, Fenster und Portal sowie den Tympanon für das Portal.²⁷⁾

Die Orgel wurde bei den Gebrüdern Stehle, Orgelbauer aus Bittelbronn, in Auftrag gegeben. Der bischöfliche Orgelbau-Revident Fröhlich, Seminar-Oberlehrer in Saulgau, verfaßte dazu am 5. Juni 1898 ein Gutachten. Für die Größenverhältnisse der Kirche erachtete er eine Orgel mit 15 klingenden Registern als erforderlich. Dabei war gleich eine Erweiterung der Orgelanlage für den bereits damals ins Auge gefaßten späteren Neu- bzw. Erweiterungsbau der Kirche zu berücksichtigen. Zugleich forderte Fröhlich ein einer katholischen Stadtpfarrkirche „entsprechendes Orgelwerk, das mit der nötigen Fülle des Tones wohlklingende Weichheit verbindet“. Nach den Vorschlägen Fröhlichs wurde die Orgel dann auch ausgeführt. Das I. Manual erhielt acht Register, das II. vier und das Pedal drei Register.

In seinem Abschlußgutachten äußerte sich



Westseite der Kirche.

Lotteriescheine zum Kirchenneubau.

Fröhlich sehr zufriedenstellend über das Erstlingswerk der Orgelbaufirma Stehle: „Die Intonation, das schwierigste Geschäft des Orgelbaus und der Prüfstein der Tüchtigkeit des Orgelbauers, ist in den einzelnen Registern als durchweg gelungen zu bezeichnen... Das volle Werk repräsentiert eine schöne, abgerundete Fülle des Tones, welche an Stärke den akustischen Verhältnissen des herrlichen Gotteshauses Rechnung trägt... Das schöne Gehäuse harmonisiert zu der stilvollen Kirche.“²⁸⁾

Schließlich fertigte die Glockengießerei Konrad Zoller von Biberach ein „neues Geläute mit drei Glocken mit den Tönen G, H und D“ nebst einem eisernen Glockenstuhl und dem weiteren Zubehör an.²⁹⁾ Die Glocken wurden im Dezember geliefert und am Donnerstag vor Weihnachten 1898 eingeweiht.³⁰⁾

Die Ausführung der Kirche in der beschriebenen Art und Weise brachte begreiflicherweise erhebliche Kosten mit sich. Insgesamt beliefen sich die Baukosten auf etwas über 90 000 Mark. Aus Sammlungen waren 12 000 Mark zusammengekommen. Einen Staatsbeitrag in Höhe von 3000 Mark lieferte der württembergische König.³¹⁾ Die Diözese Rottenburg selbst trug 16 811 Mark aus der Missionskasse und 13 000 Mark aus einem speziellen Fonds, dem Interkalarfonds, bei.

Fast die Hälfte der Kirchenbaukosten wurde durch Lottereeinnahmen gedeckt. Die katholische Kirchengemeinde hatte dazu die Erlaubnis vom württembergischen Ministerium des Innern erhalten und mußte sich genau an das erlaubte Verfahren halten. Der Reinerlös für den Kirchenbau sollte 40 000 Mark betragen. Die Durchführung der Lotterie wurde dem Lotterieunternehmer Eberhard Fetzer von Stuttgart und dem Fabrikanten Friedrich Schultes von Ulm übertragen. 120 000 Lose zu einer Mark sollten ausgegeben werden. Der Hauptgewinn war mit 15 000 Mark beziffert; insgesamt wurden 59 500 Mark an Gewinnen ausgegeben; die übrigen Einnahmen dienten zur Deckung der Lotteriekosten. Bekanntgegeben wurde die Lotterie in den Zeitungen. Am 1. Juni 1898 fand die Ziehung der Gewinne auf dem Balingen Rathaus statt. Hauptgewinner waren zehn Arbeiter der Firma J. A. Ott jr. Zur Brücke in Ebingen.³²⁾

Lieferung der Glocken 1898

Der Kirchenbau war mit der Lieferung der Glocken im Dezember 1898 praktisch vollendet und der Kirchenstiftungsrat beschloß, die Weihe der Kirche an Neujahr vornehmen zu lassen. Allerdings glich die Kirche zu diesem Zeitpunkt noch mehr einer Baustelle, wie Dekan Baur, Pfarrer in Roßwangen, nach Rottenburg meldete. Auch war das Kirchengestühl, das ein Schreiner in Hechingen herstellte, noch nicht fertig, „weil niemand sich die Mühe ge-

nommen (hatte), nach den Schreinerarbeiten... zu sehen.“ Folglich mußte die Weihe um einige Monate verschoben werden.³³⁾

Am 24. Februar 1899 legte Bischof Keppler den Tag der Konsekration auf Mittwoch, den 19. April, fest. Mit der Weihe der Kirche sollte die Firmung der ersten Firmlinge der Heilig-Geist-Gemeinde verbunden werden. Zugleich wurde ein Expositur-Vikariat eingerichtet.

Zwei Tage vor der Kirchenweihe kam der neue Expositurvikar und Stadtpfarrverweser Johannes Hummel auf dem Bahnhof an, wo ihn Pfarrer Götz begrüßte und zunächst zur Kirche und sodann zu seiner Wohnung bei den Brüdern Schweizer geleitete. Am Abend vor der Kirchweihe wurde als Vorfeier auf der Roßwanger Höhe ein Freudenfeuer entzündet und ein Feuerwerk abgebrannt.³⁴⁾

Am festgesetzten Tag, dem 19. April 1899, konnte schließlich die feierliche Konsekration der Heilig-Geist-Kirche durch Bischof Paul Wilhelm von Keppler vollzogen werden.

Die Stadt war festlich geschmückt. Der Bischof wurde morgens bei seiner Ankunft am Bahnhof unter anderem von Pfarrer Joseph Götz, den Mitgliedern des Kirchenstiftungsrats, Oberamtmann Filser, Stadtschultheiß Eisele und Dekan Baur empfangen. Die neuen Glocken läuteten und vom Heuberg ertönten Böllerschüsse zur Begrüßung. Zwei Mädchen überreichten Blumen und eines, Lea Miller, die Tochter des Finanzamtmanns, sagte ein Gedicht auf. Anschließend fuhr man mit Kutschen zur neuen Stadtpfarrkirche. Der Vorplatz war mit einer Ehrenpforte, Fahnen, Girlanden und Tannengrün geschmückt.

Expositurvikar Hummel empfing den Bischof. Umgehend schritt man bei regnerischem Wetter zur Kirchweihe. „Der Bischof wurde in liturgische Gewänder gekleidet, betete unter Assistenz der Geistlichkeit die Bußsalmen und nahm die Salz- und Wasserweihe vor. Hierauf folgte der dreimalige Umzug um das Äußere der Kirche, trotz des strömenden Regens, unter Psalmengebet und Besprennung der Pfeiler und Mauern. Nach dem dritten Umzug öffnete der Bischof mit vergoldetem Schlüssel das Haupt-Portal, worauf das Benediktus und die Weihe im Innern folgte. Nach Vollzug derselben wurde dem Volke die Kirche geöffnet, und scharenweise strömten die Massen herein, so daß die Festordner Mühe hatten, die für die speziell Geladenen reservierten Plätze offen zu halten.“

Nachdem Kirche und Hochaltar geweiht waren, zog sich der Bischof mit Gefolge in die Sakristei zurück, der Kirchenchor sang das „Veni Sancte Spiritus“ von Bäuerle, die mehr als 30 Geistlichen versammelten sich im Chor und der Bischof bestieg die Kanzel. Seiner Predigt legte er den Evangeliumstext vom Zöllner Zachäus, dem Kirchweihetext, zugrunde. „Wie es der schönste Tag im Leben des Zachäus war, als der Herr bei ihm einkehrte, so ist für die junge katholische Gemeinde der schönste Tag, an dem ihr Heil widerfahren, der heutige, der Tag der Kirchweihe, der Heiland ist gekommen, um die zerstreute Herde zu sammeln.“

Dann folgte die erste heilige Messe auf dem neu geweihten Hochaltar, die der neue Expositurvikar Johannes Hummel zelebrierte. Der Kirchenchor sang die dreistimmige Missa prima von Brunner opus 5. Schließlich spendete der Bischof nach der Messe 16 Firmlingen das heilige Sakrament der Firmung, „worauf das ‚Großer Gott wir loben Dich‘ von der ganzen Gemeinde gesungen wurde. Mächtig brauste die Orgel durch das Gotteshaus, es läuteten unsere Glocken und vom Heuberg dröhnten die Böllerschüsse.“

Durch die trotz der ungünstigen Witterung festlich beflaggte Stadt fuhr der Bischof zum Hause des – im übrigen wiederum katholischen – Oberamtmanns Filser, wo ein Gabelfrühstück eingenommen wurde. Das Festmahl mit 158 Personen fand in den Sälen des Hotels

Roller statt. Anwesend waren die Prominenz aus Stadt und Umgebung, Geistliche, städtische und staatliche Beamte, sämtliche katholische Lehrer des Bezirks, die Mitglieder des Kirchenstufenrats, Abgeordnete der bürgerlichen Kollegien und des evangelischen Kirchengemeinderats, sodann der Architekt der Kirche, Regierungsbaumeister Pohlhammer, und die Handwerksmeister mitsamt ihren Gesellen.

Bei seiner Tischrede dankte der Bischof der Muttergemeinde Geislingen, die viele Opfer erbracht habe. Er dankte weiterhin der evangelischen Stadtgemeinde Balingen, die über 25 Jahre lang den Balinger Katholiken erlaubte, die Friedhofkirche mitzubewohnen. Der Bischof zitierte dabei seinen Lehrer Abele: „Ein Vergelt's Gott, welches eine Konfession der anderen bietet für einen Erweis christlicher Liebe, trägt mehr bei zur Versöhnung und Verständigung als viele dicke Bände, welche die Gelehrten schreiben.“

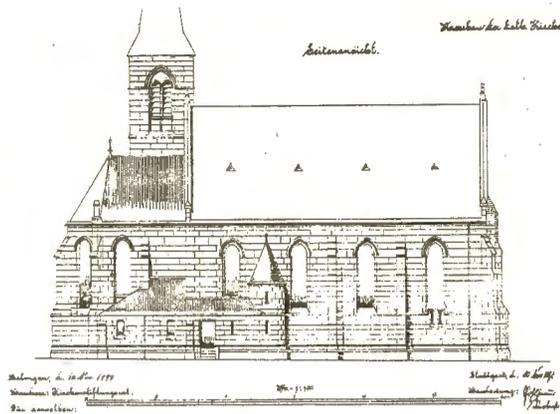
Dann fügte er hinzu: „Ich hoffe zu Gott, daß wie dieses neue Kirchlein sich gut und schön eingefügt in das Stadtbild, so auch die katholische Gemeinde sich immer in Freude und Einigkeit und Ordnung organisch eingliedert in die Einwohnerschaft der Stadtgemeinde Balingen. Schließlich dankte der Bischof dem württembergischen König als Wohltäter der Gemeinde, worauf die Tafelrunde den König hoch leben ließ.

Weitere Tischreden hielten Oberamtmann Filser, Dekan Baur und Pfarrer Götz, der sich ebenfalls nochmal speziell bei der evangelischen Gemeinde bedankte, „die durch ihr zahlreiches Erscheinen in der Kirche und beim Festmahl, durch die Schmückung der Häuser durch Heraushängen von Fahnen einen überaus anerkennenswerten, großartigen Beweis gegeben habe an der freundschaftlichen Gesinnung der evangelischen Bevölkerung.“ Er weihte „sein Glas der Feststadt Balingen und insbesondere der evangelischen Stadt Balingen“.

Anschließend ergriff der evangelische Dekan Wiedersheim das Wort und gab der Mitfreude der gesamten evangelischen Kirchengemeinde über das neue Gotteshaus Ausdruck. Gerne, so betonte er, hätte die evangelische Gemeinde das „Gastrecht in unserer alten Epheu umspannenen romantisch gelegenen Friedhofkapelle eingeräumt“, aber er könne sehr gut den Wunsch nach einer eigenen katholischen Kirche begreifen. „Wir wünschen auch von Herzen, es möge allezeit das gute Einvernehmen, das zwischen den Gliedern der evangelischen Gemeinde und denen der katholischen Gemeinde geherrscht hat bis heute auch ferner ein dauerndes bleiben.“ Weiterhin stellte er erfreut fest, daß in seiner Diözese durch die verschiedenen Organisationen eine enge Fühlung und Verbindung beider Konfessionen, insbesondere auch der Geistlichen beider Konfessionen, hergestellt sei. Er erinnerte dabei an das gemeinsame Werk der Bezirkskrankenpflege und des Bezirkswohltätigkeitsvereins. Schließlich wünschte er Gottes Segen, Glück und Heil der weiteren Entwicklung des katholischen Kirchenwesens.

Nach Dekan Wiedersheim ergriffen noch Kameralverwalter Schweizer, Finanzamtmann Miller und Stadtschultheiß Eisele das Wort. Gegen 15.30 Uhr hob der Bischof die Tafel auf und verließ das Hotel mit Begleitung der Prominenz, um sich zum Bahnhof zu begeben, wo er nochmals seinen Segen spendete. „Unter Böllersalven schied der hohe Gast aus unserer Stadt und fuhr seiner Bischofsstadt Rottenburg entgegen.“³⁵⁾

Mit der Kirchweihe war, wie erwähnt, ein Expositurvikariat eingerichtet worden. Johannes Hummel³⁶⁾ wurde am Tag der Kirchweihe als Expositurvikar eingesetzt. Er hatte die Aufgabe, die Katholiken von Balingen und Umgebung, nämlich von Engstlatt, Heselwangen und Ostdorf, geistlich zu betreuen. Der Pfarrverband mit Geislingen wurde noch nicht



Seitenansicht der Kirche.

aufgelöst. Der Expositurvikar bekam die für ihn erforderlichen Rechte und Befugnisse zugewiesen, hatte sich aber mit dem Pfarrer von Geislingen zu beraten. Alle Sakramente konnten in Balingen erteilt werden.

Über Taufen, Ehen und Todesfälle waren fortan für Balingen und die zugewiesenen Orte eigene Register zu führen. Schließlich hatte der Expositurvikar den katholischen Kindern seines Sprengels Religionsunterricht zu erteilen. Das Gehalt des Vikars betrug 1600 Mark, hinzu kamen noch die Stolgebühren. Die Kosten für Gottesdienste, Organisten und Mesner hatte der Kirchenstiftungsrat zu tragen. Mit Einrichtung des Expositurvikars wurde die Vikarstelle in Geislingen zunächst befristet auf zwei Jahre aufgehoben.³⁷⁾

Mit der Fertigstellung der Heilig-Geist-Kirche in Balingen war ein erster wichtiger Schritt auf dem Wege zu einer eigenen Stadtpfarrei mit weiteren Einrichtungen getan.

Da der Vikar zunächst zur Miete wohnte, wurde der Bau eines eigenen Pfarrhauses rasch in Angriff genommen, doch erst 1910 konnte das Pfarrhaus bezogen werden. Weiterhin wurde die Einrichtung einer freiwilligen katholischen Konfessionsschule betrieben. Bereits 1901 war das Schulhaus zumindest teilweise bezugsfertig.³⁸⁾ Diese Zielsetzungen konnten erst nach und nach umgesetzt werden. Es ist hier nicht der Ort, dem allem detailliert nachzugehen. Zusammenfassend nachgelesen werden. Es ist hier nicht der Ort, dem allen detailliert nachzugehen. Zusammenfassend nachgelesen werden kann dies in der von Dr. Helmut Schmid erarbeiteten Geschichte der katholischen Kirche Balingens.

Als Ausblick sei soviel vermerkt, daß Johannes Hummel seine Stelle bis zum 15. Januar 1902 versah, als er nach Zepfenhahn als Pfarrer ging. Sein Nachfolger war der Geistliche Breitfeld, dem im Jahre 1904 Albert Pfeffer folgte.³⁹⁾ Zum 7. Januar 1904 erhöhte man die Seelsorgerstelle Balingen in eine ständige katholische Stadtpfarrei und teilte sie dem Dekanat Schömberg zu. Am 1. November 1918 schließlich wurde Balingen eine eigene Stadtpfarrei. Hubert Wagner hieß der erste Stadtpfarrer.⁴⁰⁾

Wichtig bleibt festzuhalten, daß seitdem eine größere Anzahl von Katholiken in der evangelischen Oberamtsstadt Balingen lebte, es stets ein gutes, freundschaftliches Einvernehmen mit der evangelischen Kirchengemeinde gab. Vor Errichtung der Heilig-Geist-Kirche im Jahre 1899 gewährte die evangelische Gemeinde den Katholiken in christlich-nachbarlicher Weise das Gastrecht in der Friedhofkirche. Einhundert Jahre nach der Kosekration der katholischen Kirche gab es eine Duplizität der Ereignisse: Erneut ließ die evangelische Gemeinde die Katholiken Gast in ihrer Friedhofkirche sein, dieses Mal anlässlich des Umbaus der Heilig-Geist-Kirche im Jahre 1999. Es ist

das beste Zeichen dafür, daß das herzliche Verhältnis zwischen beiden Konfessionen in Balingen über mehr als einhundert Jahre Bestand hatte und im Zeichen der Ökumene noch enger wird.

Fußnoten:

- 1) Katholisches Pfarrarchiv Heilig-Geist-Kirche Balingen (im folgenden zitiert: PfABL), Rechnungsbeilagen (Rech.beil.) 1898/99, Vorbemerkung.
- 2) Kreisbeschreibung Balingen, Balingen 1961, Bd. 2, S. 37.
- 3) Helmut Schmid, Entwicklung und Wandel – die katholische Kirche in Balingen, Balingen 1994, S. 10ff.
- 4) PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung.
- 5) Schmid, S. 13.
- 6) Schmid, S. 13f.
- 7) PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung.
- 8) Schmid, S. 14.
- 9) PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung.
- 10) Schmid, S. 13.
- 11) PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung.
- 12) PfABL, Kirchenstiftungsprotokoll 1894–1924, p. 11f., p. 64ff.; Beilagen über Erbauung einer kath. Kirche in Balingen (künftig: Beil. Bau), Beil. 13: Kaufvertrag; Rech. Beil. 1898/99 Nr. 4. Güterbuchauszug.
- 13) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll 1894–1924, p. 19ff. p. 64f.
- 14) PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung.
- 15) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 50 (22. 10. 1897).
- 16) Abbildungen bei Schmid, S. 16ff.
- 17) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 50 (18. 10. 1897).
- 18) PfABL, Beil. Bau, 1897/99, Beil. 237.
- 19) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 64ff. (18. 1. 1898), p. 70f. (19. 4. 1898); Schmid, S. 14 (Wiedergabe der Genehmigungsurkunde).
- 20) Zit. n. Schmid, S. 19.
- 21) Kassentagebuch 1897/99; Schmid, S. 19. Schmiedearbeiten wurden auch von Schlosser Höbel, Hechingen, ausgeführt (Kassentagebuch 1897/99, p. 31, p. 47).
- 22) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 80 (9. 8. 1898).
- 23) PfABL, Kassentagebuch 1897/99, p. 30, p. 62; Beil. Bau, Kostenzusammenstellung, p. 27, Beil. 219; Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 75. Abbildung bei Schmid, S. 31.
- 24) PfABL, Beil. Bau Nr. 227.
- 25) PfABL, Beil. Bau 1897/99, Beil. 233–235; Kassentagebuch 1897/99, p. 38, p. 61.
- 26) PfABL, Kassentagebuch 1897/99, p. 21, p. 51; Beil. Bau 1897/99, Kostenzusammenstellung, p. 22. Beil. zu Rechnungsbuch S. 41. – Zur Arbeit August Blepps: Andreas Zekorn, Andreas Zoller, Expression und Glauben. Der Künstler und Kirchenmaler August Blepp (1885–1949), hrsg. v. Zollernalbkreis, Balingen 1996, S. 109f.
- 27) PfABL, Beil. Bau 1897/99, Beil. 15; Kassentagebuch 1897/99, p. 31.
- 28) PfABL, Beil. Bau, 1897/99, Beil. 237–238.
- 29) PfABL, Beil. Bau, Beil. 247; Kassentagebuch 1897/99, p. 33.
- 30) Schmid, S. 19.
- 31) PfABL, Kirchenstiftungsratsprotokoll, p. 71.
- 32) PfABL, Beil. Kirchenpflegerechnung 1898/99, Beil. 16ff.
- 33) Schmid, S. 19.
- 34) Der Volksfreund 90 (19. 4. 1899).
- 35) Bericht über die Kirchweihe: Der Volksfreund Nr. 92–94 (21. 4.–23. 4. 1899); vgl. auch den Bericht bei Schmid, S. 21, aus dem Deutschen Volksblatt.
- 36) Zur Biografie Pfarrer Hummels bis 1899; Schmid, S. 22.
- 37) Erlaß des bischöflichen Ordinariats vom 14. 4. 1899 (PfABL, Rech.beil. 1898/99, Vorbemerkung).
- 38) Vgl. Rech.beil. 1899–1902: Der Bauplatz für das Pfarrhaus wurde am 17. 2. 1900 von den Gebrüdern Schweizer erworben. Zur freiwilligen katholischen Konfessionsschule: ebd., Beil. 120: Schreiben des kath. Kirchenrats vom 12. 1. 1902; Beil. 249, Versicherungsschein für das Schulhaus vom 26. 8. 1901.
- 39) PfABL, Rechnungsbeilagen 1899–1902, Vorbemerkung. – Pfarrer Albert Pfeffer war von 1910 bis zu seinem Tode 1937 Pfarrer in Lautlingen. Pfeffer war als Kunst- sachverständiger der Diözese Rottenburg eine wichtige und einflußreiche Persönlichkeit.
- 40) Schmid, S. 23 ff.

Sonnenuhren von Philipp Matthäus Hahn

Vor zehn Jahren wurde in Scharnhausen, Onstmettingen, Kornwestheim, Echterdingen und Stuttgart mit großen Ausstellungen des 250. Geburtstages von Philipp Matthäus Hahn gedacht. 1739 wurde er in Scharnhausen geboren, und es ist immer wieder interessant, an seinem Lebenslauf zu verfolgen, wie sich damals, gestützt nur auf armselige Informationsquellen, ein Genie entwickelte. Erstmals sichtbar wurde seine technisch konstruktive Begabung durch den Bau von Sonnenuhren.

„Schon im achten Jahre machte ich bei heiterem Sonnenschein Beobachtungen über den Lauf des Schattens an jedem Nagel im Hause und zeichnete seine Länge und Ort von Stunde zu Stunde. Es verdroß mich aber, daß dieser Schatten in einigen Tagen nicht mehr auf Zeit und Stunde zutreffen wollte. Endlich bekam ich eine Zylindersonnenuhr von Elfenbein, die ich aber lange nicht verstehen konnte, so man-nigfaltige Proben ich auch damit anstellte; auch mein Vater konnte mir hierin nicht die geringste Erläuterung geben. In der Folge fand ich in der Bibliothek meines Vaters eine Himmelskugel samt der Beschreibung, die mich lange Zeit ergötzte.“

Philipp Matthäus Hahn, Sohn des Pfarrers Georg Gottfried Hahn in Scharnhausen, zeichnet die Schatten der Nägel, freut sich am Abbild, am genauen Festhalten, und dann treten Unstimmigkeiten auf. Zuerst aber war das Aufmerken und Staunen. Das ist grundlegend für seine spätere Forschertätigkeit. Über scheinbar Einfaches und Selbstverständliches staunen zu können – einen Newton bewegte, daß der Apfel vom Baum fällt –, und dann dem Bestaunten nachfragen, das ist von Bedeutung. „Im 13. Jahr bekam ich ein kleines Sonnenuh-

ren-Traktätlein von einem Constabler in Esslingen. Mit Freuden schrieb ich Tag und Nacht daran ab, machte auch die Risse nach, ohne solche zu verstehen. Nach und nach bekam ich Einsicht und machte Sonnenuhren.“ Da ist also ein jugendlicher Fanatiker am Werk, ein Ergriffener. Kinder und Jugendliche durchleben solche Perioden, aber eines Tages fühlen sie sich ihnen entwachsen, und sie tun ihre Liebhabereien ab als kindliche Spielerei. Bei Hahn saß die Leidenschaft tiefer.

„Bekam Einsicht und machte Sonnenuhren.“ Das war der Ausgangspunkt für den Bau von astronomischen Uhren, wie Hahn sie später für Herzog Karl Eugen, den Markgrafen von Baden und andere Herren baute. Den Bau von Sonnenuhren können wir bei ihm ein Stück weit verfolgen. Als sein Vater nämlich 1756 nach Onstmettingen versetzt wurde, sprach es sich schnell herum, daß sein Sohn Sonnenuhren bauen konnte. Der Oberamtmann (heute Landrat) aus Balingen fragte an, ob er ihm nicht eine Sonnenuhr am Turm der Stadtkirche in 20 Meter Höhe und ohne Gerüst anbringen könne. Der Theologiestudent sagte zu, erhielt am Ende 30 Gulden für die Arbeit, also

mehr als das Jahresgehalt eines Vikars, und schreibt: „So reich war ich noch nie.“ Und nun wußte man auch im Oberamt, daß im Albdorf Onstmettingen einer war, der Sonnenuhren bauen konnte.

Und von ihm lernte es sein Freund, der gleichaltrige Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt. Im Besitz des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart befindet sich eine Tischsonnenuhr, die handschriftlich mit „Onstmettingen“ signiert ist und bisher nicht eindeutig zugeschrieben werden konnte. Nun tauchte vor drei Jahren bei einem Trödler in Augsburg eine gleichartige Tischsonnenuhr auf, signiert mit „Schulm. Schaudt, Onstmettingen 1802“. Schaudt, der Hahn um 19 Jahre überlebte, baute also im Alter noch Sonnenuhren. Sowohl die signierte wie die unsignierte Tischsonnenuhr gleichen in der Gestaltung genau der Sonnenuhr am Balingen Kirchturm. Beide sind „Schule Hahn“, und beide sind im Hahnmuseum in Albstadt-Onstmettingen zu sehen. Es führt also ein direkter Weg von den ersten Sonnenuhrenexperimenten Hahns in Scharnhausen zu den Sonnenuhren in Onstmettingen. Hahn selbst hat sich später dem Bau von Ohrsonnenuhren zugewandt, an denen man die Zeit bis auf die Minute genau ablesen konnte und die man damals, als es kein Radio und Fernsehen mit Zeitansage gab, benötigte, um Turm-, Taschen- und astronomische Uhren genau einstellen zu können.

Alfred Munz

Deutsche in China

Aus dem Vortrag von Hannes Schneider

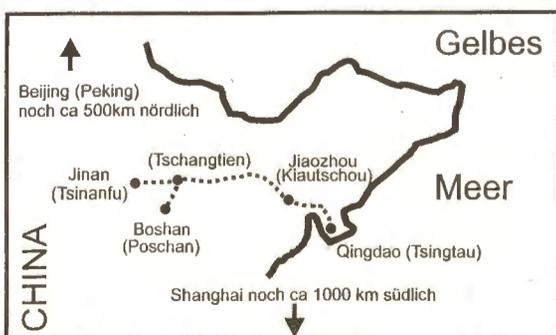
Am 12. Mai 1999 hielt Herr Hannes Schneider einen Vortrag über die deutsche Kolonie Kiautschou in China und die Schantung-Eisenbahn. Es soll hier einmal kurz darüber berichtet werden.

Am 14. November 1897 besetzte das Deutsche Reich aus Anlaß der Ermordung zweier deutscher Missionare Kiautschou und erzwang den deutsch-chinesischen Vertrag vom 6. März 1898, wonach das Reich Kiautschou auf 99 Jahre pachtete und Eisenbahn und Bergbaukonzessionen in Schantung erwarb.¹⁾

Der Boxeraufstand²⁾

Im Jahre 1770 entstand der religiöse Geheimbund der Boxer, der auch politische Ziele verfolgte. Ursprünglich gegen das Herrscherhaus, dann gegen die Ausländer. Besonders auch gegen die Eisenbahn, da diese über die Grabstätten führen sollte. Im Jahr 1900 wurde er von der kaiserlichen Regierung anerkannt, was letztlich zum Boxeraufstand führte. Dies wiederum führte zum Eingreifen der europäischen Großmächte, so auch des Deutschen Reiches. Es wurden Truppen unter dem Befehl von Marschall Graf von Waldsee entsandt. Man schlug den Aufstand nieder und besetzte Peking. Diesmal verlor China kein Land, mußte aber eine hohe Kriegsentschädigung zahlen.

Die weitere Entwicklung³⁾



Das dem Reichsmarineamt unterstellte Gebiet nahm einen raschen Aufschwung. Das zur Hauptstadt ausgebaute Tsingtau wurde durch moderne Hafenanlagen und den Ausbau der Schantung-Eisenbahn der bedeutendste Handelsplatz an der chinesischen Nordost-Küste.

Die Schantung-Eisenbahn (1435 mm)

Es bildete sich nun ein Syndikat aus Deutscher Bank und Industrieverbänden, das den Bahnbau vorbereiten sollte. Reichskanzler Fürst Clodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst verlieh diesem Syndikat am 1. Juni 1899 die Konzession. Am 14. Juni 1899 wurde die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft gegründet, die Konzession wurde an sie übertragen. Es begann nun der Bahnbau, der durch den vorher erwähnten Boxeraufstand behindert wurde. Der gesamte Bahnbau kostete 52,9 Millionen Mark.⁴⁾

Die Strecken wurde wie folgt eröffnet: 1. Juni 1902 Tsingtau – Kiautschou – Weihsien 184,4 km; 1. Juni 1904 Weihsien – Tschaugtien – Tsienaufu W 210,8 km; 1. Juni 1904 Tschaugtien – Poschan⁵⁾ 39,3 km.

Am 15. August 1914 forderte Japan, das an der Seite der Alliierten kämpfte, die Übergabe von Kiautschou und erklärte am 29. August 1914 dem Deutschen Reich den Krieg. Die Japaner schlossen Tsingtau ein, das am 7. November 1914 kapitulierte. Alle von China an Deutschland gewährten Rechte forderte Japan 1915 für sich. Im Vertrag von Versailles von 1919 mußte das Deutsche Reich auf alle Schutzgebiete verzichten. Als Völkerbundmandat kam Kiautschou zu Japan.⁶⁾

China kaufte alle diese Vorrechte am 5. Dezember 1922 nach der Konferenz von Washington für 40 Millionen Yen zurück. Somit stand die Schantung-Eisenbahn seit dem 1. Januar

1923 wieder unter chinesischer Verwaltung.⁷⁾

Zum Teil wurde die Bahn zweigleisig ausgebaut und verlängert. Heute fahren dort mit Diesellokomotiven bespannte Nachtschnellzüge von Peking und Schanghai.⁸⁾

Quellen:

- 1) Brockhaus Enzyklopädie Band 17 Schutzgebiete S. 83, Wiesbaden 1973
- 2) Brockhaus Enzyklopädie Band 3 Boxer S. 174, China/Geschichte S. 760 ff., Wiesbaden 1967
- 3) siehe 1)
- 4) Helmut Schroeter/Roel Ramaer Die Eisenbahnen in den einst deutschen Schutzgebieten – Damals und heute Röhr Verlag, Krefeld 1993
- 5) Hans Kobschätzky Streckenatlas der deutschen Eisenbahn 1893 – 1935 Alba-Verlag, Düsseldorf 1975
- 6) siehe 4)
- 7) siehe 4)
- 8) siehe 4)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Alfred Munz
Grünwaldstr. 35, 72461 A.-Onstmettingen
Hannes Schneider
Auf Schmiden 52/1, 72336 Balingen
Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

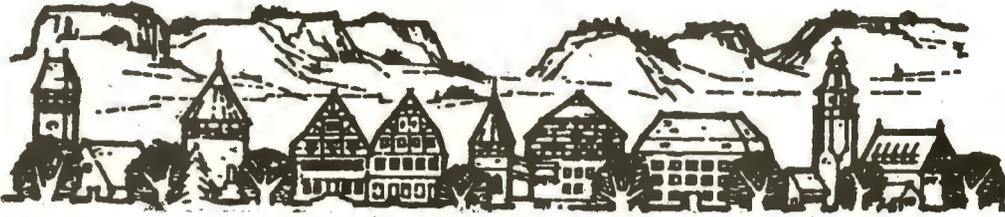
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Zwei rätselhafte Strophen des Haigerlocher Minnesängers

Graf Albrecht II. von Haigerloch und Hohenberg als vernachlässigter Dichter des Mittelalters – Von Boris Retzlaff

Graf Albrecht II. von Hohenberg und Haigerloch muß ein bemerkenswerter Mann gewesen sein. Seine Zeitgenossen rühmen ihn als kunstsinnigen und gebildeten Menschen. In der Reichspolitik spielte er als Gefolgsmann der Habsburger eine herausragende Rolle und schlug für seinen Lehnsherren manche Schlacht. Bei seinem Tod trauerte man nicht nur in der Grafschaft Hohenberg. Zu seinem 700. Todestag im April letzten Jahres war er den „Heimatkundlichen Blättern“ eine ausgiebige Würdigung wert (Ausgaben 3 und 5, 1998). Er rückt nun abermals in den Blickpunkt: Während Albrecht von Hohenberg (zirka 1235–1298) als Staatsmann noch heute die Geschichtswissenschaft beschäftigt, wurde er als Minnesänger von der Forschung kaum beachtet – obwohl seine Dichtung in mancher Hinsicht bemerkenswert ist.

Ist ieman in der werlte baz
den einem, der sin staetez liep
mit armen hat alumb und umb beslozen?
Treit si im triuwe an allen haz,
dast bezzer dan ein minnen diep,
in hat der langen nahte nie verdrozen:
Er vürhtet melder, noch ir haz,
er lit gar ane sünde und ane vorht
und ane schande.

taet ieman valschiu minne baz,
da nieman triuwe erkande,
der naeme vrouwen laster vür ir ere:
von siner volge ich min sinne kere.

Verboten wazzer bezzer sint
den offen win, des hoer ich jehen
den liuten, die mit sende sint bevangen;
Ouch hant mich des bewiset kint,
ich han daz selb ein teil gesehen.
der werlte vuor ist niht wan ein gelangen:
Daz kum gewonnen dunkel guot;
swaz man gar ane vorhte hat,
daz leidet sich vil dicke:
so tougen minne hoehet muot.
swa lieb in minnen strikke
mit armen liut alumb beslozen tougen,
do ist nieman baz: diu red ist ane lougen.

[Ist es jemandem in der Welt besser / als einem, der seine beständige Geliebte / mit Armen ringsum umschlossen hat? / Trägt sie ihm Treue ohne allen Haß, / das ist besser als (die Situation) ein(es) Liebesdieb(es), / ihn hat die lange Nacht nie verdrossen: / Er fürchtet weder Verräter noch ihren Haß, / er liegt ganz ohne Sünde und ohne Furcht und ohne Schande. / Wenn jemandem falsche Liebe besser tut, / in der niemand Treue kennt, / dann betrachtet der die Fehler der Damen als ihre Ehre: / Von seiner Folge wende ich meine Sinne ab. Verbotene Wasser sind besser / als offener Wein, das höre ich sagen / den Leuten, die mit Sehnsucht befangen sind; / auch haben mich das Kinder gelehrt, / ich habe das selber ziemlich viel gesehen. / Der Lauf der Welt ist nichts als ein Verlangen: / Das kaum Gewonnene wird für gut gehalten; / was man ganz ohne Furcht hat, das wird sehr zuwider: / So hebt heimliche Liebe die Stimmung. / Wo auch immer eine Geliebte in Liebesbanden / mit Armen ringsum heimlich umschlossen liegt, / da geht es keinem besser: Diese Aussage ist ohne Lüge.]

Diese beiden Strophen sind die einzigen, die uns unter dem Namen Albrechts von Hohen-

berg überliefert sind. Sie stehen einzig in der Handschrift C, besser bekannt als „Große Heidelberger bzw. Manessische Liederhandschrift“ (Universitätsbibliothek Heidelberg, cod. pal. germ. 848). Der Text fehlt in den meisten und maßgeblichen neuzeitlichen Minnesang-Ausgaben, wohl hauptsächlich deshalb ist er in der germanistischen Forschung weitgehend unbeachtet geblieben.

Man betritt also gewissermaßen Neuland, wenn man sich mit diesem Text befaßt. So müssen zu Beginn einige Probleme zur Sprache kommen, die bei den meisten Texten des Minnesangs durch umfassende Forschungsliteratur bereits gelöst sind. Das soll dieser Artikel leisten: Den Zugang zum Text erleichtern und einige interpretatorische Ansätze aufzeigen.

Man muß bei der Beschäftigung mit dem Minnesang stets bedenken, daß diese Form der Literatur vor allem im gesungenen Vortrag lebte. Pergament war teuer zur Zeit des Minnesangs, die Fähigkeit des Lesens und Schreibens keine Selbstverständlichkeit – das literarische Leben des Mittelalters hatte seinen Platz vorwiegend in der Mündlichkeit. Der Minnesang hatte seinen Höhepunkt bereits überschritten, als der Großteil der Handschriften entstand, in denen uns die Lieder heute erhalten sind. Das bedeutet, daß viele Texte vor ihrer Verschriftlichung zum Teil über Jahrzehnte hinweg mündlich oder über verschiedene verlorene schriftliche Vorlagen weitergegeben wurden. Dies erklärt auch die zum Teil eklatanten Abweichungen zwischen den einzelnen Fassungen, wenn ein Lied in mehreren Handschriften niedergelegt ist.

Auch die Art des Schreibens war eine andere. In unserer heutigen Schriftkultur sind wir es gewöhnt, daß Punkt und Komma uns das Verständnis von Texten erleichtern. Satzzeichen fehlen allerdings in den mittelalterlichen Handschriften und müssen erst einmal eingesetzt werden, um den Zugang zum Text zu erleichtern, in manchen Fällen wohl überhaupt zu ermöglichen. Die Interpunktion der oben abgedruckten Fassung des Liedes folgt im großen und ganzen der Ausgabe von Friedrich von der Hagen.¹⁾

Das nächste Problem, mit dem man sich zu beschäftigen hat, ist ein sprachliches. Das Mittelhochdeutsch, in dem die Texte geschrieben stehen, ist zwar unserem Neuhochdeutsch sehr ähnlich; viele Wörter haben sich jedoch verändert, andere sind ausgestorben, wieder andere

haben eine neue Bedeutung angenommen. Die oben angefügte Übersetzung, rein auf Präzision bedacht, ohne sprachliche Beschönigung, mag hier über solche Probleme hinweghelfen.

Das Verständnis dessen, was überhaupt gesagt wird, ist ein weiterer Schritt. Man muß sich dabei verdeutlichen, daß mittelalterliche Rezipienten einen gesellschaftlichen und geistigen Kontext hatten, der uns heute fremd ist und den wir erst rekonstruieren müssen. Die beiden Strophen Albrechts von Hohenberg stehen vor dem gleichen Hintergrund wie praktisch der gesamte Minnesang: Die höfische Minne – „Liebe“ ist eine gängige Übersetzung für den Begriff, die allerdings nicht all seine Bedeutungsaspekte zu fassen vermag – war ein kompliziertes kulturelles Phänomen und richtete sich nach komplexen Regeln, Wertvorstellungen und Idealen.

Im Mittelpunkt steht die Dame. Sie erscheint seltsam entrückt, ist jedenfalls nur selten direkt als Person zu fassen bzw. zu verstehen. Mit dem Minnesang wurde um sie geworben, sie wird darin gepriesen. Ihr wird als „Minnedienst“ oft das ganze Leben verschrieben. Gelegentlich findet sich die Aufforderung, niemand möge das Lob der Damen verschweigen; wer es wagte, schlecht über sie zu sprechen, wurde in manchen Liedern kritisiert.

Am deutlichsten formuliert Hartmann von Aue in seiner „Klage“ die Philosophie, die hinter allem steckt: Um die Liebe einer Dame zu

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Samstag, 7. bis 14. August: Bus-Exkursion nach Thüringen mit Hotelunterkunft in Erfurt. Herr Hans Kratt führt zu kulturellen Höhepunkten, Burgen, Schlössern und Residenzstädten in Thüringen (bereits ausgebucht).

Samstag, 11. September: Bus-Exkursion in das Gebiet der ehem. Abtei Zwiefalten. Herr Wilfried Groh führt nach Zwiefalten, Tigerfeld, Zell a. d. Donau, Dürrenwaldstetten und nach Schloß Ehrenfels.

Donnerstag, 30. September bis Sonntag, 3. Oktober: Bus-Exkursion in die Nordschweiz und das südliche Elsass. Herr Wolfgang Willig führt in den deutsch-französischen Grenzgebiet, in die ehem. Herrschaftsgebiete von Habsburg, Hohenzollern und Württemberg mit Neuenburg, Mömpelgard, Reichenweier, Kaysersberg u. a.

Anmeldung zu den Bus-Exkursionen bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

gewinnen, muß man nach Perfektion vor allem in moralischer Hinsicht suchen. Die maßgeblichen Tugenden, nach denen es dabei zu streben gilt, sind milte (Sanftmut), zuht (Zucht, Selbstbeherrschung), diemuot (Bescheidenheit), triuwe (Treue), stoete (Beständigkeit), kiuscheit unde schame (sexuelle Enthaltbarkeit) sowie gewislichiu manheit (feste Tapferkeit). Wer sich in diesen Tugenden übt, hat nicht nur die Zuneigung der Dame, sondern ebenso soziale Anerkennung und, da es sich auch um religiöse Tugenden handelt, die Liebe Gottes verdient. Interessanterweise tritt etwa zeitgleich mit der Entstehung der Minnekultur in Europa der Marienkult in den Vordergrund.

Wichtig ist, daß sich „Minne“ außerhalb der Ehe abspielt. Wenn also Albrecht von Hohenberg in der ersten Strophe seines Liedes die Liebe zu einer „beständigen Geliebten“ in einer von Treue bestimmten Beziehung preist, ist damit noch nicht gesagt, daß damit die Ehe gemeint ist, wurde die doch im Mittelalter eher als rein rechtliche Institution denn als Liebesbund gesehen. In der Minnekultur wurde der heimlichen Liebe große Wertschätzung zuteil. Dies wird deutlich anhand einer Strophe aus der Frühzeit des Minnesangs, deren Verfasser unbekannt ist:

Tougen minne diu ist guot,
sī chan geben hōhen muot.
der sol man sich vlizen.
swer mit trīwen der nit pfliget,
deme sol man daz wīzen.

[Heimliche Liebe, die ist gut, / sie kann große Freude geben. / Um sie soll man sich bemühen. / Wer auch immer sie nicht mit Treue ausübt, / dem soll sie verwiesen werden.]

Dabei ist aber zu bedenken, daß die heimliche Minne wohl als Konzept in der höfischen Gesellschaft akzeptiert war, konkrete Beziehungen wurden natürlich verschwiegen – sonst wäre an einer solchen Affäre auch nichts mehr heimlich. Nicht nur die Ehre der Liebenden stand auf dem Spiel, oft genug schwebte auch das Leben in Gefahr, sofern Eifersucht im Spiel war. Albrecht bezieht sich in seiner ersten Strophe mit Sicherheit auf keine Beziehung solcher Art. Sein Liebender hat weder melder, Verräter, noch Schande im Sinne sozialer Ächtung zu fürchten. Offensichtlich geht es also um eine allgemein bekannte, gesellschaftlich legitimierte Beziehung. Diesem Entwurf wird die Situation eines „Liebesdiebs“ gegenübergestellt, der einer treulosen „falschen Minne“ anhängt, die offensichtlich nicht die gleiche Wertschätzung genießt – man beachte, daß auch das oben zitierte Loblied auf die heimliche Liebe die Forderung nach Treue in den Mittelpunkt stellt.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß im Minnesang andere Lieder thematisiert werden, sei es zum Zweck der Bestätigung, des Einbringens einer neuen Perspektive, der Widerlegung oder der Parodie. Ob eine Strophe als Antwort auf ein anderes Werk gedacht ist, läßt sich freilich oft schwer nachweisen. Voraussetzung für einen wirklich sicheren Beweis ist meist, daß der erste Text vorliegt. Wenn sich dann Übereinstimmungen im Ton²⁾ oder gar wörtliche Zitate nachweisen lassen, kann man von einer solchen Beziehung ausgehen – für viele Lieder Walthers von der Vogelweide zum Beispiel ist eine solche Antwortstruktur überzeugend nachgewiesen, und viele Texte, die auf dem ersten Blick wie ein Lied erscheinen, entpuppen sich bei genauerem Hinsehen als gereimte Streitgespräche, in denen eine Strophe auf die andere antwortet. Wenn der ursprüngliche Text fehlt, begibt man sich auf weniger sicheren Boden.

Dann sind es gewisse sprachliche Wendungen, die eine solche Vermutung rechtfertigen: Wenn es da etwa heißt, „viele“ (manger) behaupteten etwas, ist mit diesen „vielen“ häufig ein bestimmter Dichter, ein bestimmter Text gemeint. Auch die erste Strophe Albrechts von Hohenberg weckt den Verdacht, zur Widerlegung eines anderen Liedes zu dienen. Der an-

dere Sänger wäre in diesem Fall der „minnen diep“, von dessen Folge die Sinne gekehrt werden. Leider ist kein konkreter Text zu fassen, auf den geantwortet wird, doch lassen einige Details Rückschlüsse auf dessen Art zu.

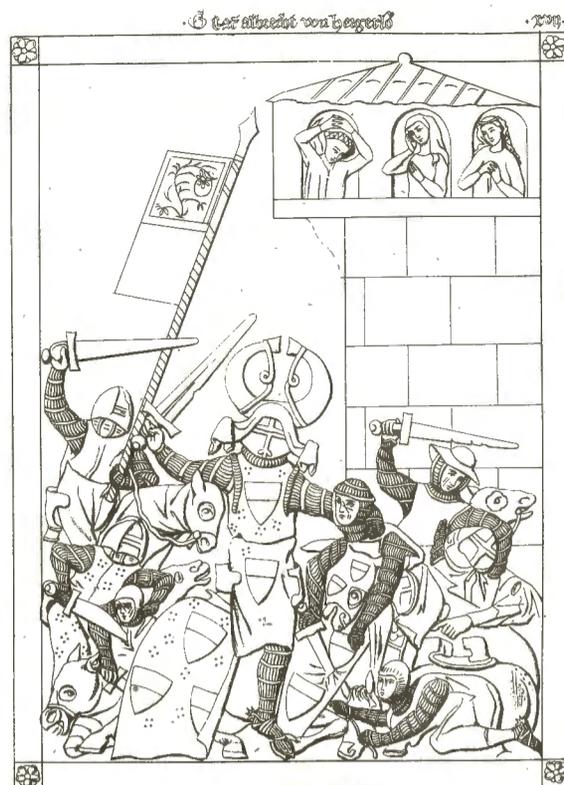
Albrechts Strophe weist deutliche Bezüge auf die Gattung des Tageliedes auf. In diesen Liedern wird das Leid einer heimlichen Beziehung thematisiert: Die Liebenden beklagen nach einer gemeinsam verbrachten Nacht den Anbruch des Morgens, der die Trennung mit sich bringt, um eine Entdeckung der Beziehung zu vermeiden. Häufig werden Tagelieder als Dialog zwischen den Liebenden inszeniert. Die gegenseitige Umarmung ist ein Topos dieser Gattung, auch Albrechts Hinweis, in einer legitimierte Beziehung habe den Liebhaber „die lange Nacht [wegen des Gedankens an die Trennung] nie verdrossen“, verweist klar auf das Tagelied. Geht man davon aus, die erste Strophe Albrechts von Hohenberg sei als Antwort auf ein früheres Werk gedacht, so kann man also mit einiger Sicherheit annehmen, daß es sich dabei um ein Tagelied gehandelt hat.

Die zweite Strophe führt den Gegenstandspunkt vor. Das wirft Fragen auf: Soll das eben Gesagte hier relativiert, widerrufen oder bestätigt werden? Das Verständnis dreht sich vor allem um die letzten drei Verse, die auf zwei Arten verstanden werden können. Die eine Möglichkeit ist, daß es einem nicht besser gehen kann als in einer heimlichen Beziehung – diese Lesart würde die erste Strophe genau widerlegen. Die andere Möglichkeit: In einer heimlichen Beziehung kann es keinem besser gehen – als wo? Die Antwort müßte lauten: Als in der legitimen Beziehung der ersten Strophe.

Der Rest der zweiten Strophe widmet sich den „verbotenen Wassern“ genauso zwiespältig wie ihr Schluß und unterstützt beide Verständnismöglichkeiten. Gleich zu Beginn steht die klare Aussage, daß verbotene Wasser besser seien als offener Wein, also die Gegenthese zur ersten Strophe. Die Äußerung wird allerdings als Zitat einer Trostphrase präsentiert. Daß Kinder ebenfalls dafür sprechen, läßt sich auf zweierlei Art verstehen, entweder als Distanzierung – heute würde man wohl sagen: „das ist Kinderkram“ – oder als ironische Bekräftigung: „das weiß doch jedes Kind“. Auch der Hinweis, das selber gesehen zu haben, löst den Widerspruch nicht auf. Wie ernst die scheinbare Distanz vom Lauf der Welt zu nehmen ist, scheint aufgrund der insgesamt deutlich ironischen Haltung ebenfalls fraglich.

Um es auf den Punkt zu bringen: Es stellt sich die Frage des Zusammenhangs der beiden Strophen. Zweifellos nehmen sie aufeinander Bezug, denn sie kreisen um das gleiche Thema, und die zweite Strophe zitiert die erste teilweise wörtlich. Doch ist die zweite Strophe eine augenzwinkernde Bestätigung oder eine hämische Widerlegung? Es mag für die zweite Möglichkeit sprechen, daß die erste Strophe äußerst pointiert formuliert ist und eigentlich keiner weiteren Ausführungen bedürfte; erst recht keiner, die aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit unter Umständen falsch verstanden werden könnte. Doch für welche Interpretation man sich im Verhältnis der Strophen auch entscheidet, es fällt nicht leicht, sich den moralisierend argumentierenden Tenor der ersten Strophe und die ironische Verspieltheit der zweiten aus einem Munde vorzustellen. Diese Spannung legt den Schluß nahe, daß man Albrecht von Hohenberg wohl die Verfälschung einer der Strophen absprechen muß. Zweifellos hat Volker Mertens recht, wenn er anmerkt, die Strophen „mit den beiden Minnethesen [sind] in einem Kreis zu denken, in dem über Minnefragen diskutiert wurde.“³⁾ Es erscheint plausibel, daß jede Strophe für sich ein Diskussionsbeitrag war, der von verschiedenen Sprechern eingebracht wurde, wobei der zweite zweifellos die Lacher auf seiner Seite hatte.

Ein Blick auf die Geschichte des Textes ist ebenfalls lohnend und eng mit der Entstehung



Aus: von der Hagen, Friedrich Heinrich: *Bildersaal althochdeutscher Dichter. Atlas der fünf und siebenzig Bilder auf ein und vierzig Tafeln. Neudruck der Ausg. 1856. Aalen 1962.*

der Handschrift C verbunden. Es ist weitgehend unbestritten, daß die Manessische Liederhandschrift Anfang des 14. Jahrhunderts in Zürich entstand. Der genaue Zeitpunkt ist unklar: Während man früher die Entstehung auf 1314 festlegte, gehen neuere Untersuchungen davon aus, ein Großteil der Handschrift müsse um das Jahr 1304 fertig gewesen sein. Dies würde bedeuten, daß die Arbeit daran noch zu Lebzeiten von Rüdiger Manesse (gestorben 1304) gelaufen sein müßte, der in der Handschrift als Sammler von verschriftlichten Liedern gepriesen wird. Der Beginn dieser Sammlung müßte noch früher gelegen haben.

Das heißt, daß die Strophen Albrechts von Hohenberg noch während oder kurz nach dessen Lebenszeit schriftlich niedergelegt wurden. Möglicherweise unter persönlicher Mitwirkung des Dichters: Es sind gute Beziehungen zwischen dem Haus Manesse und der Königsfamilie der Habsburger belegt, mit der Albrecht von Hohenberg verschwägert war. Ob es jedoch Albrecht selbst war, der sein Lied der Sammlung des Rüdiger Manesse beisteuerte, bleibt der Phantasie überlassen.

Nach Albrechts Strophen sind in der Handschrift über anderthalb Seiten leer geblieben. Unbeschriebener Platz war, bedenkt man den materiellen Wert von Pergament, im wahrsten Sinne des Wortes Verschwendung. Daher läßt dieser Umstand zu Gedankenspielen ein: Hat Albrecht womöglich weitere Texte als Beitrag angekündigt, für die der Platz aufgespart wurde?⁴⁾ Wenn ja, warum fehlen diese? Könnte sein Tod in der Schlacht bei Leinstetten den Dichter gehindert haben, sie noch beizusteuern? Derlei Thesen sind freilich Spekulationen, die sich kaum verifizieren lassen. Die direkte persönliche Einflußnahme Albrechts ist natürlich die extremste denkbare Möglichkeit, doch es bleibt der Befund, daß Dichtung und schriftliche Fixierung hier im Verhältnis zu anderen Minnedichtungen ungewöhnlich eng beieinanderliegen; das gilt vor allem in zeitlicher Hinsicht, schränkt aber zugleich die Zahl möglicher Zwischenstufen und Vorlagen der uns erhaltenen Fassung erheblich ein. Die Annahme, daß der Text zumindest aus Albrechts engerem persönlichen Umfeld in die Sammlung gegeben wurde, ist nicht abwegig.

Wenden wir uns unter dem Gesichtspunkt des kurzen Weges in die Handschrift noch einmal der Frage nach der Einheit des Liedes zu.

Denkbar wäre, daß den Sammlern der Manes-sischen Liederhandschrift die beiden Strophen aufgrund des gemeinsamen Themas bereits als Einheit erschienen. Die mögliche persönliche Intervention des Autors bei der Verschriftlichung legt natürlich eher nahe, daß man es mit einem als Einheit konzipierten Lied zu tun hat, doch es bleiben Zweifel. Möglich wäre auch, daß die erste Strophe mit überliefert wurde, um klarzumachen, worauf sich die zweite bezieht. Jedenfalls wäre es die zweite Strophe, die man Albrecht zuschreiben muß: Warum hätte er als Autor der ersten die ironischen Anmerkungen dazu, die durchaus als Spottlied darauf verstanden werden können, mit festhalten lassen sollen?

Die beiden Strophen, die uns unter dem Namen Albrechts von Hohenberg überliefert sind, laden zu weiteren Untersuchungen ein. In vielerlei Hinsicht ist der Text für die Forschung interessant. Interpretatorisch reizt das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Strophen sowie ihre jeweilige Aussage. Literaturhistorisch liegt hier der für den Minnesang ungewöhnliche Umstand eines durch zahlreiche Zeugnisse greifbaren Verfassers vor, dessen persönlicher Einfluß auf die Verschriftlichung seines Werks nicht ausgeschlossen werden kann, dessen Lied zumindest einen erstaunlich kurzen Weg zu der uns heute erhalte-

nen Fassung hatte. Ließe sich der Verdacht einer mehr oder weniger direkten Beziehung zwischen Albrecht von Hohenberg und den Züricher Manuskriptsammlern der Familie Manesse erhärten, könnte dieser Umstand auch die Verhältnisse der Entstehung der Manes-sischen Liederhandschrift, eines der größten europäischen Kulturschätze, weiter erhellen. Jedenfalls dürfte deutlich geworden sein, daß sich die Beschäftigung mit der Dichtung Albrechts von Hohenberg lohnt – zu Unrecht wurde der Minnesänger von der Forschung vernachlässigt.

Fußnoten:

- 1) An einigen Stellen erschienen mir seine Vorschläge allerdings fragwürdig. Die Argumente für die hier bereits angebrachten Änderungen würden freilich den Rahmen dieses Artikels sprengen. Interessierte seien auf meinen in der Literaturliste angegebenen Aufsatz verwiesen, den ich auf Anfrage und gegen Rückporto gerne zuschicke.
- 2) Ton: Bezeichnet die formale Ausgestaltung einer Strophe. Im Mittelalter weitgehend synonym für „Melodie“. Da die Melodien der Minnelieder zu einem großen Teil verloren sind, müssen heute formale Aspekte des Textes zu einer Zuordnung herangezogen werden, also Metrik, Verslängen und Reimschema.
- 3) Mertens, Volker: Albrecht von Haigerloch. In: Verfasserlexikon. Hg. v. Kurt Ruh, Werner Schröder, Burghardt Wachinger u. Franz-Josef Worstbrock. Berlin/New York 1978. S. 187.
- 4) Mertens vermutet explizit, der Platz sei „für Nachträge“ freigeblieben.

Literaturangaben

Quellen:
von der Hagen, Friedrich Heinrich (Hrsg.). Minnesinger. Erster Band. Nachdruck der Ausgabe 1838–1861. Aalen 1963.

Hartmann von Aue: Klagebüchlein. Hg. v. Thomas L. Keller. Göppingen 1986.

Moser, Hugo u. Helmut Tervooren (Hrsg.): Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moritz Haupt, Friedrich Vogt und Karl von Kraus. Bd. I, Texte. 38., erneut revidierte Auflage. Stuttgart 1988.

Sekundärliteratur:

Grözinger, Anton Georg: Graf Albrecht von Hohenberg und der Minnesang. Eine weitere Würdigung des um 1235 geborenen Mannes zu seinem Todestag (17. April 1298). In: Heimatkundliche Blätter Balingen 5. 45. Jg., Balingen 1998. S. 1121 f.

Klek, Adolf: Vor 700 Jahren fiel Graf Albrecht von Hohenberg. Erinnerungstücker an den Staatsmann und Minnesänger. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 3. 45. Jg., Balingen 1998. S. 1113 f.

Koschorreck, Walter u. Wilfried Werner (Hrsg.): Codex Manesse. Die Große Heidelberger Liederhandschrift. Kommentar zum Faksimile des codex palatinus germanicus der Universitätsbibliothek Heidelberg. Kassel 1981. [Darin besonders die Beiträge von W. Werner u. H. Kuhn.]

Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch in der Ausgabe letzter Hand. 2. Nachdruck der 3. Aufl. von 1885. Stuttgart 1992.

Mertens, Volker: Albrecht von Haigerloch. In: Ruh, Kurt et al.: Verfasserlexikon. Berlin/New York 1978. S. 187.

Retzlaff, Boris: Perspektivwechsel. Zur Bedeutung der Einzelstrophe im Minnesang. Typoskrip, Tübingen 1998.

Der Tag, an dem die Erde bebte

Auszug aus dem Buch von Alfred Munz: „Schwäbisches Kaleidoskop“

Das Buch beschreibt „Land und Leute“, gibt Orientierung „So im Land umher“, beschreibt „Häuser und Städte“, schildert „Feste zum Nachdenken“ und endet mit „Alle Tage gehen einem Abend zu“. In prägnanter, bildreicher Sprache spiegeln die kurzen Prosatexte mit allen Sinnen erfahrene Wahrnehmungen. So wie im folgenden Kapitel „Der Tag, an dem die Erde bebte“:

Es war der dritte September 1978, und es war das stärkste Erdbeben seit 35 Jahren. Meine Frau und ich befanden uns in Neu-Ulm, also hundert Kilometer von unserem Zuhause in Albstadt entfernt und wurden kurz nach sechs Uhr von den Stößen wachgerüttelt. Der erste Gedanke: Wenn das vom Zollerngraben kommt! – Schlimm! Schlimm!

Ans Radio! In solcher Situation ist Information Bedürfnis und Voraussetzung für zielgerichtetes Handeln. Die Nachricht: Schweres Erdbeben im Zollerngraben. Wir frühstücken und starten mit dem Auto. Morgenfrühe. Sonne. Überall friedliches, fruchtbares Land. Je näher wir unserem Zuhause kommen, um so öfter stehen Menschen auf der Straße und reden miteinander. Das ist ungewöhnlich.

Wie von einem Sturmtief gezogen, innerlich aufgewühlt, nähern wir uns dem Bebenzentrum. Was werden wir antreffen? „Ihr Haus ist nicht beschädigt“, sagte die Nachbarin am Telefon, „aber im Ort sieht es böß aus.“ Sie sah unser Haus natürlich nur von außen.

Wir erreichen das Killertal. In Hausen liegen Dachziegel an den Straßenrändern, sind Einsatzdienste beschäftigt. Erstauntes Aufblicken, als wir langsam an der Feuerwehr vorbeifahren. Dann Onstmettingen. Dieselben Bilder, nur mehr und größere Kranwagen, Nothilfefahrzeuge.

Wir erreichen unser Viertel. Geringe Schäden. Hoffnung glimmt auf. Wir fahren an unser Haus heran und blicken auf. Nichts. Nichts? Sieht unversehrt aus. Wir öffnen die Haustür. In der Diele, im Arbeitszimmer liegen Bücher verstreut, zu Dutzenden aus den Regalen geschüttelt. In der Küche stehen die Schranktüren offen, zerbrochene Gläser und Tassen liegen auf dem Boden. Es riecht nach Wein und Schnaps. Also in den Keller. Der Betonboden ist übersät mit Flaschenscherben und Rotweinpfützen.

Wir suchen weiter. Im Heizraum steht Wasser, nicht viel. Der Kessel ist aus der Verankerung gerissen, scheint aber funktionstüchtig zu sein, keine Zuleitung gebrochen. Jetzt auf die Bühne. Nichts zu sehen. Doch: An ein paar

Stellen ist die Tapete gerissen. Nun das Dachfenster geöffnet und einen Blick aufs Dorf geworfen. Da und dort sind Löcher in den Dächern, liegen Balken und Latten bloß: Dachskelette, Hausgerippe. Auf den leergeschüttelten Dächern sind Menschen und bewegen sich langsam hin und her, tauchen auf, verschwinden. Da und dort fehlt ein Kamin oder hängt schief oder liegt in der Dachschräge.

Ich suche die eigenen Ziegelreihen ab und kann zunächst nichts Fehlerhaftes entdecken. Doch dann, ich wollte eben den Kopf einziehen, bemerke ich, daß dem Dachfenster entlang die Ziegel eine Handbreit verrutscht sind. Ich kann sie ohne fremde Hilfe zurechtrücken. Nun der Gang durchs Haus. Die Garagenwand hat einen Riß von unten an bis zur Decke.

Nun zur Schule. Auf dem Weg sind überall Menschen am Werk, ein Hin und Her wie in einem aufgestöberten Ameisenhaufen. Die herabgestürzten Ziegel sind an die Straßenränder geschoben, manche Gebäude bereits mit Balken abgesprießt. An die Gebäude sind Leitern gelehnt, auf den Dächern krabbeln Menschen umher: In Luken sieht man Arme und Oberkörper, wird mit Latten hantiert. Der Ortsmitte zu verstellen gewaltige Kranwagen den Weg.

Auf den ersten Blick sind die Schäden oft gar nicht zu erkennen, dann aber, bei genauerem Hinsehen, zeigen sich eingesunkene Dächer, verrutschte Ziegelreihen, geplatze Giebel, niedergebrochene Kamine. Seltsamer Anblick: An einem Haus klafft ein Riß vom unteren Fenster bis zur Dachkante hinauf, die Giebelwand ist zerrissen und zerknittert, als wäre sie aus Papier.

Die Menschen sind emsig, aber irgendwie verhalten am Werk. Kein Geschrei, Ernst in dem Gesichtern. Und es ist Sonntag, schönstes Wetter.

Ich erreiche die Schule. Der Hausmeister ist bereits vor Ort und geht mit mir durchs Haus. In den Fluren liegen Staub und Gipsbrocken, die Wände sind im Zickzack zerrissen. In der Giebelspitze fehlt das Mauerdreieck, die Trümmer liegen im Hof. Eben fährt ein Kran-

wagen vor. Wir gehen hinunter und sehen zu, wie eine Feuerwehrleiter ausgefahren und gegen den Giebel vorgeschoben wird. Im Krankorb steht ein Feuerwehrmann. Er hebt einen schweren Hammer, schlägt gegen überhängendes Mauerwerk, und beim ersten Schlag stürzt der halbe Giebel herab. Wir treffen dabei den Statiker vom Bauamt, und ich informiere mich über die Benutzbarkeit des Schulgebäudes. Nein, zumindest vorläufig dürfen keine zweihundert Schüler aus- und eingehen, kann nicht Schule gehalten werden. Was war da jetzt zu bedenken, zu tun? Aber erst die Gesamtübersicht!

Ich ging mit dem Hausmeister hinüber zum Neubau. Er sah gut aus, Schäden waren nur an ein paar Innenwänden sichtbar. Eine nichttragende Wand hatte sich vom tragenden Stützpfiler gelöst, und man konnte, wenn man das Auge an die Mauer legte, durch einen Spalt ins Klassenzimmer sehen. War ungefährlich.

Etwa um elf Uhr bebte die Erde plötzlich wieder. Nachbeben. Wie gefährlich es für die zerrütteten Gebäude und die Menschen auf den Dächern und an den Häusern war, zeigt eine Begebenheit, die sich im Ort herumsprach. Ein Hausbesitzer war in der günstigen Lage, Zement und Kaminstein zu besitzen. Er macht sich sofort nach dem Hauptbeben daran, seinen zerbrochenen Kamin neu aufzumauern und war gerade damit fertig, als das Nachbeben einsetzte. Der Stoß. Der Mann hielt sich an einer Dachlatte fest, und als er sich wieder seinem Kamin zuwenden konnte, war er weg, zum zweiten Mal abgestürzt.

Jetzt, beim Niederschreiben, sehe ich das Geschehen bereits aus einem gewissen Abstand. Ich sehe die Kranwagen, manchmal von weither herbeigeeilt, um zu helfen und zu retten, sehe, wie sie mühelos einen abgedrehten Kamin von einem Dach nehmen, sehe die Menschen, die sich aus ihren Häusern gerettet haben und aus Furcht vor weiteren Beben im Park auf Stühlen und mit einigem Hausgerät niedergelassen haben. Sehe die Menschen, wie sie sich im Häusergewirr und in den von roten Fahrzeugen verstellten Straßen zu schaffen machen, seltsame Hantierungen vornehmen, etwas tragen, ausbessern, hin und her gehen. Es sind Bilder, wie sie Alfred Kubin gezeichnet

hat. Und der Erschütterung voraus ging ein Grollen und Krachen, dem ein Schlag folgte, als wäre ein Auto gegen die Hausmauer gefahren. Dann lähmende Stille. Dann Gewusel.

In der Zeitung erschienen Bilder, wie es da und dort nun aussah, im Nachbarort schlimmer als bei uns. Sie haben sich eingepreßt. Auf einem war ein Auto zu sehen, Dach und Motorhaube eingedrückt, umgeben von einem stattlichen Ziegelhaufen. Wieviel Verletzte oder gar Tote wären zu beklagen, wenn das Beben nicht in der Morgenfrühe und an einem Sonntag über uns gekommen wäre?

Ein anderes Bild: Schlafzimmer, in der Ecke das Bett, und die Wand dahinter hat einen Riß schräg aufwärts bis zur Zimmerdecke. Das Erdbeben war um 6.08 Uhr, der Mensch noch schlafend. Welcher Schrecken mußte in ihn gefahren sein, als die Wand zerriß: Todeschrecken, Weltuntergang. Einige dachten: Gasexplosion! Dann der Staub. Das Rennen nach den Kindern. Flucht aus dem Haus. Der Blick zurück: Wandverschiebungen, herabhängende Putzbrocken, Mauerrisse kreuz und quer. Das Elend.

Auf einem dritten Bild ist der Riß durch eine Zimmerwand zu sehen, so breit, daß man die Hand durchschieben kann, daß man hinaussehen kann und draußen den Wald sieht, eine blühende Königskerze davor.

Am andern Tag, nun Montag, konnte der Unterricht mit den Hauptschulklassen aufgenommen werden, im Grundschulgebäude allerdings erst eine Woche später, als die Decken abgestützt und Behelfslösungen gefunden waren; das oberste Stockwerk blieb gesperrt. Ein Dutzend Väter und Mütter brachten ihre Kinder zur Schule, nahmen zuerst die Schäden in Augenschein und einige dann ihre Kinder wieder mit nach Hause. Ihre Sorge ging dahin, daß das Gebäude einem Nachbeben vielleicht nicht standhalten würde. Und was, wenn bei einem Nachbeben eine Panik ausbräche? Mehrere Eltern sagten: „Die Vögel singen nicht. Es ist noch etwas im Busch.“

Die Vögel schweigen. Können sie mehr wahrnehmen als Menschen?

Der in den Tag eingebettete Vogelgesang, so selbstverständlich, daß er kaum noch wahrgenommen wurde, wird vermißt und das als ungeheuer empfunden. Da hebt ein suchendes Lauschen an. Die Situation ist mit der auf einem Schiff zu vergleichen, bei dem auf hoher See das Motorengeräusch verstummt. Gefahr ist im Anzug! Es ist bemerkenswert, sehr bemerkenswert, daß bei solchen Erschütterungen die Stimmen der Vögel und überhaupt das Verhalten von Tieren mehr gelten als das Wort eines Bausachverständigen.

Die Erde hat gebebt.

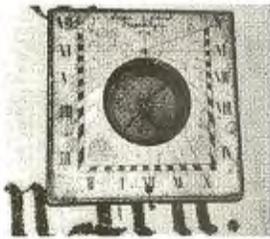
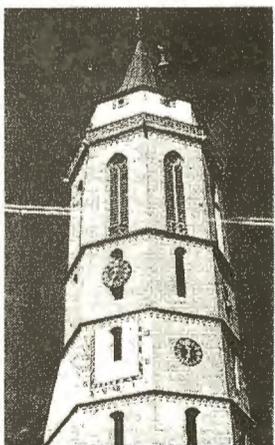


Bild-Nachlese

Platzmangel zum Opfer gefallen sind in der vorigen Ausgabe der „Heimatkundlichen Blätter“ diese zwei Illustrationen, die zu dem Beitrag „Sonnenuhren“ von Philipp Matthäus Hahn gehört hätten: Hahns Sonnenuhr am Turm der Stadtkirche zu Balingen und ... die Tischsonnenuhr des Hahn-Zeitgenossen Philipp Gottfried Schaudt.

NEUE SERIE

Volkstümliche Überlieferungen und Sagen

zu den Höhlen, Stollen und anderen unterirdischen Hohlräumen der Zollernalb und ihres Vorlandes – Von Jürgen Scheff

Von der Zollernalb liegt bislang keine zusammenfassende Publikation bezüglich Sagen zu Höhlen und künstlichen unterirdischen Hohlräumen vor. In der „Beschreibung des Oberamts Reutlingen“ aus dem Jahr 1893 (S. 152) ist hierzu auch nicht gerade Ermutigendes zu lesen: „Der nüchterne Sinn der Albbewohner ist gänzlich unempfänglich für Sagen; reicher fließen dieselben am Fuße der Alb“. Dem ist aber keinesfalls so, erweist sich doch gerade die Schwäbische Alb westlich von Echaz- und Laucherttal diesbezüglich als sehr ergiebig und eine intensivere Beschäftigung mit den überlieferten Sagen und ihrem Sinngehalt durch einen kompetenten Fachmann wäre sicher sehr lohnend. Die vorliegende Arbeit versteht sich deshalb nur als reine Materialsammlung zu einem eng umgrenzten Teilbereich der westlichen Alb, mit welcher ein vielfältiger Sagenschatz als wertvolles Kulturerbe einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht werden soll.

Das untersuchte Gebiet der westlichen Alb umfaßt schwerpunktmäßig den heutigen Zollernalbkreis, doch wurden auch Sagen einiger unmittelbar angrenzender Gemeinden benachbarter Landkreise mit einbezogen. Der Sagenschatz der Zollernalb ist alphabetisch nach Gemeinden beziehungsweise Städten geordnet wiedergegeben. Die Sagen werden (mit wenigen Ausnahmen) in der ursprünglichsten mir zugänglichen Fassung, meist ist es die früheste Publikation, wiedergegeben, wobei auch die zum Teil altertümliche Schreibweise gewisser Wörter beibehalten wird. Die benutzten Literaturquellen werden jeweils angegeben.

1. Folge:

ALBSTADT-EBINGEN

1. Heidensteinhöhle (Heidenfels, Heidenhöhle, Heidenloch, Heidenstein)

Die geräumige Höhle muß aufgrund zahlreicher Gefäßscherben und Ofenkachelkeramik im Hoch- und Spätmittelalter bewohnt gewesen sein. Teritiäre und pleistozäne Faunen sind nachgewiesen.

a) In der Heidensteinhöhle soll ein Hund mit glühenden Augen hausen. (EITH 1955, S. 57)

b) Während der Besetzung und Plünderung Ebingsen im Oktober 1796 durch französische Truppen sollen Bürger in der Höhle Zuflucht gesucht haben. (HUMMEL o. J., S. 30)

2. Schneiderhöhle (Schneidersloch)

Auf dem Schloßfelsmassiv befindet sich im Innenbereich der namenlosen Burgruine der senkrechte Einstieg in die Schneiderhöhle.

a) „Nichts kündigt heute von jener Burg, aber geheimnisvoll erzählte man zu meiner Jugend, daß in der Höhle im Felsen ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen einen Schatz hütete. Ein armes Schneiderlein hat einmal versucht, diesen Schatz zu bergen und ging in die Höhle, doch es verirrte sich und schrie um Hilfe. Aber niemand hörte ihn und nur der Zufall führte ihn an den Eingang zurück. Grau vor Schrecken, taub in den Ohren, lebte er noch Jahre, doch nie mehr betrat er den Fels.“ (HALM 1955, S. 135). Nach anderer Quelle sei der Schneider, der in die Höhle eingestiegen war, nicht mehr herausgekommen. (Lkr. BL 1960, S. 482)

3. Beckenhannesloch (s Bäckahannessa Loch)

Die unbedeutende Kleinhöhle liegt an der alten Steige von Ebingen nach Bitz.

a) In der kleinen Höhle an der Bitzer Steige hat der „Bäckahannes“, ein Bitzer Original, von

dem zahlreiche Schwänke erzählt werden, immer Nachtquartier bezogen, wenn er von Ebingen heimging und ihm der Weg noch zu weit erschien. Da war auch einmal ein anderer Bitzer um Mitternacht auf dem Heimweg; und weil ihn ein Gewitter überraschte, hatte er Schutz gesucht ins „Bäckahannessa Loch“. In der sicheren Meinung, daß der „Bäckahannes“ überall sein konnte, nur nicht in der Höhle, zumal sich dort nichts regte, sagte er vor sich hin: „So, Bäckahannes, jetzt komm raus“. Da traf ihn beinahe der Schlag, wie daraufhin die Bärenstimme des Hannes hinter ihm sagte: „Schau bene do!“ (BLICKLE 1932, S. 24)

4. Hexenküche (Scheuerle)

Im Schloßfelsmassiv nahe der Burgruine liegt das große Höhlenportal der Hexenküche.

a) Als im Oktober 1976 französische Truppen Ebingen besetzten und plünderten, sollen Bürger in der geräumigen Höhle Zuflucht gesucht haben. (HUMMEL o. J., S. 30)

b) Zwei tragische Fälle von Selbstmorden sind in der Hexenküche bekannt. In der Nacht vom 23. zum 24. September 1816 erschoss sich der aus Reutlingen stammende, neunzehnjährige Stadtschreibergehilfe Jakob Friedrich Haas(is) in der Höhle, nachdem er zuvor eine Ebinger Bürgerstochter wegen verschmähter Liebe umgebracht hatte. Nur wenige Jahre später, am 14. Mai 1821, nahm sich der geistig verwirrte Andreas Fuß aus Ebingen hier auf gleiche Weise das Leben. (HALM 1952, S. 133/134, 185/186)

5. Schopflochhöhle

Im Schopflochfels nahe der Straße von Ebingen nach Meßstetten soll das Schopflochgeistle hausen.

a) An einem Winterabend ging ein Mann von Ebingen nach Meßstetten. Er zog eine Zigarette aus der Tasche und wollte rauchen, aber er fand keine Streichhölzer. Da saß ein alter knöchriger Mann an der Straße und sprach mürrisch und verächtlich: „Zünde deine Zigarette an meinen Zehen an, du armes Männlein“. Der Mann erschrak, aber er fand gleich wieder Mut. Er lief hin, um erst einmal diesen Kerl anzusehen, aber als er näher kam, war er verschwunden. (EPPLER 1957, S. 192)

(Fortsetzung folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Alfred Munz
Grünwaldstr. 35, 72461 A.-Onstmettingen

Boris Retzlaff
Rauhriesen 31, 72336 Streichen

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 A.-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

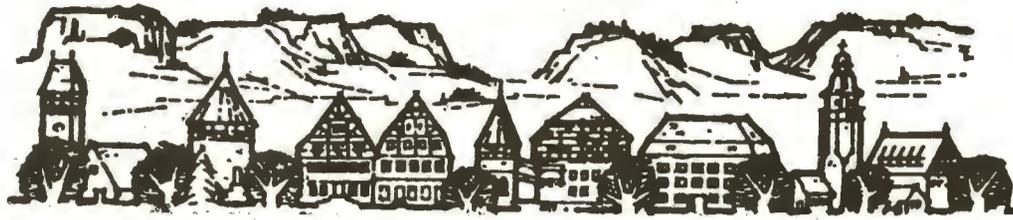
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 46

31. August 1999

Nr. 8

Aus der Geschichte des Balinger Amtsgerichtes

... und seines Gefängnisses / Von Dr. Wilhelm Foth

Im Jahre 1818, drei Jahre nach den Napoleonischen Kriegen, die Württembergs Umfang annähernd verdoppelt hatten, wurde, den Gedanken der Aufklärung folgend, die über Jahrhunderte hinweg bestehende Einheit von Justiz und Verwaltung aufgehoben. War bis dahin der Obervogt bzw. ab 1756 der Oberamtmann nicht nur der höchste Verwaltungsbeamte des Bezirks, sondern gleichsam auch der oberste Richter, so setzte sich jetzt die „Gewaltenteilung“ durch: Das ist die Geburtsstunde des Balinger Amtsgerichts.

Einige Jahre später, im Jahre 1824, wurde für die neue Behörde ein eigenes Gebäude errichtet, weit draußen vor der eigentlichen Stadt, in der verlängerten Friedrichstraße, dort wo normalerweise die Viehmärkte stattfanden. Dort wirkte der Oberamtsrichter, und dort hatte er auch, bis nach dem Zweiten Weltkrieg, seine Dienstwohnung.

Die Gefangenen, die auf ihren Prozess warteten oder die kurze Haftstrafen abzubüßen hatten, wurden zunächst auch weiterhin im Wasserturm beim Zollerschloß verwahrt. Noch heute sind dort einige der kleinen, wenig komfortablen Zellen, zu besichtigen.

Ein Gefängnis wird gebaut

Deshalb wurde im Jahr 1841/42 auf dem Gelände des Amtsgerichts ein eigenes turmartiges Gefängnis, der so genannte Kratzurm, erbaut, ein eigenartiges Gebäude, das in vier Stockwerken acht Gefängniszellen enthielt; weitere Räumlichkeiten gab es der Zeit entsprechend nicht.

Rund 70 Jahre später wurde klar, dass dieser Turm den modernen Anforderungen weder in Größe noch in Ausstattung genügte. So wurde er 1929 abgerissen und durch einen Neubau an der Westseite des Amtsgerichts ersetzt. Dieser enthielt 14 Gefangenzellen, jedoch weder einen Dienstraum für den Gefängnisbeamten, noch eine Sprechzelle, weder Arbeitsräume für die Gefangenen, noch einen Raum für die Kleiderablage.

Ein kleinerer Hofraum für den täglichen „Hofgang“ der Gefangenen (der war vorgeschrieben, falls die Gefangenen nicht außerhalb des Gefängnisses arbeiteten) war durch eine hohe Mauer umgeben. Gegen Ausbrüche war sie gefährlich bestückt mit einbetonierten Glasscherben und mit Stacheldraht. Ausbrüche aus der Haft waren daher selten; sie geschahen nie über die Mauer, sondern beim Arbeitseinsatz außerhalb des Gefängnisses.

Im und nach dem Zweiten Weltkrieg stiegen die Häftlingszahlen stark an, schon allein wegen der höheren Einwohnerzahl, aber auch aus politischen Gründen. So war das Gefängnis dauern überbelegt – ein unerträglicher Zustand. Deshalb beantragte im Jahr 1955 der Direktor des Balinger Amtsgerichtes die Vergrößerung des Gefängnisses um vier bis sechs Zellen durch Aufstockung des Gebäudes. Dazu sollten außerdem die für den laufenden Dienstbetrieb dringend notwendigen sonstigen Räume, z. B. eine Sprechzelle für Besucher, usw. geschaffen werden.

Doch zu dieser Vergrößerung kam es nicht. Das Gerichts- und vor allem das Gefängniswesen wurden in diesem Jahrzehnt in Baden-Württemberg neu organisiert. Das Balinger Gefängnis wurde damit überflüssig, obwohl es in der Zwischenzeit noch einmal kräftig saniert worden war: So waren die anrühigen Kübel durch moderne Toiletten ersetzt worden.

Mit Erlaß des Justizministeriums vom 16. 6. 1969, also genau vor 30 Jahren, wurde das Balinger Gefängnis geschlossen, und die Insassen wurden in andere Vollzugsanstalten verlegt. In den folgenden Jahren wurde das Gebäude samt der Mauer abgerissen. Der freie Platz, der dabei entstand, dient heute den rund 30 Beschäftigten des Amtsgerichts als Parkplatz.

Natürlich erfuhr auch das Amtsgerichtsgebäude selbst im Laufe der Jahrzehnte einige Umbauten. So wurden z. B. die ursprünglich 20 Öfen, die der Gerichtsdienstler täglich zu heizen hatte, durch eine Zentralheizung ersetzt, die Toilettenanlage wurde auf Wasserspülung umgestellt, die Dienstwohnung des Oberamtsrichters aufgehoben.

In den vergangenen zwei Jahren wurde das Gebäude für über drei Millionen Mark einer völligen Sanierung und Renovierung unterzogen, kritisch überwacht vom Landesdenkmalamt. So wurden u. a. nicht nur das Dach und der Dachstuhl erneuert und die Haustechnik auf einen modernen Stand gebracht, sondern es wurden auch die Voraussetzungen für die Computeranlage geschaffen, ohne die auch die moderne Rechtsprechung nicht mehr denkbar ist.

Die Mai-Exzesse 1848

Drei Ereignisse aus der langen Geschichte des Balinger Gefängnisses seien herausgehoben.

Im Revolutionsjahr 1848 kehrte der Messerschmiedeselle Wilhelm Wahrenberger von Lahr, wo er in Arbeit gestanden hatte, nach Balingen zurück. Hier erzählte er Jedermann auf der Straße und in den Gastwirtschaften, wie er bei den Freischaren in Freiburg, im Großherzogtum Baden, für die Ausrufung der Republik gewirkt hätte. Das war, zumindest in den Augen der Behörden, Hochverrat! Wahrenberger wurde deshalb in Balingen auf offener Straße verhaftet und in den Kratzurm gebracht.

Mehr als 300 Balinger Bürger zogen darauf empört vor das Amtsgerichtsgebäude und verlangten in Sprechchören („Raus muss er, wir



Das Gebäude des Balinger Amtsgerichtes – ungefähr um das Jahr 1910

rücken Blut und Leben dran!“) seine Freilassung. Die beiden Landjäger (Polizisten), die bei der Bevölkerung sehr unbeliebt waren, waren machtlos. So gab der Oberamtsrichter von Hörner nach: Wahrenberger wurde gegen eine Kaution freigelassen. Die Menschenmasse jubelte: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voll Wonne!“ (Chor aus Schillers Räufern).

Das dicke Ende kam freilich nach: Drei angesehene Balinger Bürger, die sich bei der Demonstration besonders hervorgetan hatten, wurden in Rottweil zu mehrmonatigen Haftstrafen verurteilt, die sie „auf dem höchsten Berg Württembergs“, dem Asperg, abzusitzen hatten. Nur nebenbei: Wahrenberger war ein gewöhnlicher Aufschneider, der den Balingern nur imponieren wollte, seine Geschichten waren frei erfunden – so erhielt er selbst nur eine geringe Haftstrafe.

Schüsse aus dem Gefängnis

Im Frühjahr 1923 kam es zu einem ganz anders gelagerten folgenschweren Zwischenfall im Balinger Gefängnis. Der Brauereidirektor

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Donnerstag, 30. September bis Sonntag, 3. Oktober: Bus-Exkursion in die Nordschweiz und das südliche Elsass. Herr Wolfgang Wilig führt in den deutsch-französischen Grenzgebiet, in die ehem. Herrschaftsbereiche von Habsburg, Hohenzollern und Württemberg mit Neuenburg, Mömpelgard, Reichenweier, Kaisersberg u. a.

Anmeldung zu den Bus-Exkursionen bei Frau Ruth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Vollmer, der vor seiner Gastwirtschaft „Südbahnhof“ stand, wurde am helllichten Tage erschossen. Wilde Gerüchte liefen wie ein Lauffeuer durch die Stadt, zumal Vollmer gerade dabei war, die Genossenschaftsbrauerei Balingen-Ebingen in die Adlerbrauerei AG zu überführen. War das ein Attentat aus wirtschaftlichen Motiven oder aus persönlichen Gründen?

Die Aufklärung war einfach, überraschend und für die Justizverwaltung höchst blamabel: Ein noch nicht strafmündiges Kind des Gefängnisbeamten hatte im obersten Stockwerk des Kratzturmes in einer Zelle gespielt, wobei ihm eine Zimmerflinte in die Finger gekommen war. Ein Schuss löste sich und traf durch das Fenster Vollmer, der letztlich nur wenige Meter entfernt gestanden hatte, tödlich.

Der Vater war daraufhin in Balingen natürlich untragbar und wurde eilends wegversetzt. Sein Nachfolger Georg Schöllmann, der gerade von Ludwigsburg nach Kirchheim versetzt werden sollte, wurde nach Balingen umgeleitet. Er, der vielen alten Balingern noch wohl bekannt ist, leitete das Balingener Gefängnis bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1947. Seine Frau, die, so sah es die Dienstanweisung vor, das Essen für die Häftlinge kochte, war ob ihrer schmackhaften Küche bekannt, sodass man oft scherzhaft vom „Café Schöllmann“ sprach, wenn man das Gefängnis meinte.

Gräfin Caroline von Stauffenberg sitzt im Balingener Gefängnis

Die wohl prominenteste Insassin des Balingener Gefängnisses war die Gräfin Caroline von Stauffenberg, die Mutter des Obersten Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der am 20. Juli 1944 das misslungene Attentat auf Hitler unternommen hatte und der in der folgenden Nacht in Berlin standrechtlich erschossen worden war. Sein Bruder Berthold, der an der Vorbereitung beteiligt gewesen war, wurde am 10. August 1944 ebenfalls hingerichtet.

Ihre Mutter wohnte im Schloss Lautlingen, zusammen mit ihrer Schwester, ihrem Bruder und einer ihrer Schwiegertöchter, der Frau ihres Sohnes Berthold. Am 22. Juli wurden die beiden letzteren verhaftet und ins Gefängnis nach Rottweil eingeliefert, von wo sie aber

Gräfin Caroline von Stauffenberg an ihrem 80. Geburtstag am 7. 4. 1955

(Stadtarchiv Albstadt)



schon bald wieder abtransportiert wurden. Der Bruder der Gräfin Caroline, Nikolaus Graf von Üxküll-Gyllenband wurde vor den Volksgerichtshof gestellt, wo er sich ausdrücklich zum Attentat bekannte – am 14. September 1944 wurde er, 67-jährig, hingerichtet.

Am 23. Juli 1944 wurde die Gräfin Caroline von Stauffenberg samt ihrer Schwester Alexandrine, Gräfin von Üxküll-Gyllenband, der ehemaligen Oberin des Deutschen Roten Kreuzes, ebenfalls verhaftet, aber ins Balingener Gefängnis eingeliefert, wo beide in Einzelhaft, weitgehend abgeschirmt von den übrigen Gefangenen, die nächsten Monate verbringen mussten.

Die Gräfin Caroline, eine fast 70-jährige Dame, „den schnöden Realien des Alltags abgeneigt, verträumt und unpraktisch“, wie sie ein Biograf beschreibt, aber hochgebildet und vor allem der Dichtkunst aufgeschlossen, hat später auf einigen wenigen Seiten ihr Schicksal der Jahre 1944/45 festgehalten. Auch wenn die Haft in den altmodischen Zellen für sie sicher sehr unangenehm war, so profitierte sie doch offensichtlich von einer gewissen Lockerheit im Balingener Minigefängnis, verglichen etwa mit der Strafanstalt Plötzensee, wo viele Widerstandskämpfer auf ihre Hinrichtung warteten.

Insbesondere kam der Gräfin zugute, dass Frau Schöllmann, die Frau des Gefängnisverwalters, in ihrer Jugendzeit in Ludwigsburg gewisse Beziehungen zum königlichen Hof hatte, wo Caroline vor ihrer Heirat Hofdame gewesen war. Frau Schöllmann, die ein Herz für den Adel hatte, war es wohl, die dafür sorgte, daß die Lautlinger, denen die alte Dame ans Herz gewachsen war, für sie Kuchen, Obst

und Honig abgeben konnten, auch wenn sie sie nicht besuchen durften.

Sie ermöglichte auch einen Besuch der Schwiegertochter Litta, der Frau ihres Sohnes Alexander. Dieser Besuch fand übrigens im Wohnzimmer der Familie Schöllmann statt. (Diese Schwiegertochter Litta war übrigens eine bekannte Einfliegerin der Luftwaffe; nach ihrer sechswöchigen Haft nach dem Attentat musste sie ihre kriegswichtige Tätigkeit fortführen, wurde dabei aber im April 1945 bei Straubing von amerikanischen Jacobs abgeschossen.) Auch den täglichen Hofgang musste die Gräfin allein machen, konnte dabei aber tatsächlich mit anderen Häftlingen sprechen, die durch die vergitterten Zellenfenster herausguckten. Erleichtert wurden diese günstigen Haftbedingungen ohne Zweifel auch dadurch, dass sich die Gestapo höchst selten, praktisch fast nicht, für die prominenten Häftlinge in Balingen interessierte, wohl weil sie sie für ungefährlich hielt.

Am 2. November 1944 wurde die Gräfin Caroline von Stauffenberg aus dem Balingener Gefängnis entlassen. Die folgenden Monate bis Kriegsende erlebte sie zusammen mit ihrer Schwester, die ebenfalls entlassen worden war, in einer Art Hausarrest in ihrem Schloss in Lautlingen, bis sie von den Franzosen „befreit“ wurde.

Nach der Besetzung durch französische Truppen im April 1945 waren im Balingener Gefängnis nicht wenige politische Häftlinge inhaftiert, so z. B. die von den Franzosen verhafteten Geiseln nach der Explosion eines Munitionszuges in der Nähe des Dampfsägewerkes.

Quellen:

Gefängnisakten Balingen
Eugen Gröner, Als noch im Namen des Königs geurteilt wurde
Eugen Gröner, Bilder aus alter Zeit: Das Balingener Gefängnis Schwarzwälder Bote 31. 5. 1996
Wilhelm Foth, Die Revolution 1858/49 im Oberamt Balingen Heimatkundliche Blätter 1992
Wilhelm Foth, Aus der Geschichte der Adlerbrauerei Balingen Heimatkundliche Blätter 1991
Verblendung, Mord und Widerstand – Balingen 1995
Darin: Peter Thaddäus Lang, Schwerste Zeiten – Gräfin Caroline von Stauffenberg beschreibt ihr Leben nach dem 20. Juli 1944
Zu großem Dank ist der Verfasser Herrn Rudolf Schöllmann verpflichtet für mündliche Auskünfte über das Balingener Gefängnis 1944/45.

NEUE SERIE / 2. Gesamtfolge

Volkstümliche Überlieferungen und Sagen

zu den Höhlen, Stollen und anderen unterirdischen Hohlräumen der Zollernalb und ihres Vorlandes – Von Jürgen Scheff

6. Großer Hohler Fels

(Barbaragrotte, Finsterstein, Höllstein)

Diese geräumige Höhle, aus der vorgeschichtliche Funde bekannt sind, liegt im Truppenübungsplatz „Großer Heuberg“. In neuerer Zeit wurde im Großen Hohlen Fels von der Standortkommandantur eine Kapelle zu Ehren der heiligen Barbara eingerichtet, der Schutzpatronin der Bergleute und Artilleristen.

a) Einer mündlichen Überlieferung zufolge sollen Einwohner aus Stetten am kalten Markt während der Wirren des 30jährigen Krieges in der Höhle Zuflucht gesucht haben. (HÖRTER & HENSEL 1980, S. 20)

b) Bei der Besetzung und Plünderung Ebingens durch französische Truppen im Oktober 1796 soll die Höhle den Weidehirten als Versteck für ihr Vieh gedient haben. (HUMMEL o. J., S. 26)

7. Kleiner Hohler Fels

Die Kleinhöhle befindet sich im Truppenübungsplatz „Großer Heuberg“.

a) Auch im Kleinen Hohlen Fels sollen Weidehirten während der Besetzung Ebingens im Oktober 1796 durch französische Truppen ihr Vieh versteckt haben. (HUMMEL o. J., S. 26)

8. „Unterirdische Gänge“

a) Erzählungen über unterirdische Fluchtgänge von der außerhalb der Stadtmauern gelegenen Pfarrkirche St. Martin in die Stadt (z. B. in die Kapellkirche) sind in zahlreichen Variationen mündlich überliefert. Der Einstieg in der Martinskirche soll vor dem Um- bzw. Neubau 1905/06-rechts hinter dem Altar gelegen haben.

(HALM 1960). Diese „Gänge“ wurden bei Bauarbeiten nahe der Kirche zwischen 1960 und 1988 mehrfach angeschnitten. Es handelt sich dabei um ein über weite Strecken begebares unterirdisches Abwasserkanalsystem, das im Zuge der Auffüllung des ehemaligen Stadtgrabens um 1800 angelegt wurde. (SCHÄFFLER 1810, S. 9). Drei Einstiege in die zum größten Teil gewölbten Gänge sind noch vorhanden.

Eine Verbindung zur Martinskirche ist nicht nachweisbar.

b) Von einer ebenfalls außerhalb der Stadtmauer gelegenen mittelalterlichen Beginenklausen neben der Martinskirche führte noch im Jahr 1605 ein (unterirdischer?) „Gang und Wandel zu der Klausen Kirchlein in genannter Pfarrkirche“. (STETTNER 1966; S. 625)

2. Folge:

ALBSTADT-BURGFELDEN

1. „Unterirdischer Gang“

a) Ein unterirdischer Gang soll Burgfelden mit der Schalksburg verbunden haben. (JETTER 1901, S. 27)

3. Folge:

ALBSTADT-LAUFEN

1. Gräbelesberg

Um die schroffe Felsbastion des Gräbelesberges mit ihren Höhlen und vorgeschichtlichen Wallanlagen ranken sich verschiedene Sagen.

a) „Der merkwürdige Gräbelesberg im Lautlinger Thale soll einen Schatz enthalten, der von einem schwarzen Hunde gehütet wird. Auch ein Fräulein, das halb weiß, halb schwarz gekleidet ist, geht dort um. Man hat schon versucht, die Fräulein zu erlösen, hat aber nicht Muth genug gehabt.“ (MEIER 1852, S. 30)

b) „Merkwürdig ist noch ein Höhlengang, der früher vom Ortsende bis zum Nordwestrande führte, jetzt aber teilweise verschüttet ist. Ein Schatz, der einem weißen Burgfräulein gehört,

soll dort versteckt sein und von einem schwarzen Hund gehütet werden.“ (HERTER 1896, Sp. 355/356)

c) Die im Volksmund „Keller“ genannte Höhle am Ortsrand des Gräbelesberges soll eine unterirdische Verbindung zu einem im 19. Jahrhundert abgegangenen Hof auf dem Gräbelesberg sein. (A. A. NÄGELE 1890, S. 266)

2. Schalksburg

Die Ruine dieser hochmittelalterlichen Grafenburg liegt auf einem stark zerklüfteten steilen Bergsporn, der bereits in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt und befestigt war. Ein ganzer Kranz von Sagen, die sich teils ergänzen, teils auch widersprechen rankt sich um die verfallenen Gemäuer und den Höhlenschacht des „Teufels-“ oder „Gondelochs“.

a) „Bei Laufen, im Oberamt Balingen, nicht weit von dem Hof Wannenthal, liegt die Ruine eines Schlosses; in der hielt sich ein Geist auf, das ‚Schloßweible‘, das sich allemal in der Zeit nach Pfingsten einen ganzen Monat lang nachts von 12 bis 3 Uhr hören ließ. Sie piff alsdann auf einer Pfeife die schönsten Tänze. – Den Vorübergehenden zeigte sie sich oftmals in weißer Gestalt und lief hinter ihnen her, wobei es zu Zeiten geschah, daß sie glänzende Kronenthaler ihnen nachwarf. Die ließen aber in der Luft so einen stahlenden Schweif zurück, wie wenn eine Sternschnuppe vom Himmel fällt. Indeß ist dies schon lange nicht mehr vorgekommen.“ (BIRLINGER & BUCK 1861, S. 76)

b) Von der Schalksburg steigt das Schloßfräulein herab nach Laufen, das aber niemanden etwas zuleide tut. (HAGENLOCHER 1900, S. 26)

c) Eine arme Frau ging an einem Herbstmorgen mit ihrem Büblein in den Wand unter der Schalksburg, um Holz zu sammeln. Während sie das Reisig aufas, stieg das Kind zu der verfallenen Burg hinauf, blieb aber so lange fort, daß sich die Mutter ängstigte und nach ihm suchte. Endlich kehrte das Büblein zurück, ein schönes Mooskränzlein im Haar und eine weiße Rose in der Hand. Freudig erzählte es, daß das Burgfräulein zu ihm gekommen sei, freundlich mit ihm gesprochen und es beschenkt habe.

Die Mutter ahnte nichts Gutes ob der seltsamen Begegnung, und was sie befürchtete, geschah. Als am dritten Tag die Rose verwelkte, starb auch ihr Kind. Die Mutter gab ihm die Blume mit ins Grab, und im nächsten Frühjahr wuchs aus ihm ein Rosenstrauch empor. Nachts im Mondschein sah die arme Frau immer wieder das Fräulein von der Schalksburg auf dem Berg wandeln. (A. A. 1897, Sp. 220; EGLER 1894, S. 10–13)

d) „Einst gingen junge Leute auf der Schalksburg lustwandeln, die sahen da zwei schöne Jungfrauen, die sich in den Trümmern der Burg ergiengen. Weil sie nun meinten, daß es lebendige Menschen wären, so scheuten sie sich nicht, mit Fragen an sie zu gehen und zu erkunden, wer sie denn wären, und wie so schöne Fräulein in die wilde Einöde kämen. Da antworteten jene: wir sind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet; wir sind gebannte Geister und geschworene Jungfrauen; zur Strafe für unsre Sünden müssen wir die Schätze hüten, die in den Gewölben der Burg verborgen liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen, so thut also: drunten am Fuße der Burg; mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, der hauet um und schneidet ihn zu Brettern und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es drein. So werden wir erlöst sein. Als sie dies gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüpp. Die jungen Leute aber kam ein Schauder an, und sie giengen hinab in ihr Dorf. Doch suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war des Abends, da sah man aus der hohen Schalksburg eine Helle sich er-

heben, wie vom Schein eines Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen herrlich in Gestalt mit feurigen Leibern gen Himmel.“ (SCHWAB 1823, S. 32)

e) Eine fast identische Version der Erlösungssage gibt WISSMANN (1959, S. 365/366 nach PATUZZI 1844) mit kleinen Unterschieden: – Die Erscheinung der Jungfrauen geschieht um Mitternacht. – In die Wiege sei ein neugeborenes Kind zu legen. – Die „Befreier“ werden mit einem reichen Schatz belohnt.

f) Eine weitere Fassung dieser Sage berichtet, daß ein Jüngling das Schloßfräulein erlöst habe, obwohl es ihm vorausgesagt hatte, daß er dann nur noch ein Jahr zu leben habe. (JETER 1915, Sp. 39)

g) „Diese Sage hat Leute aus dem Dorfe Lautlingen verführt, Schätze in den Gewölben zu suchen. Mehrere Männer ließen sich an Seilen in die unterirdischen Löcher hinab. Einer davon verirrte, und schrie, daß man ihn herauf lassen solle; die droben aber zogen am falschen Seil und so ward er nur immer tiefer hinunter gelassen. Endlich gerettet, sagte er aus, daß er eine große Kiste drunten habe stehen lassen, und dabei einen feurigen Hund, als Wächter der Schätze.“ (SCHWAB 1823, S. 32)

h) Auf der Schalksburg befindet sich eine tiefe Grube, „Gondeloch“ oder auch „Teufelsloch“ genannt. Darin soll sich eine große Geldkiste befinden, die von einem schwarzen Pudel mit feurigen Augen bewacht wird. Früher, bevor das Loch aufgefüllt wurde, stiegen Bürger aus Laufen in das etwa 30 Meter tiefe Loch ein. Im Jahr 1813 fand ein russischer Soldat, der sich hineinwagte, darin den Tod. (HAGENLOCHER 1900, S. 26–28; WALZ 1900, S. 17/18)

i) „In dem verfallenen Thurme der Schalksburg soll noch ein schwarzer Pudel auf einer Kiste sitzen, die mit Schätzen gefüllt ist.“ (MEIER 1852, S. 349)

k) Es wird erzählt, daß unterirdische Gänge von der Schalksburg nach Burgfelden, zu den Burgen Hohenzollern und Hirschberg sowie zu den ehemaligen Klöstern Wannental und Margrethausen geführt haben sollen. Ein verschütteter Einstieg soll das „Gonde“- oder „Teufelsloch“ nahe beim Aussichtsfeldern sein. (JETER 1901, S. 27; JETER 1915, Sp. 39)

l) Das „Gondeloch“ soll das ehemalige Verlies der Schalksburg gewesen sein. Ein geheimer Fluchtgang soll zu einer Höhle am Nordhang der Schalksburg geführt haben. (KERNDTER 1954, S. 5 ff.)

ALBSTADT-LAUFEN

3. Das Erdmännle zu Laufen

a) „In der Mühle zu Laufen, im Lautlinger Thale, hat sich früher ein Erdmännle aufgehalten und dem Müller bei seiner Arbeit geholfen. Er durfte Abends nur die Kornsäcke bereitstellen und dann sich schlafen legen, so fand er am andern Morgen das Korn aufs Feinste gemahlen. Weil das Erdmännle aber beständig ganz zerlumpte Kleider anhatte, ließ ihm der Müller einst ein neues „Häs“ machen. Das nahm es zwar, sagte aber: jetzt sei es ausgezahlt, und kam nicht wieder. (MEIER 1852, S. 65).

ALBSTADT-LAUTLINGEN

1. Mui's Loch

Zwischen Lautlingen und Hossingen befinden sich im „Strudelfelsen“ einige zum Teil recht geräumige Höhlen, die unter dem Namen Mui's Loch in Hossingen bekannt sind.

a) In den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Hossingen ein Mann, genannt Muijakob (Lkr. BL 1960, S. 482). Er verbreitete das Gerücht, er wandere nach Amerika aus und feierte ein Abschiedsfest mit seinen Verwandten, Freunden und Bekannten. Des andern Tags marschierte er aus dem Dorf. Seine Frau begleitete ihn noch ein Stück weit; er wollte sie erst später nachkommen lassen.

Der Mui wanderte aber keineswegs aus, sondern versteckte sich über zwei Jahre lang in den Höhlen im Strudelfelsen und führte ein

räuberisches Leben, wobei er von seiner Frau mit Lebensmitteln versorgt wurde. Eines Tages beobachtete der Waldhüter die Frau des Mui, die sich in der Wolfshalde mit ihrem Gatten traf. Nun konnten die Leute verstehen, dass die früher so arme Frau plötzlich so wohlhabend war. Dem Schultheißen wurde Anzeige erstattet. Er begab sich mit einem Aufgebot zur Höhle, die sich offenbar durch aufsteigenden Rauch als Versteck zu erkennen gab, und forderte den Muijakob auf, herauszukommen. Dieser dachte nicht daran.

Nun wurde ein Feuer angezündet mit viel Rauchentwicklung. Der Mui flüchtete auf seiner Strickleiter höher hinauf in die Höhle, konnte aber nicht entkommen und wurde dem Richter in Balingen zugeführt. Auf ein Jahr Gefängnis lautete das Urteil. Neun Monate saß der Mann im Balingener Wasserturm ab, dann starb er. (A. A. [H. D.] 1962).

ALBSTADT-MARGRETHAUSEN

1. Kloster Margrethausen

Die Gebäude des ehemaligen Franziskanerklosters „St. Margarethen“ prägen noch heute das Ortsbild von Margrethausen

a) Vom Franziskanerinnenkloster in Margrethausen sollen unterirdische Gänge sowohl zur Schalksburg als auch zur Einsiedelei Wannental geführt haben. (BIZER 1959, S. 228; Lkr. BL 1960, S. 481).

ALBSTADT-ONSTMETTINGEN

1. Linkenboldshöhle (Linkenboldslöchle)

Die Bergkuppe des Linkenbohls birgt die einzige Schauhöhle des Zollernalbkreises. Bevor im Jahr 1876 ein künstlicher Zugangstollen gesprengt wurde, war die Höhle nur durch engen Felsenschacht zu erreichen.

a) Der Linkenbold, ein Erdgeist, Kobold oder Zwerg, treibt hier sein Unwesen. In der Nähe, beim Hof Neuweiler, sah man früher ganze Haufen von Zwergen tanzen (BIRLINGER 1874, S. 248; OAB 1880, S. 130; ZEEH 1900, S. 17/18).

b) In der Höhle haust Wotans „Wildes Heer“ (Muotes Heer). Es zeigt sich zu gewissen Zeiten, namentlich in der Karfreitagnacht, um die Sommersonnwende bzw. in den „Rauhnächten“ (zwischen 25. Dezember und 6. Januar, den „Zwölften“ und fährt dann unter großem Lärm aus. Erscheint es einmal außer den „gewöhnlichen“ Zeiten, so gibt es Krieg. Der Linkenbold, ein furchtbarer Geist, ist der Anführer des „Wilden Heeres“. Auf der Kuppe des Niemandsbols treibe es sein Unwesen.

Nach anderen Versionen ist der Linkenbold identisch mit dem Göttervater Wotan (Lingowalt = Walter des Glücks) bzw. mit dem „Leibhaftigen“. (A. A. 1884, S. 137; S. 810; EDELMANN 1892, S. 206; EDELMANN 1895, S. 80; SCHWAB 1823, S. 312/13; ZEEH 1900, S. 17/18).

c) „Die Sage vom Linkenbold ist heute noch in aller Munde. Danach hat ein Sohn des Zollergrafen Fritz, genannt der „Ötinger“, als er um seiner Forderung willen, ihm die anererbte Burg Hohenzollern wieder zu übergeben, von den Grafen auf den Burgen Zollern, Schalksburg und Ochsenberg verfolgt wurde, in der Linkenboldshöhle eine Zuflucht gefunden. Dort versammelte er eine verwegene Schar Räuber um sich und befahl die brandschatzte die Burgen seiner Feinde. Die Bauern der umliegenden Dörfer schonte er, da er ihres Beistands oder Einverständnisses sicher war. Einmal nun hatten sich seine Feinde gegen ihn zusammengetan, und das schöne Burgfräulein Agnes von der Schalksburg, das ihm heimlich zugetan war, wollte ihn vor dem Überfall warnen. Weil sie in Männerrüstung war und sich nicht sofort zu erkennen gab, wurde sie von einem Wachtposten des Linkenbolders tödlich verwundet. Auf ihrem Grab wurde eine junge Buche gepflanzt, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer mächtig ausragenden Wa-

senbuche entwickelt hat und noch heute den Namen Fräuleinsbuche führt. Der Linkenbolderer selbst wurde kurze Zeit später durch Verrat eines seiner Kumpanen vernichtend geschlagen und verlor sein Leben dabei. (BIZER 1959, S. 276, METZGER o. J.).

2. „Unterirdischer See“

Nördlich von Onstmettingen liegt das schroffe Raichbergmassiv mit dem imposanten „Hangenden Stein“, einer beeindruckenden Abrisskluff.

a) „Nach dem in Hechingen, Stetten und Boll herrschenden Volksglauben soll das Zellerhorn bis zum „Hangenden Stein“ nebst der ganzen rückwärtigen Gebirgsstöcke der rauen Alb voll Wasser und ein plötzlicher Ausbruch desselben zu befürchten sein, wodurch

den Dörfern Boll und Stetten sowie der Stadt Hechingen der Untergang drohen würde. Ein Beichtvater in Kloster Stetten soll im festen Glauben an den etwaigen Eintritt eines solchen Ereignisses im Kloster keine Ruhe gefunden und daher dasselbe verlassen haben.“ (EGLERT 1894, S. 185).

3. „Begrabener Schatz“

„Mancher Onstmettinger träumt von einem begrabenen Schatz. Wo er eigentlich liegt, weiß keiner anzugeben. Einige vermuten ihn unter der Fräuleinsbuche, andere mehr auf der Burg. In einer Seitenschlucht des Brunntals sollen vor nicht gar zu langer Zeit einige Onstmettinger vergeblich danach gegraben haben. Viele meinen, dieser versteckte Schatz sei der Sarg Attilas.“ (WISSMANN 1928, Sp. 229).

Philipp Matthäus Hahns Himmelsmaschine

Als Besucherattraktion am Württembergischen Hof in Ludwigsburg

In den Jahren 1770 und 1772 bereiste der Engländer Charles Burney (1726 – 1814), ein bedeutender Orgelspieler und Musikkenner, die europäischen Fürstenhöfe, um sich Unterlagen für eine Geschichte der Musik von den Anfängen bis zur Gegenwart zu beschaffen. Er veröffentlichte seine Reisetagebücher unter dem Titel „A General History of Music“. Sie wurden sofort auch ins Deutsche übersetzt und erschienen bereits 1773 bei Bode in Hamburg¹⁾.

Das vierbändige Werk gehört bis heute zu den aufschlussreichsten Quellen über die Musikverhältnisse des 18. Jahrhunderts in Europa. Angesichts der Repräsentationsfunktion der Musik in diesem Jahrhundert erfährt der Leser darin sehr viel über die gesellschaftlichen Verhältnisse an den jeweiligen Fürstenhöfen.

Burney besuchte auf seiner Reise auch den

herzoglich württembergischen Hof in Ludwigsburg, woraus zu ersehen ist, welcher bedeutenden Ruf die prachtvolle Hofhaltung unseres Herzogs Karl Eugen in Europa genoss. Unter dem Hofkapellmeister und Komponisten Niccolò Jomelli (1714 – 1774) hatte sich die italienische Oper in Ludwigsburg zu höchster Vollkommenheit entwickelt. Als Burney dort ankam, war allerdings der Hof zum Jagdschloß Grafeneck bei Münsingen abgereist, und Friedrich Daniel Schubart, von dem wir heute meistens nur noch wissen, dass er von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg im Gefängnis saß und Ph. M. Hahn ihn dort besuchte, wurde sein Ansprechpartner.

Burney schreibt 1772 über ihn: „Ich kann hier nicht unterlassen, dem Herrn Schubart, Organist an der lutherischen Kirche, meinen Dank zu bezeigen. Er war der erste wahre große Flügelspieler, den ich bisher in Deutschland angetroffen hatte. Er ist von der Bachischen Schule, aber ein Enthusiast und ein Original von Genie. Viele seiner Sachen sind in Holland gestochen und sind voller Feuer und Geschmack. Auf dem Klavier spielte er mit großer Feinheit und vielem Ausdruck. Da wo er jetzt hin verpflanzt ist (von Ulm nach Ludwigsburg, Anm. d. V.), kennt man ihn wenig, die gemeinen Leute halten ihn für närrisch, und die übrigen bekümmerten sich nicht um ihn.“

Friedrich Daniel Schubart machte nun Burney auf die öffentliche Bibliothek des Herzogs aufmerksam, denn er suchte nach Handschriften und Büchern, die sich mit Musik befassten. Burney schreibt: „Die öffentliche Bibliothek besteht hier noch nicht seit langer Zeit und ist eben nicht reich an Handschriften und alten Büchern. Der Professor der Geschichte und Bibliothekar, Herr Urot, ein geborener Franzose, gab sich große Mühe, meine Neugierde zu befriedigen, auch vorzüglich damit, dass er mir eine besondere astronomische Maschine zeigte, welche Herr Hahn, Prediger zu Onstmettingen, in einer Zeit von anderthalb Jahren verfertigt hat.“

Aus dieser Notiz geht hervor, daß die Hahn'sche „Himmelsmaschine“, wie die große astronomische Uhr aus dem Jahr 1769 damals genannt wurde, in Ludwigsburg und am Hof als besondere Sehenswürdigkeit galt, die mit Stolz dem Fremden gezeigt wurde, wie etwa 1777 Kaiser Josef II. und 1779 Johann Wolfgang von Goethe und Herzog Karl August von Weimar. Es ist auch anzunehmen, dass sich Philipp Matthäus Hahn und Schubart bereits vor der Festungshaft Schubarts gut kannten. Dass Hahn, seit März 1770 Pfarrer in Kornwestheim, immer noch als Pfarrer zu Onstmettingen erwähnt wird, mag darin seinen Grund haben, daß die Uhr, in Onstmettingen gebaut, weiterhin unter dieser Bezeichnung geführt wurde. Alfred Munz

1) Gekürzte Neuauflage der Ausgabe Hamburg, Bode, 1980 bei Heinrichshofen-Verlag, Wilhelmshaven.

ALBSTADT-TAILFINGEN

1. Tailfingener Schloss

Östlich von Tailfingen liegt auf einem markanten Bergsporn eine hochmittelalterliche Burgruine, deren Name sich nicht überliefert hat. Sie ist vermutlich identisch mit dem „Truchteltinger Schloss“, zumal sie unweit der Markungsgrenze liegt.

a) Auf dem „Schloss“ hausten Raubritter, die Kaufleute und Wanderer überfielen. Ein unterirdischer Gang soll von der Burg bis zur Truchteltinger Mühle gegangen sein, die ihr Hinterhalt und Unterschlupf war. Das Schloss wurde daraufhin belagert und zerstört. Die Schätze der Burgherren ruhen noch in einer Truhe, die in der Ruine vergraben ist. Ins Schloss der Truhe passt ein goldener Schlüssel. Ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen bewacht sie. (BIZER 1953, S. 507).

b) Auf der Burg bei Truchelfingen sollen früher Burgfräulein als Geister gesehen worden sein. (OAB 1880, S. 131; PFÄFFLE 1900/1901, S. 15). Abends kamen sie auch nach Truchelfingen und wuschen Windeln im Bach. (BIZER 1953, S. 507).

2. „Der Bergmann“

a) „Ein Geist Namens Bergmann trieb bei Onstmettingen und Tailfingen auf der Brücke sein Unwesen. (BIRLINGER 1874, S. 206).

3. „Der Langentalbrunnen“

„Der Langentalbrunnen, zu rechter Hand am Weg durchs Lange Tal hinauf, ist ein Hungerbrunnen. Er läuft nur nach lang anhaltenden Regenzeiten, die dem Bauern schlechte Ernten und damit Hungerjahre bringen. Die Quelle kommt aus einem unterirdischen See, in dem ein Walfisch haust. Für gewöhnlich hält er den Ausfluss mit seinem mächtigen Schwanz verschlossen. Schwillt jedoch der See durch viele hereinsickernde Wasser an, so wird der Walfisch unruhig, er schlägt mit dem Schwanz, windet sich und lässt so das Wasser ausfließen. Das eilt dann tapfer durchs Heutal herein. (BIZER, H. 1953, S. 508).

Berichtigung

Die erste Gesamtfolge der neuen Serie „Volkstümliche Überlieferungen und Sagen zu den Höhlen, Stollen...“ von Jürgen Scheff, wiedergegeben auf Seite 1180 in Nr. 7/99 vom 31. Juli, sind infolge einer technischen Panne im Korrektursystem leider einige Schreibfehler stehen geblieben. Der folgende sinnentstellende Fehler sei hiermit berichtigt: im Abschnitt 4. Hexenküche (Scheuerle) darf es unter a) bei der Besetzung Ebingsens durch französische Truppen natürlich nicht „1976“ lauten, sondern da muss 1796 stehen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Alfred Munz
Grünwaldstraße 35,
72461 A.-Onstmettingen

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 A.-Ebingen

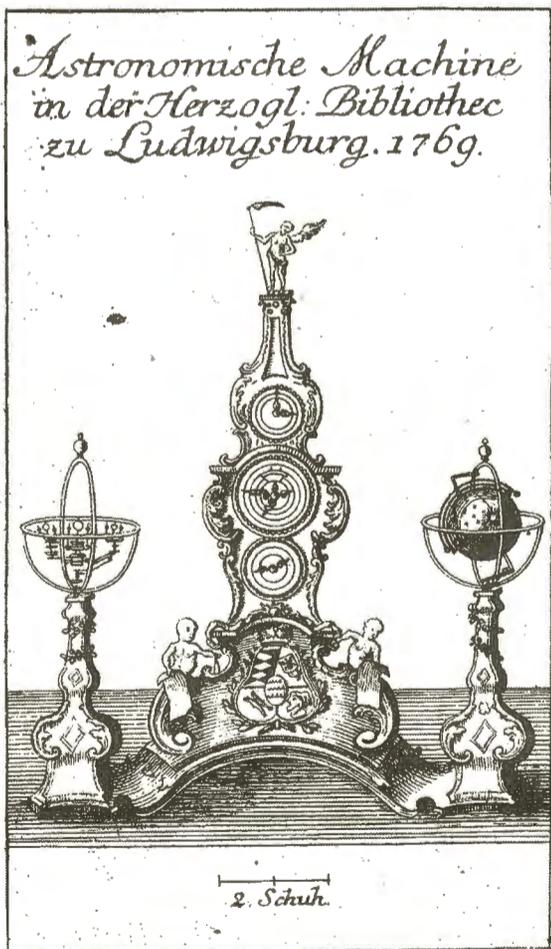
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

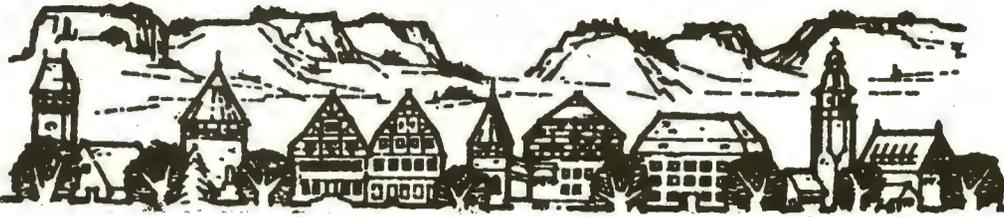
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Oberteil der von Pfarrer Philipp Matthäus Hahn konstruierten und Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt 1768/69 in Onstmettingen gebauten „Astronomischen Maschine“, die für die öffentliche Bibliothek des Herzogs Karl Eugen bestimmt war. Ein Modell dieser astronomischen Uhr ist im Hahn-Museum in Onstmettingen zu besichtigen.



Österreich in Schwaben: Ein Abriss der Geschichte Vorderösterreichs

Von Dr. Andreas Zekorn, Balingen – 1. Teil (Fortsetzung folgt)

„Zwischen Gott und Kaiser Franz besteht dauerhaft Allianz.“
So war 1804 auf einem Transparent in Neuravensburg bei Wangen im Allgäu zu lesen, als die Herrschaft in diesem Jahr vorübergehend unter österreichische Landeshoheit kam.¹⁾

Von langer Dauer sollte die Allianz zwischen Vorderösterreich und Habsburg allerdings nicht mehr sein. Nach der Niederlage in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz im Jahre 1805 wurde Österreich zum Preßburger Frieden gezwungen, in dessen Folge die vorderösterreichischen Gebiete im deutschen Südwesten an Baden, Bayern, Hohenzollern-Sigmaringen und Württemberg abgetreten wurden.

Damit wechselten die Untertanen in Vorderösterreich von einem Tag auf den anderen ihre Staatsangehörigkeit, ohne gefragt worden zu sein. Mit einem Federstrich wurde die teils jahrhundertealte Zugehörigkeit zu Österreich von weiten Teilen Schwabens, des Schwarzwalds und des Breisgaus beendet. Wie die Untertanen den Herrschaftswechsel aufnahmen, ist noch wenig erforscht, doch gibt es zahlreiche Hinweise dafür, dass dieser Federstrich für die Untertanen sehr schmerzlich war.

Erasmus Bücheler, Bürgermeister von Engelswies, schreibt beispielsweise in der Engelswieser „Ortskronick“, dass nach Aussage seines Vaters „die Losreißung von Kaiser und Reich ein Donnerschlag“ für die Engelswieser gewesen sei. Solange sein Vater lebte, „schlug sein Herz österreichisch, war sein Verlangen, wieder dasselbe zu werden.“²⁾ Dieses Zeugnis kann wohl als typisch für die ehemaligen Vorderösterreicher gewertet werden. Viele trauerten noch lange der Zugehörigkeit zu Österreich nach, hatte man sich doch weitgehend wohl gefühlt unter dem Schutzflügel des Kaiseradlers.³⁾

Nach und nach verwischte sich das Bewusstsein von der österreichischen Vergangenheit in den Köpfen der Leute und aus vorderösterreichischen Schwaben oder Breisgauern wurden bayrische, badische, hohenzollerische bzw. preußische oder württembergische Untertanen. Vor allem Konfessionsgrenzen markieren heute noch vielfach die Zugehörigkeit zu Habsburg, wenn sich etwa inmitten streng protestantischen, altwürttembergischen Gebiets katholische, neuwürttembergische Flecken finden. Doch dies ist absolut kein sicherer Hinweis auf ehemals vorderösterreichisches Territorium.

Ein Grund, warum Vorderösterreich so wenig im Bewusstsein blieb, mag in der geringen Tätigkeit bei der Erstellung von Repräsentativbauten liegen, die Habsburg im deutschen Südwesten entwickelte. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den Prunkbauten, die die Herzöge von Württemberg, die Kurfürsten von der Pfalz oder die Markgrafen von Baden errichteten. Ein weiterer Grund wird das unzusammenhängende Konglomerat von Herrschaften sein, das Vorderösterreich ausmachte. Habsburg bemühte sich zwar um die Ausbildung einer Hausmacht in diesem Kerngebiet

des deutschen Reichs, doch vergeblich, wie zu zeigen sein wird.⁴⁾

Nicht zuletzt wird die erfolgreiche Integration der ehemaligen Vorderösterreicher, sofern man davon sprechen kann, in die unterschiedlichen Nachfolgestaaten für das schwindende Bewusstsein verantwortlich zu machen sein. Die Geschichtsschreibung in den neuen Staaten klammerte die vorderösterreichische Zeit von Teilen ihres Gebietes wohl weitgehend aus, um die neu gewonnenen Untertanen einzugliedern. Diese These bedürfte noch einer genaueren Nachprüfung. Die hohenzollerische Geschichtsschreibung jedenfalls nahm die vorderösterreichische Zeit meist nur am Rande wahr.

Die geographische Ausdehnung Vorderösterreichs

Betrachten wir zunächst den Umfang, den Vorderösterreich gegen Ende des 18. Jahrhunderts besaß, um eine Vorstellung von der geographischen Ausdehnung des Gebiets zu gewinnen. Vorderösterreich erstreckte sich vom Lech im Osten – markiert mit der Markgrafschaft Burgau – bis zum Rhein im Westen, markiert mit der Landvogtei Ortenau und dem Breisgau. Bis zum Westfälischen Frieden gehörten noch weite Teile links des Rheins, etwa des Oberelsaß, zu Vorderösterreich. Oberer Neckar und obere Donau bildeten in etwa die nördliche Abgrenzung des Gebiets, mit der Grafschaft Hohenberg, deren Zentralort Rotenburg war, und der Ortenau als Bezugspunkte. Im Süden lagen die sogenannten „Waldstädte“ am Hochrhein (Waldshut bis Rheinfelden), Konstanz am Bodensee und die Landvogtei Schwaben mit Altdorf bei Weingarten als Hauptort. Erst relativ spät kamen Tettinang und Wasserburg zu Vorderösterreich.

Dazwischen lagen größere Herrschaftsgebiete, wie Triberg, die Landgrafschaft Nellenburg im Hegau oder die österreichischen Lehensherrschaften Sigmaringen und Veringen sowie verschiedene Städte, beispielsweise Villingen oder die fünf sogenannten Donaustädte Mengen, Riedlingen, Saulgau, Munderkingen und Waldsee in Oberschwaben. Das Gebiet stellte also keine territoriale Einheit dar, sondern war ein Streubesitz. Die einzelnen Gebiete waren umschlossen von anderen geistlichen und weltlichen Territorien. Vergessen darf man auch Vorarlberg nicht, das gleichfalls zu den Vorlanden zählte.

Vorderösterreich ist also ein höchst komplexes und vielgestaltiges Gebilde, das man erst in seinem geschichtlichen Werden und in seinen ständigen Veränderungen zu begreifen beginnt. Eine Geschichtsschreibung der vorder-

österreichischen Lande kann sich nicht, wie etwa bei Württemberg, auf eine fest umrissene Landschaft und ein Fürstenhaus beschränken, sie muss die Territorialbildung im gesamten Südwesten des alten Deutschen Reiches, die Entstehung der Eidgenossenschaft, die Herausbildung der Reichsritterschaft als reichsunmittelbaren Korpus, die Rolle Österreichs bzw. des Kaisers im Alten Reich und den Gegensatz zwischen Österreich und Frankreich einbeziehen, um einige Faktoren zu nennen, die im Folgenden berührt werden sollen.⁵⁾

Die Landkarte Vorderösterreichs aus dem 18. Jahrhundert hat kaum Ähnlichkeiten mit einer Karte des 12./13. Jahrhunderts, die die ursprünglichen habsburgischen Besitzungen im deutschen Südwesten zeigt.

(Karte umseitig)

Die Karte gibt den habsburgischen Besitz beim Tode König Rudolfs, 1291, wieder. Der Besitz lag vor allem im Elsaß und in der heutigen Schweiz. Die Anfänge der Grafen von Habsburg liegen im Sundgau, wo sie im 12. Jahrhundert die Landgrafschaft im Oberelsaß inne hatten, und in der nördlichen Schweiz, wo sich die Stammburg des Geschlechts, die Habsburg, erhebt. Frühe wichtige Hausklöster der Familie waren Ottmarsheim und Muri.

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Donnerstag, 30. September bis Sonntag, 3. Oktober: Bus-Exkursion in die Nordschweiz und das südliche Elsaß. Herr Wolfgang Willig führt in den deutsch-französischen Grenzbereich, in die ehem. Herrschaftsgebiete von Habsburg, Hohenzollern und Württemberg mit Neuenburg, Mömpelgard, Reichenweier, Kaysersberg u. a.

Samstag, 16. Oktober: Vortragsveranstaltung „Vorderösterreich an oberem Neckar und oberer Donau“ in Schömberg-Schörzingen, Hohenberghalle, ab 9.30 Uhr – mit Herrn Dr. Andreas Zekorn und seinem Vortrag: „Unter den Schutzflügeln des Kaiseradlers: Die Grafschaften Sigmaringen und Veringen als österreichische Lehen“ (ca. 14.40 Uhr).

Samstag, 13. November: Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen. Thema des Festvortrags: Heinrich Schickhardt, herzoglich-württembergischer Baumeister (1558 bis 1634). Festrednerin: Frau Ingrid Helber.

Anmeldung zu der Bus-Exkursion bei Frau Ruth Hübner. Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.



Reiche Erbschaften verbreiteten zunächst die Besitzbasis in der Nordschweiz, beispielsweise das Kiburger Erbe oder das Erbe der Grafen von Lenzburg.

Rudolf von Habsburg und sein Sohn Albrecht begannen dann mit einer planvollen Erwerbspolitik. Ziel Rudolfs war es, sich eine feste Basis in Schwaben zu verschaffen, auf die er sein neu erworbenes Königtum stützen konnte. Dazu wurde Reichsgut und staufischer Hausbesitz zurückgefordert, es wurden Reichsvogteien eingerichtet und es wurde Besitz hinzugekauft. Ob Rudolf damit das mit den Staufern untergegangene Herzogtum Schwaben wieder errichten und mit dem Haus Habsburg verbinden wollte, ist in der Forschung nach wie vor strittig, doch ist ein solches Maximalziel nicht unwahrscheinlich.

In der Zeit Rudolfs und Albrechts bildete sich ein beachtlicher Machtkomplex im Innern Schwabens heraus. Erworben wurden unter anderem Mengen, die Herrschaften bzw. Grafschaften Sigmaringen und Veringen, die Herrschaft Scheer, der Bussen, ein wichtiger Herrschaftsmittelpunkt, Tengen, die Städte Saulgau und Munderkingen sowie die Markgrafschaft Burgau. Diese Erwerbungen hätten den Kern für ein geschlossenes Herrschaftsgebiet abgeben können, wenn die deutschen Fürsten zwischen 1291 und 1314 nicht wiederholt verhindert hätten, dass Habsburg die Königskrone endgültig gewann. Aus habsburgischem Hausbesitz und Reichsrechten konnte deshalb keine Einheit erwachsen.

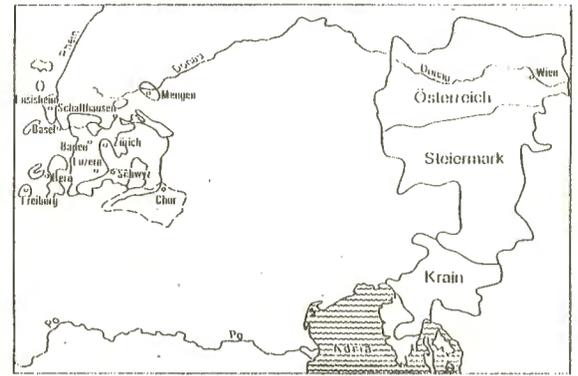
Im 14. Jahrhundert wurde die Erwerbspolitik Habsburgs fortgesetzt. Die Habsburger konnten sich im Breisgau, im Schwarzwald, in Vorarlberg und Tirol festsetzen. 1365 stellte sich beispielsweise die Stadt Freiburg unter den Schutz der Habsburger und mit ihr der dort ansässige Adel. Für unsere Region ist der Ankauf des hohenbergischen Besitzes im Jahre 1381 hervorzuheben. Damals erwarb Herzog Leopold III. von Graf Rudolf III. die gesamte Grafschaft Hohenberg. Den Hohenbergern, als der eigentlichen Hauptlinie der Grafen von Zollern, wie Wilfried Schöntag gezeigt hat⁶⁾, war es gelungen, ein beachtliches Herrschaftsgebiet aufzubauen. Ihre wirtschaftliche Notlage zwang sie jedoch zur Veräußerung der Grafschaft.

Dazu gehörten beispielsweise die Herrschaft Kallenberg, mit Nusplingen als Hauptort, Schömberg, Binsdorf, Schörzingen, Horb, Oberndorf und Rottenburg sowie die Herrschaft Haigerloch und die Feste Wehrstein; die beiden Letzteren sollten sich später in zollerischen Händen wiederfinden, die übrigen blieben bis 1806 mittelbar oder unmittelbar bei Österreich. Habsburg hatte mit dem Erwerb der Herrschaft Hohenberg einen wichtigen Erfolg gegen den Rivalen Württemberg verbuchen können.

Bei der erfolgreichen Ausdehnung der habsburgischen Hausmacht gab es jedoch einige

gegenläufige Tendenzen. Erstens wurde der neu erworbene Besitz oder wurden Teile davon häufig rasch wieder veräußert oder verpfändet. Dies geschah nicht nur aus Geldnot, sondern vor allem auch um den schwäbischen Adel in die habsburgische Klientel einzubinden und gegebenenfalls für geleistete Dienste zu entlohnen. Haigerloch wurde beispielsweise nach 1381 in rascher Folge an verschiedene Herren verpfändet. Die Truchsessen von Waldburg erwarben vom Ende des 14. bis ins 15. Jahrhundert die Donaustädte, die Herrschaft Kallenberg (1413), die Grafschaft Friedberg und die Stadt Scheer als Pfand.

Nicht die Verpfändungen, die ein übliches Mittel der Verwaltungspraxis waren, die aber auch durchgeführt wurden, um Geld zu erhalten, sondern der Gegensatz zur Schweizer Eidgenossenschaft schwächte auf Dauer die habsburgische Position im deutschen Südwesten. Dies ist der zweite wichtige Faktor. Bis zur Niederlage Herzog Leopolds III. bei Sempach (1386) lag der politische Schwerpunkt südlich



besitz der Habsburger beim Tode König Rudolfs. Karte aus: Rinker/Setzler (Hg.) Die Geschichte Baden-Württembergs, Stuttgart 1987, S. 129.

bzw. westlich des Rheins. Die Niederlage bei Sempach besiegelte den Verlust der gesamten Zentralschweiz. Später rückten die Eidgenossen immer weiter nach, bis praktisch das ge-

Vorderösterreich an oberem Neckar und oberer Donau

Vortragsveranstaltung am Samstag, 16. Oktober, ab 9.30 Uhr in Schömberg-Schörzingen, Hohenberghalle

Weite Landstriche an oberem Neckar und oberer Donau gehörten bis 1806 zu Vorderösterreich. Die jahrhundertelange Zugehörigkeit zum Hause Habsburg war prägend für die Region. Heute finden sich zahlreiche Gebiete dieser ehemals österreichischen Territoriums in den Landkreisen Rottweil, Tuttlingen, Sigmaringen und dem Zollernalbkreis wieder.

Mit der Vortragsveranstaltung „Vorderösterreich an oberem Neckar und oberer Donau“ wird die Thematik der Landesausstellung zu „Vorderösterreich“ aufgegriffen und für die Region oberer Neckar/obere Donau vertieft. Die Vortragsthemen spiegeln die Vielfalt wider, die für Vorderösterreich charakteristisch ist: Zu Vorderösterreich gehörten Herrschaften und Städte, die sich direkt unter österreichischer Hoheit befanden, wie auch Territorien, die als Lehen oder Pfandschaften an Adlige vergeben waren. Letzteres war beispielsweise bei der Herrschaft Kallenberg, mit Nusplingen als Hauptort, der Fall, welche die Truchsessen von Waldburg bis 1695 inne hatten.

Habsburg fungierte für die vorderösterreichischen Untertanen sowohl als direkter Landesherr, der seine Landeskinder relativ milde regierte, wie auch als „Schutzflügel“, der über solche Untertanen gebreitet wurde, die von nachgeordneten Herren bedrängt wurden. Habsburg mußte aber auch politische „Rücksichten auf ein weitgespanntes Klientelsystem von Adel und Klöstern und damit auch auf die Lehens- oder Pfandinhaber nehmen. Nicht zuletzt wurden dabei eigene, österreichische Interessen verfolgt.

Der gesamte Südwesten wurde als wichtiges habsburgisches Einflussgebiet angesehen. Insgesamt blieb die habsburgische Regentschaft recht lange in guter Erinnerung. Mit den Vorträgen sollen zentrale Aspekte Vorderösterreichs am regionalen Beispiel herausgearbeitet werden. Zugleich sollen Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge, die für die Region konstitutiv waren, deutlich werden.

Der Tagungsort in Schömberg-Schörzingen liegt am Fuße des Oberhohenbergs, wo sich die Stammburg der Hohenberger befand. Von hier dehnten die Hohenberger ihr Herrschaftsgebiet aus, das 1381 an Habsburg verkauft wurde. Bis 1806 war die Grafschaft Hohenberg österreichisch.

Die Landkreise Rottweil, Sigmaringen, Tuttlingen und der Zollernalbkreis sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein und die Heimatkundliche Vereinigung Balingen laden alle

Geschichtsfreunde ein zum Besuch der Vortragsveranstaltung. Die Vortragsveranstaltung findet mit freundlicher Unterstützung der Stadt Schömberg und der Ortschaftsverwaltung Schörzingen statt.

Programm:

- 9.30 Uhr Grußworte
- 10.00 Uhr Bernhard Rütli, Im Netzwerk des Hauses Habsburg: Der Übergang der Herrschaft Schramberg an Österreich
- 10.40 Uhr Kaffeepause
- 11.00 Uhr Hans Peter Müller, Oberndorf als vorderösterreichische Stadt
- 11.40 Uhr Dr. Hans-Joachim Schuster, Fridingen und Spaichingen: Die „Hauptorte“ Oberhohenbergs
- ca. 12.20 Uhr Mittagspause
- 14.00 Uhr Dr. Edwin Ernst Weber, Landeshoheit von „oben“ versus Herrschaftsverdichtung von „unten“. Territorialherrschaft in Vorderösterreich und Fürstenberg-Meßkirch am Beispiel der Untertanendorfer Engelswies und Kreenheinstetten.
- 14.40 Uhr Dr. Andreas Zekorn, Unter dem Schutzflügel des Kaiseradlers: Die Grafschaften Sigmaringen und Veringen als österreichische Lehen
- 15.20 Uhr Kaffeepause
- 15.45 Uhr Karlheinz Geppert M. A., Die vorderösterreichischen Städte Schömberg und Binsdorf
- 16.25 Uhr Dr. Martin Zürn, Die vorderösterreichische Herrschaft Kallenberg
- Ende der Nachmittagsveranstaltung: ca. 17.15 Uhr
- 18.00 Uhr Empfang des Zollernalbkreises und der Stadt Schömberg (mit Abendessen); musikalische Umrahmung: Volkstanzgruppe Frommern
- 20.00 Uhr Grußworte
- 20.15 Uhr Prof. Dr. Franz Quarthal, Habsburg am oberen Neckar und der oberen Donau

Konzeption, Organisation und Kontaktadressen:

- Kreisarchiv Rottweil, Königstraße 36, 78614 Rottweil, Tel. (07 41) 2 44-3 32
- Kreisarchiv Sigmaringen, Leopoldstraße 4, 72488 Sigmaringen, Tel. (0 75 71) 1 02-2 22
- Kreisarchiv Tuttlingen, Bahnhofstraße 100, 78509 Tuttlingen, Tel. (0 74 61) 9 26-2 40
- Kreisarchiv Zollernalbkreis, Hirschbergstraße 29, 72336 Balingen, Tel. (0 74 33) 92-11 45

samte Gebiet südlich des Rheins Habsburg verloren ging.

Schließlich kam drittens das unkluge Bündnis Herzog Friedrichs IV. mit Papst Johannes XXIII. hinzu. Friedrich verhalf dem vom Konstanzer Konzil 1415 abgesetzten Papst zur Flucht. Kirchenbann und Reichsacht waren die Folgen, wodurch der Herzog all seiner Besitzungen verlustig ging. Die Eidgenossen er-

oberten damals den Thurgau. Die habsburgischen Vorlande verloren damit ihren schweizerischen Charakter, und die Grafschaft Tirol gewann das Übergewicht gegenüber den Vorlanden.

Unter Erzherzog Albrecht VI. (1448–1458), dem Gründer der Universität Freiburg (1457), wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Krise der habsburgischen Herrschaft in

Schwaben überwunden. Er reformierte die Verwaltung und zog mit Gewalt österreichische Besitzungen wieder an sich, wie z. B. die bis dahin verpfändete Grafschaft Hohenberg. Im Elsaß und Breisgau hatten sich die Habsburger schon zuvor die alte Position wieder sichern können.

(wird fortgesetzt)

1. Folge:

„Flattere stolz, Fahne, im Sturm Ebingen hoch auf dem Schlossfelsenturm!“

Zwei „Hundertjährige“ im Zollernalbkreis – Von Dietmar Färber/Balingen und Hans Geißler/Albstadt-Ebingen

Zwei Albvereins-Geschehnisse jähren bzw. jährt sich in diesem Herbst zum hundertsten Mal: am 17. September die Einweihung des Schlossfelsenturms in Ebingen und am 8. Oktober die Einweihung der Lochenhütte. Vielleicht mag dies ein Anlass sein, diese Bauwerke in der nächsten Zeit wieder einmal zu besuchen, zumal beide Bauten von Grund auf renoviert sind.

Der Aussichtsturm auf dem Schlossfels über Ebingen

... wurde vom Verschönerungsverein Ebingen in enger Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein gebaut. Der Albverein Ebingen wurde neun Jahre vorher, 1890 gegründet, den VVE gab es schon seit den 60er Jahren des 19. Jh. Richtig Schwung in die Heimatpflege kam in Ebingen aber erst nach seiner Wiedergründung 1878. Spazierwege und Ruhebänke am schönsten Südhang des Ebinger Hochtales, am Schlossfels, wurden angelegt und ein Wanderweg dazu über Treppen und Stege durch das wilde, romantische Leizentälchen entstand.

Landesweit baute man damals Aussichtsplattformen, aus Kostengründen aus Holz. Alte Vermessungsgerüste fanden eine neue Verwendung (Römerstein, Volkmarsberg). Auch Pioniere der Königl.-Württ. Armee bauten Holztürme in Zwiefalten, Gmünd und Heubach). Kein Holzturm hielt aber länger als bis zum 1. Weltkrieg.

In Ebingen wurden erste Überlegungen zu einem hölzernen Aussichtsturm schon 1879 – also ein Jahr nach der Wiedergründung des VVE – angestellt und schon zwei Jahre später, 1881 entstand ein Holzbauwerk. Mit über 20 Meter Höhe – entsprechend einem heutigen Hochhaus mit acht Stockwerken – war es ein respektable Turm mit vier Treppenleitern zur großen Plattform. Beim Ausheben der teilweise bis zu vier Meter tiefen Fundamentgruben stieß man auf alte Siedlungsreste. Später konnte gesichert werden, dass in der Stauferzeit zwischen dem 11. und dem 1. Drittel des 13. Jh. ein Adelssitz über Ebingen bestand. Am Platz des heutigen Turmes etwa stand ein vier-eckiger Wehr-(Wohn-)Turm, daneben gegen Norden ein Rundturm.

Die Freude am Holzturm währte nicht lange. Bereits nach einem Jahr, 1882 war er schon mutwillig beschädigt und wurde amtlicherseits gesperrt. In den folgenden Jahren waren immer wieder Reparaturen notwendig und 1890 – nach acht Jahren – eine gründliche Überholung. Schon nach der ersten Reparatur machte man sich Gedanken über den Bau eines eisernen oder steinernen Turmes.

Dann entwarf der damalige Stadtbaumeister in Ebingen, Münzenmayer, einen Steinturm im burgenromantischen Zeitstil, der – laut Bauschauprotokoll – „eine Zierde der Gegend zu werden verspricht“. Kostenpunkt: 10 bis 12 Tausend Goldmark. Das war 1896. Holztürme kosteten so zwischen 500 und 1000 Mark, Eisentürme von der Art des Lembergturnes um 10 000 Mark.

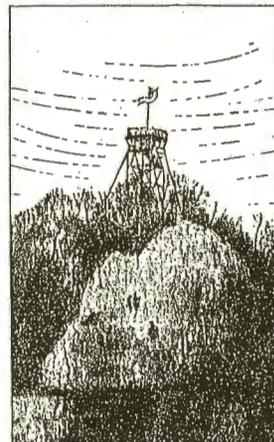
In dieser Zeit entstand der Schwäbische Albverein: 1888 der Hauptverein in Plochingen, 1890 der Albverein Ebingen. Man wollte die Verschönerungsvereine am Albtrauf zusam-

menschließen. Bei der Gründung des „Zweigevereins“ Ebingen trat der VVE sofort korporativ und personell dem SAV bei. Vorsitzender des VVE war damals der Lehrer *Ferdinand Link*, und dieser wurde dann auch vom Schriftführer des Hauptvereins *Eugen Nägele* – wie üblich – zum ersten Vertrauensmann in Ebingen ernannt. Auch der Kassier, Buchhändler *Ulrich Nefflen*, führte später seine Ämter in beiden Vereinen. Versammlungen wurden immer zusammen abgehalten. 1923 wurde der VVE zum letzten Mal im Kassendbüchlein des Ebinger Albvereins genannt. Er ging zu diesem Zeitpunkt also endgültig in der Ortsgruppe Ebingen auf.

Der Ebinger Schlossfelsenturm wurde im gleichen Jahr wie der Lembergturn gebaut: 1899. Bei beiden Türmen betrug die Bauzeit ganze drei Monate. Unseren massiven Steinturm erstellten acht italienische Bauarbeiter, die mit Kind und Kegel in einer Bauhütte neben der Baustelle hausten. Der Bauführer *Angelo Fontanive* hatte seine Frau zur Versorgung seiner Bauleute nach heimatlichen Essensgewohnheiten und als Hilfsarbeiterin und Handlangerin mitgebracht. Die Bauleute hatten einen Tagelohn von drei bis vier Mark pro Kopf. Nach der Endabrechnung wurden nochmals 1000 Mark an sie ausgezahlt. Das war kein Hungerlohn. (Enkel der Italiener leben heute noch hier.)

Am 17. September 1899 war Einweihungsfest für den neuen Turm. Der VVE und die SAV-Ortsgruppe hatten „Freunde und Gröner in nah und fern eingeladen, und die Stadt hatte sich gerüstet, die Gäste würdig zu empfangen“ (AVBI 11/1899). Die Auswärtigen kamen mit der Eisenbahn: um 11 Uhr aus westlicher Richtung mit den Wanderfreunden aus Balingen und Hechingen und der Mannschaft um *Eugen Nägele* aus Tübingen, um 1 Uhr kam der Zug aus Sigmaringen mit Gauobmann *Hieronymus Edelmann*, dem bekannten Apotheker aus Ebingen, Hobbyarchäologe und aktiver Albvereiner hier, der nach seinem Umzug nach Sigmaringen von 1895 bis 1916 den Gau „Obere Donau“ führte. Reallehrer *Montigel*, früher in Ebingen tätig, schickte den Einweihungsgruß „Flattere stolz...“ (siehe Artikelüberschrift).

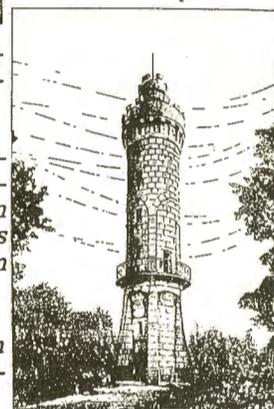
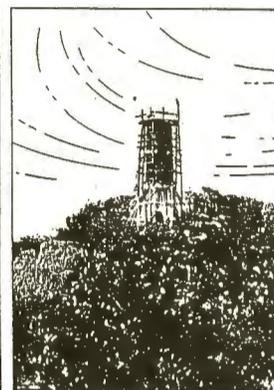
Nach der Begrüßung aller Gäste begann um 14.15 Uhr unter „großer Beteiligung von Seiten der Ebinger“ der Aufstieg auf den Schlossberg und die Turmbesichtigung, zunächst für die Fremden. „Ebinger Turner bildeten die Ordnungsmannschaften und ließen nur 50 – 60 Mann zumal auf dem Turm sich aufhalten.“ Die Festansprache hielten Fabrikant *Armbruster* vom VVE, Stadtschultheiß *Hartmann* und *Eugen Nägele* vom SAV. Alle waren stolz auf das gelungene Bauwerk. *Eugen Nägele* sagte, „der Albverein habe zwar bisher nur vier Meter hoch mit bauen helfen (von insgesamt 24 Meter), man könne aber sicher damit rechnen, dass er die übrigen 4000 Mark auch vollends



Der hölzerne Schlossfelsenturm über Ebingen von 1881 bis 1899.

Der Bau des Steinturmes 1899. Als Baugeüst wurden die Balken des alten Holzturmes verwendet (Foto von Apotheker Häffner).

Der Jubiläumsturm von 1899; ein „Bergfried“.



decken helfe“. (Gesamtkosten 13 986 Mark, Einnahmen 9943 Mark, Schulden 4043 Mark.) Und so geschah es dann auch. Der Albverein kann für sich in Anspruch nehmen, insgesamt acht Meter Ebinger Schlossfelsenturm finanziert zu haben. Auch der Gesangverein „Eintracht“ baute etwa einen Meter Turm. Der VVE hatte sein ganzes Vermögen von 1450 Mark in den Turmbau gesteckt, freiwillige Spenden aus Ebingen hatten 3471 Mark, Auswärtige 674 Mark und auswärtige Geschäftsfreunde 1149 Mark beigesteuert. Die Stadt gab einen Zuschuß von 600 Mark.

„Stadtschultheiß Hartmann übernahm den Turm in die Obhut der Stadt“ – heißt es in dem Festbericht weiter. Das Einweihungsfest nahm dann ein abruptes Ende. Innerhalb von wenigen Minuten vertrieb ein Unwetter alle Teilnehmer vom Festplatz. Sie trafen sich wieder in „Bezels Gartensaal“ und dann am Abend im Saal zum „Stern“. Vorher aber musste man die Sigmaringer schon wieder verabschieden. „Unter Vorantritt der Stadtkapelle“ wurden sie zum Bahnhof geleitet. Wegen der bekannt schlechten Zugverbindungen in diese Richtung blieb ihnen an diesem Tag nur wenig Zeit.

Im „Stern“ ging dann das Fest weiter. Es wurden von den führenden Persönlichkeiten noch zahlreiche erbauende Reden gehalten, Musikstücke kamen zur Darbietung und viele Lieder würzten die allgemeine Begegnung. „Endlich war auch die Stunde des Scheidens für die Balingen, Hechingen und Tübinger Gäste da. Während diese zur Bahn geleitet wurden, erglühete der Turm in verschiedenfarbiger bengalischer Beleuchtung, ein herrliches und glanzvolles Schlussstück des ganzen gelungenen Tages.“

(wird fortgesetzt)

100 Jahre Rathaus Tailfingen

Von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt-Ebingen

Vor hundert Jahren lief es in Tailfingen wie geschmiert: Die Trikotwarenindustrie boomte, die Einwohnerzahlen stiegen explosionsartig an. Man sieht das am augenfälligsten an der Zahl der Rundstühle, auf denen in Tailfingen die Trikotwaren produziert wurden: 1880 hatte man deren 180 am Ort. Im Jahr 1900 waren es bereits 700, und bis zum Ersten Weltkrieg war die Zahl auf 1800 angestiegen. Dem entsprechend wuchs die Einwohnerzahl, nämlich von 2193 im Jahr 1871 auf 3745 zur Jahrhundertwende bis 5412 im Jahr 1910.

Diese rasante Entwicklung machte einen umfassenden Ausbau der örtlichen Infrastruktur notwendig: So wurden in dieser Zeit fleißig Schulen und Kirchen gebaut, dazu kam 1896/97 die Wasserleitung, es folgten 1901 die Talgangbahn und 1905 das Gaswerk.

Das alte Rathaus konnte da nicht mithalten. Die Tailfinger hatten in den 1850er Jahren ein Bauernhaus gekauft, um es, bescheiden, wie sie waren, als Rathaus umzunutzen. Die Wohnräume wenigstens; der Stall war weiterhin dem lieben Vieh vorbehalten, und zwar der Farrenhaltung.

Wie bescheiden die Wohnverhältnisse im Tailfingen der damaligen Zeit waren, das sei an dem Baugesuch des Stiftungspflegers Mathias Bitzer aus dem Jahre 1859 demonstriert. Zur Verfügung standen vier Räume: eine Wohnstube, zwei Schlafkammern und eine Küche. Wenn man die alten württembergischen Längenmaße des Grundrisses in Meter umrechnet, so ergeben sich für jede Schlafkammer 8,5 m², für die Stube 15 m² und für die Küche 10 m², also insgesamt 42 m². Die anderen rund hundert Tailfinger Handwerker- und Bauernhäuser aus der Zeit von 1820 bis 1870, deren Grundrisse im Stadtarchiv Albstadt erhalten sind, unterscheiden sich in der Zahl und Art der Räume wie auch in den Ausmaßen kaum von dem hier ausgewählten Beispiel.

Vier Räume dürfte die Tailfinger Ortsverwaltung also zu ihrer Verfügung gehabt haben, mit rund 42 m². Kein Wunder, dass die Tailfinger Gemeinderäte 1896 der Meinung waren, dies sei auch schon vor der Industrialisierung viel zu wenig gewesen, zu einer Zeit, als der Ort nicht mehr als 1900 Einwohner zählte. Dass der gegenwärtige Zustand absolut unerträglich war, darüber bestand bei allen Gemeinderäten vollkommene Übereinstimmung. Alsbald folgten die ersten konkreten Schritte in Richtung Neubau: Ein zentral gelegenes Anwesen wurde gekauft, die darauf stehenden Gebäude abgerissen, und der Oberamtsbaumeister Heinz aus Balingen beauftragt, Pläne und Kostenvoranschläge auszuarbeiten.

In der Gemeinderatssitzung am 15. April 1898 stellte Heinz dem Tailfinger Gemeinderat vier verschiedene Projekte vor: Erstens einen Backsteinbau mit drei Stockwerken – Kostenpunkt: 38 000 Mark; zweitens einen Fachwerkbau, vollkommen verschindelt, mit denselben Ausmaßen, Kostenpunkt 34 500 Mark; drittens einen zweistöckigen Backsteinbau, der einen Aufwand von 30 000 Mark verursachen würde, und viertens einen zweistöckigen Fachwerkbau zu 26 800 Mark.

Diese Beträge kommen uns vielleicht recht bescheiden vor, aber wir müssen im Auge behalten, dass sich der Geldwert in den vergangenen hundert Jahren gewaltig verändert hat, und zwar in einem Verhältnis von ganz grob 1:100 bis 1:150, je nach Kaufobjekt. So war damals – beispielsweise – eine schöne Kommode bereits für zwölf Mark zu haben oder eine Schere für nicht mehr als 20 Pfennig. Nach Einschätzung des Albstädter Baudezernats würde die Herstellung dieses Gebäudes gegenwärtig auf zirka sechs Millionen DM kommen.

Es stellt sich jetzt noch die Frage, ob eine Summe der genannten für eine repräsentative Immobilie im damaligen Tailfingen eher als hoch oder eher als niedrig eingeschätzt wurde. Nehmen wir zum Vergleich das Tailfinger Gasthaus zum Rössle, ein ansehnliches, aber nur im Giebel dreistöckiges Gebäude aus Stein- und Riegelmauerwerk, das mitsamt

Bräuerei, Branntweinbrennerei, Backofen, gewölbtem Keller und ausgedehnten Lagerräumen 1899 für 55 800 Mark den Besitzer wechselte. Ein Betrag zwischen 26 800 und 38 000 Mark für ein neues Rathaus, so möchte man meinen, bewegt sich demnach durchaus in ortsüblichem Rahmen.

Die Gemeinderäte gaben zunächst einem dreistöckigen Gebäude den Vorzug. Ausschlaggebend hierfür war die Überlegung, dass der Ort im Wachsen begriffen war und dass zudem auch Raum für öffentliche Veranstaltungen geschaffen werden sollte, wie beispielsweise Versammlungen oder die alljährliche Militärmusterung. Gegen den Fachwerkbau sprach nach Auffassung der Räte starke Reparaturanfälligkeit der Verschindelung und die höheren Beiträge zur Gebäudebrandversicherung.

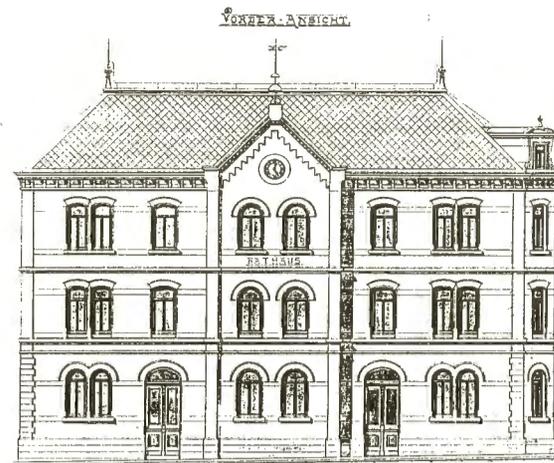
Nachdem also feststand, welche Art von Rathaus man wollte, wurde in der gleichen Sitzung Oberamtsbaumeister Heinz mit der Bauleitung beauftragt und die Bauarbeiten ausgeschrieben. Die Finanzierung bereitete keine großen Probleme, denn die heftig expandierende Textilindustrie brachte stattliche Mengen Gewerbesteuer in die Gemeindekasse, sodass sich Jahr für Jahr beträchtliche Rechnungüberschüsse ergaben.

Mit den Baumaßnahmen dürfte also wenige Wochen nach dem 15. April 1898 begonnen worden sein. Probleme bei der Ausführung hat es offensichtlich nicht gegeben, denn solche hätten sich mit Sicherheit in den Akten niedergeschlagen. Dergestalt ist davon auszugehen, dass der Rohbau vor Einbruch des Winters 1898/99 fertig gestellt war und dass anschließend mit dem Innenausbau begonnen wurde. Am Bau beteiligt waren übrigens italienische Maurer, von denen sich in der Folgezeit einige in Tailfingen niederließen. Mehrere Nachfahren von ihnen leben noch heute im Talgang.

Die Frage ist nun: Wann war das Tailfinger Rathaus fertig gestellt?

Die Unterlagen der Gemeinde geben darüber keine direkte Auskunft. Vergeblich sucht man nach den Spuren einer Feierstunde, einer Festansprache oder eines Festumzugs: keine Rechnung für Getränke, keine Gästeliste, keine Einladungen, nichts, rein gar nichts. So weit zu ersehen ist, sind die Tailfinger Gemeindebeamten ohne weiteres Aufheben in aller Stille vom alten in das neue Rathaus umgezogen. Aber wann genau war das? Im Tailfinger Gemeinderatsprotokoll heißt es zum 2. Juni 1899, dass „in nächster Zeit“ das neue Rathaus bezogen werde. Die Baurechnungen führen etwas näher an den Abschlusstermin heran: Ende Juli und Anfang August häufen sich die Rechnungen für Schreibtische und Sitzmöbel. Dann ist da noch die Rechnung über den Schaukasten, der außen am Rathaus angebracht wurde. Sobald der Schaukasten hängt, so sollte man meinen, ist das neue Rathaus in Betrieb genommen. Aber Pech! Leider hat es der betreffende Handwerker versäumt, das genaue Tagesdatum aufzuschreiben – „August 1899“, das ist alles.

Hilfreicher ist eine Aufstellung der Löhne für die Putzfrauen, die vor dem Einzug in das neue Rathaus den Schmutz der Handwerker beseitigten. In dieser Aufstellung ist gelegentlich angegeben, an welchem Tag die jeweilige Putzleistung erbracht worden war; das jüngste, ge-



nannte Datum ist der 9. August 1899. Freilich ist dieses Datum als Einzugsbeginn nicht zwingend, weil bei verschiedenen Putzfrauen kein Datum angegeben ist. Der Tag, an welchem das neue Rathaus besenrein und einzugsbereit war, könnte deswegen auch der 10., 11. oder meinetwegen auch der 12. August gewesen sein.

Der Beginn des Einzugs ist also bedauerlicherweise nicht mit letzter Sicherheit zu bestimmen. So bleibt denn nur noch eines übrig: Zu überprüfen, wann der Einzug abgeschlossen war. Da die Verwaltungsunterlagen der Gemeinde Tailfingen dazu nichts aussagen, bleibt nur noch, einen Blick in die beiden Ebingener Lokalzeitungen der damaligen Zeit zu werfen, „Der Alb-Bote“ und „Der Neue Alb-Bote“. Eine Durchsicht der August-Nummern könnte aussichtsreich sein.

Und in der Tat: Unter dem 18. August findet sich in beiden Blättern eine fast gleichlautende Mitteilung: „Tailfingen, 17. August. In aller Stille hat sich in letzter Zeit der Umzug vom alten ins neue Rathaus vollzogen...“ Das bedeutet: Am 17. August 1899 war der Umzug definitiv abgeschlossen. Der 17. August kann deshalb als Tag des hundertjährigen Jubiläums gelten.

Literatur:

- Hermann Bizer (Hrsg.), Tailfinger Heimatbuch, Tailfingen 1953.
- Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II, Balingen 1961.
- Peter Thaddäus Lang/Wilhelm Conzelmann, Tailfingen – die Trikotstadt, Albstadt-Tailfingen 1990.

Quellen:

- Stadt Tailfingen, Bauakten, Baukonzessionen 1820–1870
- Stadt Tailfingen, Bauakten, Rathausneubau 1898/99
- Stadt Tailfingen, Gemeinderatsprotokolle 1895–1899
- Stadt Tailfingen, Inventuren und Teilungen Bd. 127, 1898
- Stadt Tailfingen, Gebäudekataster Bd. 1 (Gebäude Nr. 8)
- Der Alb-Bote 1899
- Der Neue Alb-Bote 1899

Dem Leiter des städtischen Hochbauamts, Herrn Harald Müller, danke ich für die freundlich gewährte Auskunft.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

- Dr. Dietmar Färber
Boschstraße 12, 72336 Balingen
- Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
- Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 46

31. Oktober 1999

Nr. 10

Die Einweihung der Lochenhütte

Fortsetzung von „Flattere stolz...“ – Von Dietmar Färber und Hans Geißler

Der zweite Gedenktag gilt der Einweihung der Lochenhütte am 8. Oktober 1899. Schon bei der Einweihung des Schlossfelsenturmes in Ebingen hatte der Stadtbaumeister Sellmer von Balingen als Mitglied des Balinger „Albvereins-Ortsvereins“ zum Besuch der Einweihung der Lochenhütte eingeladen.

„Du bist aus unsrer Berge Mitte
an Reiz geheimem Zauber gleich,
Du Götterstätte! Meine Tritte
lenk ich so gerne in Dein Reich.“

Diese Verse der „Sängerin vom Lochenstein“, Elise Miller, sind dem am folgenden Tag erschienenen Bericht des „Balinger Volksfreund“ über die Einweihung der Lochenhütte am 8. Oktober 1899 vorangestellt.

Mit dieser Einweihung fand ein lange gehegter Wunsch der Balinger Ortsgruppe des SAV seine Erfüllung. Deshalb wurde auch die Einweihung der Hütte aufs Festlichste begangen. Es handelte sich um einen fünf Meter breiten und sieben Meter langen Backsteinbau, mit Zink bedeckt und „nach dem System Findeisen“ blitzsicher gemacht. Das Vereinszeichen in Keuperstein von Bildhauer Koch, Balingen, schmückte schon bei der Einweihung die Hütte. Der Innenraum war an den Wänden holzvertäfelt, der Boden aus Beton und das Ganze war durch einen Tonofen heizbar. Die Grab-, Betonier- und Maurerarbeiten führte die Firma Gebr. Schweizer, Balingen, die Zimmerarbeiten F. Sauter in Weilheim (heute Weilstetten) und die Flaschnerarbeiten Flaschner Ruff, Balingen, aus. Die gesamten Baukosten des vom Balinger Stadtbaumeister Sellmer entworfenen und geleiteten Bauwerks betragen zur damaligen Zeit 2300,- Mark. Über den gleitenden Neuwertfaktor der Versicherungen umgerechnet sind dies nach heutigem Geld etwa 60 000,- Mark.

Die Blätter des Schwäbischen Albvereins (Nr. 11, XI. Jhrg. 1899) berichten unter anderem von den Einweihungsfeierlichkeiten:

Eine stattliche Gesellschaft (aber nicht unübersehbar, wie im „Schwäbischen Merkur“ steht) hatte sich am Sonntag, 8. Oktober, gegen 2 Uhr auf dem Berge zusammengefunden. Während der Fels bisher von Nebeln umschwebt war, brach jetzt die Sonne durch. Wirtschaft war keine da. Nicht aus böser Absicht des Zollergaus, sondern weil der bestellte Wirt nicht Wort hielt und Ersatz keiner beschafft wurde. Die Stimmung über diese Störung der Festordnung war geteilt. Die der Ebinger verrät uns der „Neue Albote“, der schreibt: „Da die wenigsten sich vorher durch ein kräftiges Frühstück stärkten, so entwickelte sich ein ganz tüchtiger Durst und das natürliche Gefühl eines gesunden Hungers machte sich auch so nach und nach geltend.“ Umso angenehmer war das Vorgefühl der Freude über die schöne von Blättern der Umgegend zugesagte Gelegenheit, auf den Höhen der Lochen sich mit guten Speisen und Getränken laben zu können. Aber: „Der Äbler denkt und der Schick vom Ziegelwasen lenkt.“ Als der faustdicke Nebel so nach und nach verschwand, tauchte wohl eine Hütte auf und um dieselbe eine Gruppe von Landbewohnern, deren Mienen nicht viel Gutes ahnen ließen. Man konnte auch sofort in die Hütte eintreten, worin ein riesiger Ofen eine behagliche Wärme ausstrahlte, aber von „Becherklang und Ze-



Heimatkundliche Vereinigung
Balingen e. V.

Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen e. V. sind eingeladen zu der am Samstag, 13. November 1999, um 18.00 Uhr im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen stattfindenden

45. Hauptversammlung

Tagesordnung: **PRÄLUDIUM**

1. Begrüßung
2. Festvortrag
Frau Dr. Ingrid Helber:
Heinrich Schickardt,
herzoglich württembergischer
Baumeister (1558-1634)

INTERMEZZO

3. Rückblick auf das Jahr 1999
4. Ausblick auf das Jahr 2000
5. Kassenbericht
6. Sonstiges

FINALE

Die musikalische Begleitung, gestaltet vom Trio Köhler, Will-Reber und Weber mit Flöte, Violine, Flügel.

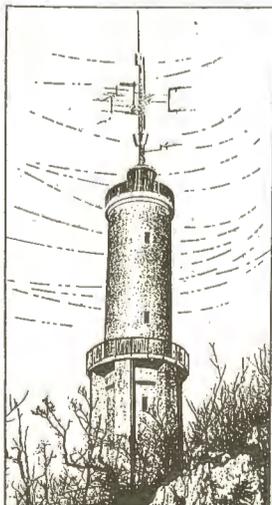
Gäste sind herzlich willkommen.

Der Vorsitzende:
Professor Dipl.-Ing. Christoph Roller

cherfreude“ war nichts zu vernehmen, und das ist für einen deutschen Mann mit deutschem Durst geradezu niederschmetternd. Man schimpfte weidlich auf den Wirt, der die Besucher der Lochen so elend im Stich gelassen. Aber gar bald rang sich doch eine gemütliche

(Fortsetzung umseitig)

„... Ebingen hoch auf dem Schlossfelsenturm“



(Schluss des Rückblicks auf den ersten der zwei „Hundertjährigen“ im Zollernalbkreis).

Der Schlossfelsenturm nach der Ummantelung 1960.

Sechs Jahrzehnte lang hat der Schlossfelsenturm ohne größere Reparaturen allen Unbilden der Witterung getrotzt. Dann war eine Erneuerung nötig. Unter Oberbürgermeister Walther Groz und Stadtbaumeister Oberbaurat Roland Haller erhielt der Turm 1960 durch eine Kaminbaufirma einen Mantel aus Birkenfelder Klinker. Kostenvoranschlag: 12 000 DM. Der Vorschlag dazu kam vom damaligen stv. Vertrauensmann, Stadtrat Münster. Leider verlor der Turm dabei sein schönes, bergfriedartiges Aussehen. Die warme rote Farbe der Sichtziegel musste schließlich vor einigen Jahren einem hellgrauen Verputz weichen, als der Turm – gegen Einwände des SAV u. a. – mit einer sehr hohen Antenne und vielen zusätzlichen Aggregaten bestückt wurde, um der modernen Technik des Mobilfunks zu dienen. Jetzt merken die Ebinger erst, dass sie sich an den roten Turm gewöhnt hatten. Dafür war jetzt die erneute Stabilisierung von Vorteil, der Turm kann wieder ohne Risiko bestiegen werden. Die Aussicht von oben auf Ebingen, den Talgang, die umliegenden Albhöhen und bei klarer Sicht gar auf viele markante Alpengipfel ist so beeindruckend wie vor einhundert Jahren.



Der italienische Bautrupps vor der Bauhütte 1899. Links Giovanna Fontanive, die wirtschaftliche Seele der Bauleute, daneben ihr Mann, der Bautruppführer Angelo Fontanive. Die Nachkommen der Kinder beim Schubkarren leben heute noch in Tailfingen.



1899: Die Bauleute der Lochenhütte präsentieren sich und ihr gelungenes Bauwerk.

Stimmung durch, und um die Ironie des Schicksals drastisch zu beleuchten, sang man gemeinschaftlich das schöne Lied: „Brüder, zu den festlichen Gelagen, hat ein guter Gott uns hier vereint; müssen wir dem Wein und Bier entsagen: 's ist uns wurscht, wenn nur die Sonne scheint. Ist es auch kein Spaß, vallera, ohne Bier vom Fass, vallera, haben wir deshalb noch nicht geweint.“

Beim Beginn der Feier flüsterte eine Dame ihrem Mann ins Ohr: „Da hältst Du aber keine Rede – ohne Bier, sag ich Dir!“ (Aber wenn ich nicht irre, hielt der Herr nachher doch eine Rede). „Die Bierlosigkeit hat zwar dem Festjubiläum Abbruch gethan, sonst aber war sie nicht einmal ohne und bildete eine unfreiwillige Probe davon, wie der Verein im Zeichen des Blauen Kreuzes sich ausnehmen würde. Es war weniger ein Tag des Wanderns, obwohl der Auf- und Abstieg schon in etwa an Albwanderungen

erinnerte (Aufstieg vom Bahnhof Frommern durch Weilheim und über den Wasen empor, Abstieg auf dem gegebenen Weg nach Balingen), es war vielmehr ein Tag des Redens und der Geselligkeit. Nun – drunter hinein und beim Fehlen der Wirtschaft auf der Lochen wars auch so recht, ja sogar anregend.“

Um 2 Uhr erfolgte auf der Anhöhe vor der Schutzhütte die „Festhandlung“. Es würde indes im gegebenen Rahmen zu weit führen, um die Festredner und ihre zum mindesten dem Inhalt nach noch erhaltenen Reden im Einzelnen wiederzugeben. Wir wollen es beim Beginn eines in Vertretung vorgetragenen „poetischen Grußes“ des ehemaligen Pfarrers von Laufen, Dr. Engel, belassen:

*Wie schaust Du doch, mein Lochenstein,
so ernst sonst in die Welt hinein.
Heute geht's auf Dir gar fröhlich zu,
all dieser Berge schönster, Du.
Wie in den Alpen wetterfest,
dem Wanderer winkt ein warmes Nest,
so trägt nun wider Sturmes Graus
auch Deine Stirn ein schützend Haus.*

Der Tag scheint dann doch noch auch ohne Bier gar vergnüglich verlaufen zu sein. Jedenfalls wurde fleißig gesungen und freudig stimmte die Versammlung an: „Preisend mit viel schönen Reden...“ und im Anschluss an ein Schlusswort von Pfarrer Walz (Sein Hoch bringt er dem Deutschen Vaterland und freudig singt die Versammlung): Deutschland, Deutschland über Alles!“ Oberamtsarzt Dr. Hopf hatte ein Gedicht auf den Schwäbischen Albverein verfasst mit der Schlussstrophe:



Die hundertjährige Lochenhütte.

*Die Berg ringsum, ob groß, ob klein,
stimmen alle jubelnd ein,
Wenn ruft die greise Lochen:
Sollst blühen, Schwäbischer Albverein,
Und steh'n wie ich, der Lochenstein,
so fest, so ungebroschen.*

Damit wollen wir unseren Bericht von der Einweihungsfeier der Lochenhütte am 8. Oktober 1899 beenden, von welcher der „Balingen Volksfreund“ abschließend berichtete, dass sie trotz etwas ungünstiger Witterung schön verlaufen sei und zur „Kräftigung des Vereins und seiner Interessen sowie zur Verbrüderung seiner Mitglieder“ beigetragen habe. Im vergangenen Jahr wurde die Schutzhütte einer gründlichen Überholung und Renovierung unterzogen und stellt sich nun zum Jubiläum in neuem Glanz vor.

Quellen:
Blätter des SAV 1899
Festschrift: Ein Jahrhundert SAV Ebingen, 1990
Tageszeitungen von Ebingen und Balingen, 1899

Elektro-Kraut wird Technic-Center

Ein historischer Firmenname verschwindet – Rückblick von Dr. Wilhelm Foth

Bereits vor zwei Jahren, 1997, wurde die Firma Elektro-Kraut von der Bizerba verkauft, da „sie nicht mehr in unsere Unternehmensphilosophie passt“, wie sich Emile Bischette ausdrückte, der damalige Vorsitzende der Geschäftsführung der Bizerba. In diesen Tagen, im September 1999, hat sie vertragsgemäß auch ihren Namen geändert in Technic-Center.

Damit wurde auch äußerlich ein Schlussstrich unter ihre fest 100-jährige Vergangenheit gezogen. So ist es an der Zeit, einen Rückblick zu halten auf ein wichtiges Kapitel unserer Stadtgeschichte.

Wilhelm Kraut kommt nach Balingen

Wilhelm Kraut, der Gründer der Elektrofirma wie auch der Bizerba-Waagenfabrik, wurde am 9. Mai 1875 in Enzweihingen geboren. Nach der Schulentlassung arbeitete er zunächst als Flaschnerlehrling im väterlichen Betrieb und zeigte dabei hohe praktische Fähigkeiten.

Im Jahr 1893 fand Wilhelm Kraut eine Anstellung bei der Firma Siemens und Halske und arbeitete im neu errichteten Elektrizitätswerk Vaihingen/Enz, wo er sich gründliche Kenntnisse in dieser damals neuen Technik erwarb, die die Zukunft entscheidend prägen sollte.

Bereits zwei Jahre später arbeitete Wilhelm Kraut im Auftrag der Firma Reißer/Stuttgart in Nürtingen, wo am Platz einer abgebrannten Mühle ein E-Werk gebaut wurde. Insbesondere lernte Wilhelm Kraut hier das, was man heute Marketing nennt, nämlich neue Kunden für diese neue Technologie zu gewinnen.

Im Jahre 1900 kommt Wilhelm Kraut nach Balingen. Hier hatte der Besitzer der Stadtmühle, auch Gießmühle genannt (es handelt sich um das heutige Naturfreundehaus unter-

halb des Au-Stadions), Heinrich Walter, dessen Mühle 1895 beim großen Hochwasser vernichtet worden war, sich entschlossen, in seiner neuen Mühle künftig elektrischen Strom zu erzeugen. Ebenso stellte er in einem Gebäude an der Ecke von Sting- und Eyachstraße ein 40-PS-Lokomobil auf, um durch Dampfkraft ebenfalls elektrischen Strom zu erzeugen. Am 20. November 1896 konnte seine „Elektrische Zentrale“ ihren Betrieb aufnehmen.

So erfolversprechend der Markt für den elektrischen Strom auch zu sein schien, so geriet doch Walter bald mit der neuen Technik und mit der Finanzierung in große Schwierigkeiten. Deshalb suchte er einen erfahrenen Mann, der ihm aus der Patsche helfen sollte. Auf eine entsprechende Zeitungsanzeige meldete sich Wilhelm Kraut: Sofort wurde er eingestellt.

Wilhelm Kraut gelang es durch geschicktes Verhandeln von seinem bisherigen Arbeitgeber, der Firma Reißer, einem der führenden Elektrobetriebe des Landes, einen größeren Kredit für die Balingen Firma zu erhalten. So konnte das gesamte Balingen Leitungsnetz mit höheren Profilen ausgelegt und damit die Stromversorgung wesentlich verbessert werden, sowohl für den Licht- wie für den Kraftstrom. Dies wiederum führte zu einer wesentlich größeren Nachfrage nach Anschlüssen. Da das Werk Walter selbst die Installation der neuen Leitungen und die Einrichtung der neuen Licht- und Kraftanlagen vornahm, entstand hier für das E-Werk, neben dem Stromgeld, eine neue wichtige Einnahmequelle.

Anfang 1905 kündigte Wilhelm Kraut im E-Werk. Im April 1905 heiratete er und trat in den Handwerksbetrieb seines Schwiegervaters Andreas Bizer ein, der seit 1868 Waagen herstellte. Im März 1906 kaufte Wilhelm Kraut diese Waagenwerkstatt für 26 000 Mark.

Das städtische Elektrizitätswerk entsteht

Nach dem Weggang Wilhelm Krauts war das E-Werk Walter erneut ins Schlingern geraten, da seine finanzielle Basis angesichts der anstehenden großen Investitionen viel zu gering war. Deswegen verkaufte Walter sein Werk, nämlich die Stadtmühle und das E-Werk in der Stingstraße (an der Stelle der heutigen Tiefgarage des Arbeitsamtes) an die Stadt Balingen. Das war die Geburtsstunde für das Städtische Elektrizitätswerk, aus dem die heutigen Stadtwerke hervorgingen.

Im Zuge dieses Übergangs wurde das Recht, Elektro-Installationsarbeiten auszuführen, das bis dahin allein beim E-Werk gelegen hatte, an jeden Elektromeister freigegeben. Zu diesen gehörte auch Wilhelm Kraut, der diesen Titel übrigens nicht durch eine Meisterprüfung erhalten hatte, sondern auf Grund seiner hervorragenden Zeugnisse, die ihm die Firma Reißer bei seinem Weggang von Vaihingen ausgestellt hatte und die die Handwerkskammer übernommen hatte.

Wilhelm Kraut hatte also von 1908 an zwei berufliche Standbeine: Die Waagenfabrikation, die er von seinem Schwiegervater übernommen hatte, und das Elektrogeschäft, das er jetzt als Selbstständiger fortführte.

Große überörtliche Aufträge

In den nächsten Jahren baute die Firma von Wilhelm Kraut nicht nur in Balingen das Stromnetz stark aus, sondern sie war in der ganzen Umgebung tätig. Im Jahr 1908 erhielt Wilhelm Kraut den Auftrag, für das in der Mühle zu Dietenstaig neu zu errichtende Überlandwerk Eppler sämtliche Arbeiten auszuführen, die mit der Einrichtung elektrischer Licht- und Kraftanlagen in Ostdorf, in Endingen, Erzingen, Dotternhausen, Dormettingen und Schömberg notwendig waren.

Im Jahr 1911/12 – es war die Zeit angebrochen, da überall im Lande große E-Werke entstanden – wurde auch in Aistaig bei Oberndorf ein solches Werk zur überörtlichen Versorgung gebaut. Dabei erhielt die Firma von Wilhelm Kraut den Auftrag, in rund 20 Orten die Anlagen für elektrisches Licht und elektrische Kraft einzurichten. Während des Ersten Weltkrieges musste Wilhelm Kraut eine Hochspannungsleitung von Aistaig zu den Mauserwerken in Oberndorf, einer der wichtigsten deutschen Waffenschmieden, bauen. Ebenso hatte er zu vier Ortschaften auf den Großen Heuberg eine Hochspannungsleitung zu installieren sowie Transformatorenhäuser, Ortsnetze und alle Licht- und Kraftanlagen zu bauen.

Daneben hatte sich der Waagenbau günstig, wenn auch nicht so stürmisch wie das Stromgeschäft, entwickelt: So hatte Wilhelm Kraut 1906 bei der Geschäftsübernahme einen Arbeiter und zwei Lehrlinge in seiner Waagenwerkstätte. Im Jahr 1918 bei Kriegsende beschäftigte er dagegen 20 Arbeitskräfte in der Waagenfabrik und rund 30 auf Elektromontage. Die elektrotechnische Seite war also deutlich wichtiger als der Waagenbau. Das Elektroin-

stallationsgeschäft finanzierte geradezu den Waagenbau, der große Kapitalien erforderte.

In den Jahren der Inflation freilich fiel das Elektrogeschäft deutlich hinter den Waagenbau zurück, für den sich auf Grund neuer Eichgesetze ganz neue Perspektiven ergeben hatten.

Von entscheidender Bedeutung war, dass in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg die vielen mehr örtlich ausgerichteten Unternehmen den ungeheuer steigenden Bedarf an elektrischer Energie nicht mehr decken konnten: Die örtliche Erzeugung aus Wasserkraft war zu gering, die aus Kohle zu teuer. So schlossen sich nach und nach immer mehr Versorger zu großräumigen Netzen zusammen und ergänzten ihre Eigenerzeugung durch Strombezug von Überlandwerken, die sich 1939 zur Energieversorgung Schwaben zusammenschlossen. Diese großen Werke bauten dann auch in Eigenregie die großen Hochspannungsleitungen und die Umspannwerke.

Elektro-Kraut wird zum Einzelhandelsgeschäft

Wilhelm Kraut behielt, trotz der geänderten Verhältnisse, neben der Bizerba-Waagenfabrik sein Elektrogeschäft bei, allerdings nicht mehr auf überörtlicher Basis. Zwar spielte der elektrische Anschluss von Neubauten für seine Firma immer noch eine wichtige Rolle, doch trat dazu immer stärker der Ladenverkauf von elektrischen Geräten und Elektroartikeln.

Das waren zwischen den beiden Weltkriegen neben Beleuchtungskörpern zunächst Elektroherde, Staubsauger, Föhne, Radios und die ersten Kühlschränke. Nach dem Zweiten Welt-

krieg trat eine ungeheure Erweiterung des Sortiments ein: Die gesamte Unterhaltungselektronik, die „Weißware“ für Küche und Haus, die unzähligen Elektrogeräte für den Haushalt und nicht zuletzt die elektrischen Spielzeugsbahnen.

Dieses Elektrogeschäft wurde, neben dem Hauptbetrieb der Bizerba, auch nach dem Tod seines Gründers im Jahr 1957 aus Familientradition fortgesetzt, zunächst von seinem Sohn, dann von seinem Enkel.

Es ist nicht verwunderlich, dass auf Grund des wachsenden Angebotes die Ladenfläche des Elektro-Kraut immer mehr erweitert werden musste, zunächst in der Friedrichstraße, ab 1964 zusätzlich in der Oberen Kirchstraße. Dazu trat 1989 der Mega-Mark im damaligen Hobbyland. Aber Personalkosten und Gesamtumsatz standen in immer größerem Missverhältnis. Der Umzug in einen Neubau auf der „Grünen Wiese“, d. h. der Bau eines modernen Elektrofachmarktes vor den Toren der Stadt war auf Grund des Balingener Marktgutachtens nicht möglich.

Deshalb erfolgte 1995 der Umzug in das völlig umgebaute Baltrik-Gebäude in der Bahnhofstraße. Nach dem plötzlichen Tod von Günther Kraut im selben Jahr verkaufte die Bizerba zwei Jahre später, 1997, das Elektrogeschäft. Jetzt verliert dieses seinen angestammten, fast 90-jährigen Namen: Eine lange Tradition ist zu Ende gegangen.

Literatur:

Paul Albert, Wilhelm Kraut
Vom Flaschnerbuben zum Professor,
Bäd.-Württ. Verlagsanstalt Banholzer & Co.
Stuttgart – Rottweil 1956

100 Jahre Stadtwerke Balingen, Balingen 1996

Der Landkreis Balingen

Amtliche Kreisbeschreibung Bd. 1, S. 589 f.

Balingen 1960 und 1961 Bd. 2, S. 43 ff.

Neue Serie / 3. Gesamtfolge

Volkstümliche Überlieferungen und Sagen

Zu den Höhlen, Stollen und anderen unterirdischen Hohlräumen der Zollernalb und ihres Vorlandes – Von Jürgen Scheff

(Noch) ALBSTADT-TAILFINGEN

4. „S Bodalaos Brönnle“

„E' Emra ist ällamola ‚Bodalaos Brönnle‘ gsei. De alta Leut hao'd ender gsait, wenn ma' deet nei'fall, no komm ma'z Bitz ondr-ama Steagle wieder raus. (BIZER 1953, S. 509).

ALBSTADT-TRUCHTELFINGEN

1. Bernlochhöhle (Hoher Fels in Bernloch)

Die unscheinbare Kleinhöhle auf dem Degerfeld zwischen Truchelfingen und Bitz erbrachte ur- und frühgeschichtliche Funde.

a) Ein Gockelhahn, den man im „Hohlen Fels“ im Waldbezirk Bernloch hineingelassen habe, sei im Tennental bei Truchelfingen wieder herausgekommen (PFÄFFLE 1900/01, S. 11).

b) Im Tennental gibt es zahlreiche Spalten und Höhlen. In eine solche Höhle hat man einmal einen Gockelhahn hineingelassen, dann ist er aus dem Hohlen Felsen in Bernloch wieder herausgekommen (BIZER 1953, S. 511).

2. Hüttenkirchle (Hexenküche)

Unweit der Bernlochhöhle befindet sich auf einer markanten, heute leider bewaldeten

Felskuppe der kleine Felsüberhang des Hüttenkirchles, von welchem urgeschichtliche Funde bekannt sind.

a) „Als in früheren Zeiten noch das Vieh ausgetrieben wurde, haben sich die Hirten am Sonntag in der Wölbung versammelt und Kirche gehalten; daher der Name Hüttenkirch.“ (PFÄFFLE 1900/01, S. 12).

b) „Den Namen soll der Hügel und seine am

Osthang gelegene Felsengrotte aus der Zeit des Interims- oder Dreißigjährigen Krieges her haben, als die Grotte den ihres Glaubens wegen Bedrängten zur geheimen Abhaltung ihrer religiösen Versammlungen gedient hatte.“ (OAB 1880, S. 539; A. A. 1929, S. 8).

3. Höhle im Veitlesfelsen

Der Veitlesfelsen im Tennental birgt eine geräumige, aber schwer zugängliche Höhlenkammer.

a) Im Dreißigjährigen Krieg habe ein Mann namens Veit eine Kuh in der Höhle versteckt. Soldaten haben dann den Mann mit den Füßen an einen Baumstamm gebunden und seinen Kopf in einen Ameisenhaufen gesteckt, um von ihm zu erfahren, wo er seine Kuh verborgen habe. Plötzlich habe die Kuh gebrüllt und so ihr Versteck verraten, worauf die Soldaten den Mann losließen und mit der Kuh weiterzogen. (PFÄFFLE 1900/01, S. 12).

b) Andere sagen, der Mann habe sich während der Kriegszeit mit seiner Kuh in der Höhle vor den Schweden verborgen, bis wieder ruhigere Zeiten einkehrten. (BIZER 1953, S. 511).

BALINGEN

1. Ruine Hirschberg

Nur einige Befestigungsgräben zeugen noch von dieser ehemaligen Zollernburg, von der keinerlei schriftliche Quellen zeugen.

a) „Vom Hirschberg bei Balingen, wo ehemals zwei Schlösser gestanden haben, begleitet die Fuhrleute oft ein kleines Männlein bis Frommern und spricht dabei beständig von

den Schätzen, die auf dem Hirschberg noch begraben liegen.“ (MEIER 1852, S. 82).

b) Zum „Trösterle“ auf dem Binsenbohl hinauf gingen einmal zwei alte, arme Weiblein, um Leseholz zu sammeln. Sie klagten über ihre Armut und malten sich aus, wie schön es wäre, wenn sie reich wären. Da stand plötzlich vor ihnen ein reich geschmücktes Fräulein, umstrahlt von goldenem Schein. Freundlich redete es die alten Weiblein an und erzählte ihnen, es sei ein Burgfräulein vom Hirschberg, das wegen schwerer Sünde keine Ruhe finden könne. Doch könne es erlöst werden, wenn jemand den Mut finde, mit ihr in den Berg zu gehen. Unermessliche Schätze an Silber und Gold werden der Lohn dafür sein.

Den Weiblein wurde es unheimlich. Als sie sich umschauten, erblickten sie einen riesigen schwarzen Pudel mit langer, roter Zunge und feurigen Augen. Da packte sie lähmendes Entsetzen. Mit letzter Kraft liefen sie nach Hause, wo sie alsbald erkrankten und nach einigen Tagen starben. Das Burgfräulein aber wehklagte und weinte, weil es nun wieder lange Zeit ruhelos umherirren müsse, bis sich endlich jemand finde, der es erlöst. Wer einsam in stiller Geisterstunde im „Trösterle“ weilt, kann sein Wehklagen hören. (LANDERER 1992, S. 840).

c) Von der Burg Hirschberg führte einst ein unterirdischer Gang zur Schalksburg. (JETTER 1915, Sp. 39).

d) „Auf dem Hirschberge bei Balingen, da wo früher das alte Schloss gestanden, wächst an einer bestimmten Stelle alljährlich ein Bren-

Österreich in Schwaben: Ein Abriss der Geschichte Vorderösterreichs

Von Dr. Andreas Zekorn, Balingen – 2. Teil

Hausmachtinteressen gegen Reichspolitik

Als der Nachfolger Albrechts, Erzherzog Sigmund, von Kaiser Friedrich III., der sein Onkel war, verlangte, dass der Kaiser das alte Herzogtum Schwaben erneuern und ihm verleihen solle, lehnte dies Friedrich ab. Habsburg wäre dadurch zur ersten Macht in Schwaben geworden. Die Hausmachtspolitik widersprach aber hier, wie noch häufiger in den folgenden Jahrhunderten, der kaiserlichen Politik, der Stellung des Kaisers als Reichsoberhaupt, den anderen Zielen und Vorstellungen kaiserlicher Pflichten und Rechte. Der Reichspolitik wurde oftmals Vorrang vor den eigenen Hausmachtinteressen eingeräumt.

Dennoch konnten die Habsburger in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts die territorialen Verluste in Folge der eidgenössischen Siege einigermaßen ausgleichen. Erworben wurden etwa die Landgrafschaft Nellenburg (1465) oder die Landvogtei Schwaben (1486), zurückgeholt wurden 1535 die Grafschaften Sigmaringen und Veringen. Letztere vergab Kaiser Karl V. sogleich wieder als Lehen, gegen erhebliche Geldzahlungen, an Graf Karl von Zollern.

Eine Wende in der habsburgischen Territorialpolitik hätte der Erwerb Württembergs bedeuten können. 1519 überfiel Herzog Ulrich ohne Grund die Reichsstadt Reutlingen, worauf ihm der Schwäbische Bund als Friedbrecher den Krieg erklärte und das Herzogtum eroberte. Gegen Erstattung der Kriegskosten trat der Schwäbische Bund das Herzogtum an Kaiser Karl V. ab, der es seiner Verwaltung unterstellte. Wenn es Habsburg gelungen wäre, sich Württemberg auf Dauer zu sichern, hätte es zu der zentralen Macht im süddeut-

schen Raum werden können. Zugleich hätten Württemberg und die gesamten Vorlande zu einer Brücke zwischen Tirol und dem von Kaiser Maximilian erheirateten Burgund werden können. Österreich gelang es jedoch nicht, die Bevölkerung Württembergs auf seine Seite zu ziehen. Auch scheute der Kaiser letztlich vor dem reichsrechtlich bedenklichen Schritt zurück, einem Fürstenhaus auf Dauer ein Fürstentum zu entziehen. So wurde Württemberg nur halbherzig verteidigt, als Ulrich zu dessen Rückeroberung ansetzte, die ihm 1534 gelang. Im Vertrag von Kaaden behielt sich Habsburg lediglich die Oberlehenherrschaft über Württemberg vor. Reichspolitik hatte erneut Vorrang vor Hausmachtinteressen.

Die Besitzungen Habsburgs im deutschen Südwesten blieben damit ohne einigendes Band, zwischen dem Breisgau und Vorarlberg lagen jeweils nur habsburgische Herrschaftsprengsel.

Einen weiteren Einschnitt in der Entwicklung Vorderösterreichs brachte der Westfälische Friede 1648. Damals gingen der gesamte Sundgau und große Teile des Oberelsaß an Frankreich verloren. Der Breisgau bildete nun die unmittelbare Grenze des Deutschen Reichs zum Nachbarn Frankreich.

Brechen wir an dieser Stelle mit der Übersicht über die Entwicklung des vorderösterreichischen Gebietes ab. Hingewiesen sei darauf, dass Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch kleinere Erwerbungen tätigen konnte, so etwa die Herrschaften Tettngau, Argen und Schomburg von den Grafen von Montfort oder Wasserburg von den Fuggern.

Die Verwaltung Vorderösterreichs

Gehen wir über zur inneren Struktur und verwaltungsmäßigen Gliederung der Vorlande. Das Gebiet, das der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, als dem für Vorderösterreich zuständigen Verwaltungsorgan unterstellt war, gliedert sich in drei territorial und verfassungsmäßig zu unterscheidende Komplexe, wenigstens bis zu den theresianischen Reformen um 1752:

1. Vorarlberg: das Gebiet westlich des Arlbergs bis zum Rhein. Vorarlberg unterstand direkt der Innsbrucker Regierung und hatte eine eigene landständische Repräsentation in Feldkirch. Die Entwicklung dieses Gebiets sei in den nachfolgenden Ausführungen ausgeklammert.

2. Schwäbisch-Österreich: das waren die vorderösterreichischen Besitzungen von der Markgrafschaft Burgau im Osten bis zum Schwarzwald (Grafschaft Hohenberg) und dem Hegau (Landgrafschaft Nellenburg). Schwäbisch-Österreichisch war äußerst heterogen. Gemeinsam war ihm, dass es ebenfalls unmittelbar der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck unterstand und dass die Untertanen auf den schwäbisch-österreichischen Landtagen repräsentiert waren, worauf nochmal zurückzukommen sein wird.

3. Vorderösterreich im engeren Sinne: Dies waren die gesamten im Bereich des Hoch- und Oberrheins einschließlich des Schwarzwalds und der Baar gelegenen Herrschaften und Städte, also beispielsweise Triberg, Schramberg, Villingen, das Kloster St. Blasien, der Breisgau, die Hochrheinstädte sowie der Sundgau und das Oberelsaß bis 1648. Das Gebiet zeichnete sich durch eine relativ starke Geschlossenheit aus. Es unterstand der Innsbrucker Regierung nur mittelbar. Vielmehr

hatte es zunächst in Ensisheim im Oberelsaß seine eigene Regierung und Kammer. Bei dieser Ensisheimer Regierung war auch der Sigmaringer Markus Roy als Advokat tätig, also der spätere Heilige Fidelis.

Als nach dem Dreißigjährigen Krieg das Elsaß verloren gegangen war, wurde die vorderösterreichische Regierung nach Freiburg verlegt. Dort hatten auch die vorderösterreichischen Landstände seit 1651 ihren Sitz. Ihr Versammlungsort, das Haus des Ritterstandes am Freiburger Marktplatz kann noch heute besichtigt werden. Diese Landstände waren bereits um 1432/38 entstanden.⁷⁾

Wenn also von Vorderösterreich die Rede ist, zumindest bis zu den theresianischen Reformen 1752, ist eigentlich immer zu unterscheiden, ob Vorderösterreich im engeren Sinne, also die zuletzt beschriebenen Herrschaften, gemeint ist oder das gesamte österreichische Gebiet im Südwesten, die Vorlande.

Obwohl Vorderösterreich ein herrschaftliches Konglomerat war, wie es Karl Siegfried Bader ausdrückte, besaß es doch als das „älteste Patrimonium“ des Hauses Habsburg, als Heimat des Hauses ein besonderes Gewicht. Allerdings waren die „zusammengeklauten und gestuckten“ Ländereien, wie sie von Erzherzog Ferdinand II. bezeichnet wurden, nicht leicht zu regieren und zu verwalten, wie man sich unschwer vorstellen kann. Seit dem 15. Jahrhundert galten sie verwaltungsmäßig als der Grafschaft Tirol „zugetan und inkorporiert“. Von Tirol aus erklärt sich auch ihre Bezeichnung als die „vorderen Lande“.

Die Vorlande unterstanden der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, wie bemerkt, mittelbar (Vorderösterreich), und unmittelbar (Schwäbisch-Österreich). Vorgesetzt war der o. ö. Regierung der Geheime Rat in Innsbruck. Von 1564 bis 1665 war dieser Geheime Rat das oberste Regierungsgremium des Erzherzogs. In dieser Zeit gab es eine eigene erzherrzogliche Linie, welcher die Vorlande unterstanden. Damals wurden die österreichischen Interessen in besonderem Maße wahrgenommen. Danach bildeten wieder die Behörden in Wien bzw. der Kaiser in seiner Eigenschaft als Erzherzog die oberste Spitze.

(Schluss in der nächsten Ausgabe)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Dietmar Färber
Boschstraße 12, 72336 Balingen

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Hans Geißler
Schützenstraße 37, 72458 Albstadt-Ebingen

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Albkuriers“.

(Forts. „Überlieferungen“ / 3. Gesamtfolge)

nesselmann mit ausgestreckten Armen und Beinen. Man hat die Nesseln schon mehrmals ausgerottet; allein es wachsen dann jedes Mal neue und bilden immer dieselbe Figur.“ (MEIER 1852, S. 312/313). Unter ihnen soll ein böser Burgherr, der besonders gerne den Mädchen der Gegend nachstellte und wegen seiner Untaten ermordet wurde, begraben sein. (BIZER 1958, S. 210).

BALINGEN-DÜRRWANGEN

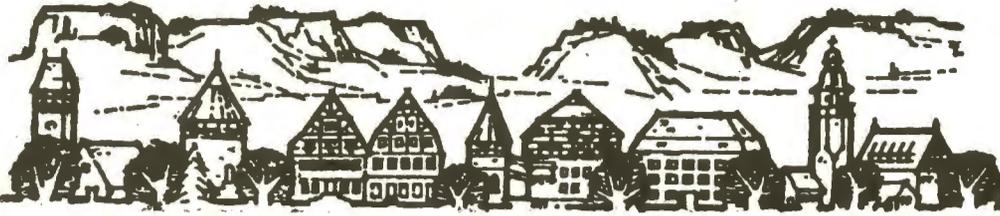
1. Wolfsloch

a) „Zwischen Dürrwangen und Frommern, unfern der Banscheide, ist das sogenannte **Wolfsloch** zu bemerken, eine längliche Grube, ungefähr 15 Klaftern in der Länge und 10 in die Tiefe, die aus lauter Kiesboden besteht, und das von dem oben gelegenen flachen Ackerfeld sich sammelnde Wasser auffängt und durchfließen lässt, und unerachtet es sonst trocken ist, die untengelegenen Ackerfelder mit Kies überschwemmt.“ (RÖSLER 1788, S. 178).

BALINGEN-ENDINGEN

1. „Unterirdischer Gang“

a) Die Sage berichtet von einem unterirdischen Gang zur nördlich an der Kirchhofmauer gelegenen, spätmittelalterlichen Franziskanerinnenklause (OAB 1880, S. 359). Beim Entfernen von Fußbodenplatten im Chor während der Reovierung der Kirche im Jahr 1930, wurde der Anfang des unterirdischen Ganges tatsächlich freigelegt. (GAISER 1993 a, S. 281; GAISER 1993 b, S. 56).



Österreich in Schwaben: Ein Abriss der Geschichte Vorderösterreichs

Nach zwei Folgen hier der Schluss – Von Dr. Andreas Zekorn, Balingen

Die einzelnen vorderösterreichischen Städte und Herrschaften wiederum standen in höchst unterschiedlichen Arten zur Innsbrucker Regierung in Beziehung. In den sogenannten Kameralherrschaften übten die Habsburger sämtliche Herrschaftrechte, wie hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Wehr- und Steuerhoheit oder die Grundherrlichkeit und die gesamte Verwaltung selbst bzw. durch ihre Beamten aus.⁹⁾ In diesen Orten besaß Habsburg die vollkommene und unmittelbare Landeshoheit.

Gegliedert waren die habsburgischen Besitzungen in Ämter (14. Jhd.), später Vogteien, die zunächst zu Amtsrecht, später als Lehen oder Pfand vergeben wurden. Aus einzelnen Vogteien wuchsen für größere Gebiete Landvogteien heraus. Nur Vorderösterreich im engeren Sinne wuchs aber zu einer Verwaltungseinheit zusammen, die zunächst einem Landvogt, später einer kollegialen Regierung in Ensisheim bzw. Freiburg unterstand. Demgegenüber zerteilten die vorarlbergischen und schwäbisch-österreichischen Besitzungen in einzelne Oberämter, Landvogteien und Obervogteiämter.⁹⁾

Daneben gab es aber zahlreiche Herrschaften, die im Eigentum, Lehen oder Pfandbesitz von Klöstern, Stiften oder Adligen standen. Diese hatten dann die einfache Gerichts- und Verwaltungshoheit inne, waren aber der mittelbaren Landeshoheit der Erzherzöge von Österreich untergeben und mit den unmittelbaren österreichischen Herrschaften zu Steuer und Wehraufgebot verpflichtet. Im Breisgau waren es beispielsweise 10 Klöster und 12 Adelsgeschlechter.¹⁰⁾

Es gab also – zusammenfassend gesagt – in den vorderösterreichischen Gebieten a) unmittelbar österreichische Herrschaften, wie die Grafschaft Hohenberg, b) landsässige Städte, die zum Teil zu den einzelnen Ämtern gehörten, wie etwa Schömberg oder Rottenburg, c) landsässige Klöster, wie z. B. Wald, Habsthal oder Heiligkreuztal in der Landgrafschaft Nellenburg oder St. Blasien im Breisgau und d) landsässigen Adel, aber auch Herrschaften, die Angehörigen der Reichsritterschaft oder des reichsständischen Adels gehören konnten.¹¹⁾

Verdeutlichen wir diese komplizierte Lage anhand von einigen Beispielen: die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen waren Reichsstände, wesentliche Teile ihres Herrschaftsgebiets hatten sie jedoch als österreichische Lehen inne. Dies waren u. a. die Grafschaften Sigmaringen und Veringen sowie die Herrschaft Wehrstein. Das Kloster Wald zählte ab 1768 zu den landsässigen Klöstern in der Grafschaft Nellenburg. Die Untertanen in den genannten Herrschaftsgebieten wiederum bildeten zumindest zeitweilig eigene Stände auf den schwäbisch-österreichischen Landtagen.

Ein weiteres Beispiel: die Freiherren von Ulm zu Erbach hatten die Herrschaften Kallenberg (Hauptort Nusplingen) und Werenwag (Heinstetten u. a.) ab 1722 als Mannlehen inne. Die Freiherren von Ulm zählten zum österreichischen landsässigen Adel, und die Mitglieder der Familie standen vielfach in österreichischen Verwaltungsdiensten.

Zur Verdeutlichung der Verwaltungsstrukturen innerhalb der einzelnen Kameralherrschaften sei das Beispiel Hohenberg angeführt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil hier die Zöllner über lange Jahre hinweg eine wichtige Position inne hatten. Oberster Beamter zur Verwaltung der Grafschaft war der Vogt, später Landvogt, der als Hauptmann zugleich die militärische Führung inne hatte. Die Bezeichnung Hauptmann verdrängte bis in 17. Jahrhundert den Begriff „Landvogt“.

Dieses Amt befand sich seit Ausgang des 15. Jahrhunderts quasi in Erbpacht nacheinander in der Hand von drei Familien: den Grafen von Zollern (1488 – 1606), den Freiherren von Hohenberg und den Freiherren von Ulm. Statthalter vertraten den häufig ortsabwesenden Hauptmann. Zur Verwaltung gehörte ferner ein kleinerer Beamtenstab, u. a. mit dem Marschall für das Finanzwesen und den Steuereinzug und dem Landschreiber. Schultheiß und Magistrat von Rottenburg waren für die Rechtsprechung zuständig. In sich war die Grafschaft Hohenberg wiederum in die niedere und obere Herrschaft Hohenberg gegliedert. Hinzu kamen noch die Herrschaften Oberndorf und Schramberg und im Laufe der Zeit weitere Gebiete, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Ähnlich wie in der Grafschaft Hohenberg waren die Verwaltungen der größeren habsburgischen Gebiete, wie die Landvogtei Schwaben oder die Landgrafschaft Nellenburg strukturiert. Diese Verwaltungen waren für vergleichbar disparate Gebiete zuständig. Für die Grafschaft Sigmaringen war beispielsweise das Oberamt Stockach der Landgrafschaft Nellenburg, zumindest zeitweilig, zuständig.

Die Verwaltungsorganisation Vorderösterreichs war, wie wir gesehen haben, so kompliziert und heterogen wie das Gebiet, für das sie zuständig war. Einen wesentlichen Versuch zur Straffung und Zentralisierung der Verwaltung unternahm Maria Theresia. Auslöser war der Schock der beiden Niederlagen in den Schlesischen Kriegen. Die Maßnahmen der Kaiserin werden unter dem Stichwort „Theresianische Reformen“ zusammengefaßt. Die Verwaltungsreform trennte die Vorlande insgesamt von Innsbruck. Vorderösterreich erhielt 1752 eine „Repräsentation (des Landesherren) und Kammer“ (für Verwaltungssachen)

in Konstanz und eine „Regierung“ für Justiz- und Lehenssachen in Freiburg. 1759 wurden die beiden Oberbehörden in Freiburg vereinigt.¹²⁾ Vorarlberg war bis 1782 ebenfalls diesen Behörden unterstellt. Freiburg mit seiner Universität war nun das Zentrum. Der breisgauische Adel und die breisgauischen Prälaten wurden zur sozial tragenden Schicht in Vorderösterreich.¹³⁾

Bei den theresianischen Reformen wurden zugleich personale Umstrukturierungen der Oberämter und Erweiterungen ihres Zuständigkeitsbereichs vorgenommen.¹⁴⁾ Wichtig hervorzuheben ist zudem die Neugestaltung des Schulwesens, die unter Maria Theresia begonnen und unter Josef II. fortgesetzt wurde.

Bei den weiteren Reformen unter Josef II. wurde vor allem das Gerichtswesen neu geordnet, Folter und Leibeigenschaft abgeschafft sowie auf kirchlichem Gebiete reformiert. Im Bereich der Freiburger Regierung wurden 5 Männer und 28 Frauenklöster aufgehoben, darunter die beiden Franziskanerinnenklöster Laiz und Gorheim. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen erwarb die meisten Güter der Klöster. Nicht aufgehoben wurde das Dominikanerinnenkloster Binsdorf. Die Regierung versuchte jedoch, die Klosterfrauen, die als „tote Körper“ betrachtet wurden, zu nutzbringender Tätigkeit anzuhalten. Die Nonnen lehnten es in diesem Zusammenhang jedoch ab, eine Handarbeitsschule für Mädchen einzurichten.

Auch die Städte Schömberg und Binsdorf waren von den Reformen betroffen. 1785 wurden die Magistrate in den vorderösterreichischen Städte vielfach neu organisiert. Die Magistrate der beiden genannten Städte wurden auf rein administrative Aufgaben beschränkt. Die Justizpflege nahm der Stadtschultheiß von Schömberg wahr. Die Regelung traf das städtische Selbstbewusstsein der Binsdorfer. Sie protestierten gegen diese Maßnahme, erfolgreich, denn sie durften daraufhin einen eigenen Justizbeamten anstellen.

Aktuell

Das Programm für das Jahr 2000 wird allen Mitgliedern der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen zugeschiedt. Sonstige Interessenten und Gäste können dieses Jahresprogramm 2000 erhalten über: Frau Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, oder über Telefon (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Nachdem bisher die territoriale Entwicklung und die komplizierten Verhältnisse Vorderösterreichs sowie die Verwaltung des Gebiets behandelt wurden, sollen nun die Einwohner Vorderösterreichs und deren Verhältnis zum Erzhaus in den Mittelpunkt rücken. Die folgende Darstellung ist auf Schwäbisch-Österreich beschränkt, da uns dieses Gebiet am nächsten liegt.

In Schwäbisch-Österreich bildete sich, wie anderwo auch im Alten Reich, eine landständische Vertretung der Untertanen heraus. Ursache dafür war das wachsende Finanzbedürfnis der Landesherrn. Die Erhebung von Steuern zur Deckung dieses Finanzbedürfnisses gestaltete sich aber als nicht ganz einfach, galt doch der Einzug von Steuern als Eingriff in das Eigentum. Und ein Eingriff in das Eigentum konnte, zumindest noch im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit, nicht ohne Zustimmung durch die Betroffenen vorstatten gehen. Es gab zunächst keine allgemeine Steuerpflicht, sondern die Steuer erwuchs aus dem wechselseitigen Verhältnis von Schutz und Schirm, was der Herr zu gewährleisten hatte, und Rat und Hilfe von Seiten der Untergebenen.

Es entwickelte sich allmählich folgendes Verfahren der Steuererhebung: Die Landesherrn beriefen die Vertreter der Untertanen ein, wenn sie Steuern begehrten, erbaten. „Bede“, Bitte, war das alte Wort für Steuer. Für die Zustimmung zur Steuererhebung konnten dann auch gewisse Zugeständnisse gemacht werden, beispielsweise wurden den Ständen Selbstverwaltungskompetenzen übertragen und die Stände konnten dem Landesherrn Beschwerden vorbringen. Die Möglichkeit, auf die Höhe des landesherrlichen Haushalts Einfluss zu nehmen, ist nicht ohne politische Bedeutung. Dies ist ganz grob skizziert der Hintergrund für die Entwicklung von Landständen und Landschaften.

Von Landständen ist genau genommen dann zu reden, wenn bei den Landtagen ein gewisses ständisches Moment im Spiel war, also Adel, Klerus sowie Bürger oder Bauern vertreten waren. Landschaften zeichneten sich dagegen eigentlich dadurch aus, dass nur Bürger und Bauern im Landtag vertreten waren. Dies ist aber eher eine theoretische Unterscheidung, da gerade die schwäbisch-österreichische Untertanenvertretung sich als Landstände bezeichneten, obwohl nur Bürger und Bauern vertreten waren. Adlige und Geistliche hatten sich in Schwäbisch-Österreich dem Landtag entzogen, anders als im Breisgau, wo auf dem Landtag auch Ritter und Prälaten vertreten waren. Auf dem schwäbisch-österreichischen Landtag befanden sich nur die Vertreter der einzelnen Stände, worunter in diesem Fall die einzelnen, zu Schwäbisch-Österreich zählenden Städte und Herrschaften zu verstehen sind.

Die Landstandschaft bezog sich auf die Stadt oder die Herrschaft. Landstände konnten größere Gebiete wie die Grafschaften Hohenberg, Nellenburg, Sigmaringen oder Veringen sein, sodann Städte wie Mengen und Saulgau oder aber auch nur ein einzelnes Dorf, z. B. Hitzkofen. Jeder Stand schickte seinen oder seine Vertreter auf den Landtag. In der Regel waren es die Schultheißen oder Bürgermeister zusammen mit einem oder mehreren anderen Abgeordneten. Die Herrschaft Kallenberg war beispielsweise zeitweilig durch den Bürgermeister von Nusplingen und Mit-Abgeordneten aus jedem Flecken der Herrschaft vertreten. Die Städte Schömberg und Binsdorf entsandten ab 1733 ihre Stadtschreiber.

Die schwäbisch-österreichischen Landtage begannen sich um 1532/36 zu verfestigen und zu institutionalisieren. Sie fanden schließlich in Ehingen ihren Sitz. Das Haus der schwäbisch-österreichischen Landstände bildet noch heute eine Zierde der Stadt.

Die wichtigste Aufgabe von Ständen und Landschaften, so auch der schwäbisch-österreichischen Stände, war die Bewilligung von Steuern sowie die Übernahme von Schulden und Bürgschaften.¹⁵ Die Umlage der Steuer erfolgte ebenfalls durch die Landstände. Die

Funktion der schwäbisch-österreichischen Landstände beschränkte sich allmählich nicht nur auf die steuerliche Seite, sondern es konnten auch Hilfen in Katastrophenfällen gewährt oder Leistungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung erbracht werden, wie z. B. für das Zuchthaus in Ravensburg, das zur Abwehr von Vaganten eingerichtet wurde. Ferner bemühten sie sich auch um die Hebung von Wirtschaft und Handel, indem etwa die Straßenverkehrsverhältnisse verbessert wurden.

Wichtig ist nochmals hervorzuheben, dass die Stände dem Landesherrn die Landesbeschwerden vorbringen und auf deren Abstellung dringen konnten.¹⁶

Die Landstände in Schwäbisch-Österreich und in Vorderösterreich allgemein waren ein unverzichtbarer Bestandteil der habsburgischen Landesverwaltung. Vergleichbar mit der württembergischen Landschaft war es auch in Vorderösterreich zur Ausbildung von Ständen mit intensiver Tradition und über Jahrhunderte hinweg dauerndem eigenständigen Leben gekommen. Anders als in Württemberg, wo die kämpferische Auseinandersetzung zwischen Herzog und Landschaft überlagerte, profitierten die Stände in Vorderösterreich von der habsburgischen Art der Staatsverwaltung, die wesentliche Bereiche des öffentlichen Lebens auch ohne kämpferische Auseinandersetzungen den Ständen überließ. Die Untertanen, bis hin zu den einzelnen Dörfern, hatten ein gewisses Mitwirkungsrecht am Staat. Deutlich wird dies etwa daran, dass die Pragmatische Sanktion (Regelung der weiblichen Erbfolge) auch von den bäuerlichen Deputierten aus Umlingen und Langenenslingen mit ungelinker Schrift bestätigt worden ist. Allerdings war die Zeit Maria Theresias und Josephs II. den Ständen dann eher feindlich gesonnen.¹⁷

Die Stände als Klammern

Die schwäbisch-österreichischen Stände wird man auch in ihrer Funktion als Integrationsfaktor für das heterogene Gebiet Schwäbisch-Österreichs nicht unterschätzen dürfen; die Stände bildeten eine der wenigen einheitlichen Klammern, mit denen Schwäbisch-Österreich zusammengehalten wurde.

Für die Untertanen in Schwäbisch-Österreich war Habsburg aber nicht nur über die korporative Institution der Stände und den damit verbundenen Partizipationsmöglichkeiten von Bedeutung. Habsburg konnte darüber hinaus auch eine rechts- und friedenssichernde Funktion in den vorderösterreichischen Gebieten übernehmen. In den direkt unter habsburgischer Verwaltung stehenden Gebieten versteht es sich einigermaßen von selbst, dass der Landesherr bestrebt war, den Rechtsfrieden aufrecht zu erhalten. Aber Habsburg trat auch als Garantmacht für diejenigen Untertanen auf, die der habsburgischen Landeshoheit nur mittelbar unterstanden, das heißt in den Fällen, in denen die Untertanen einen Lehens- oder Pfandherrn besaßen. Dies war beispielsweise bei den Grafschaften Sigmaringen und Veringen aber auch bei den Pfandschaften der Truchsess von Waldburg der Fall.

In einer „fueßfälligen“ Eingabe an den Landeshauptmann von Hohenberg, Baron von Rost, baten die Untertanen einiger Gemeinden der Grafschaft Sigmaringen im Jahre 1690 darum, „under . . . des erzhaus . . . höchstwertigstem schutzfligel“ zu verbleiben. Man beabsichtigte damals, diese Orte von den schwäbisch-österreichischen Landständen abzutrennen und der wesentlich rigideren Besteuerung durch den Schwäbischen Kreis zu über-

lassen. Die Eingabe hätten die Gemeinden lieber mit Blut als mit Tinte geschrieben, so lautete es in der Bittschrift. Jahrelang hätten sie Schweiß und Blut und viele tausend Gulden für das Ziel geopfert, bei Österreich bleiben zu können. Ihren Frauen und unschuldigen Kindern wäre dadurch das Brot aus dem Munde gezogen worden, sie hätten barfuß gehen müssen und großen Mangel gelitten, so klagten die Gemeinden.¹⁸ Den Untertanen war offenbar sehr viel daran gelegen, direkt im habsburgischen Einflussbereich bleiben zu können. Was war der Grund dafür?

Im Falle der Grafschaft Sigmaringen war Habsburg seit Beginn des 17. Jahrhunderts zur Garantmacht eines relativ stabilen, durch grundlegende Verträge geregelten Verhältnisses zwischen Grafen bzw. Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und ihren Untertanen geworden.¹⁹ Mit Erfolg hatten sich die Untertanen in den Jahren 1618 bis 1623 an österreichische Stellen gewendet, um die Sigmaringer Fürsten in ihrem Bestreben, ihre Herrschaftsrechte auszudehnen, zurückzudrängen. Nicht zuletzt zielten diese Bestrebungen auch darauf ab, die Untertanen stärker zur Kasse zu bitten, um den wachsenden Finanzbedarf zu decken.

Nachdem zahlreiche Gemeinden der Grafschaft Sigmaringen bei der oberösterreichischen Regierung Beschwerden eingereicht hatten, saßen sich im Jahre 1619 Graf Johann von Hohenzollern-Sigmaringen und Vertreter seiner Untertanen in Innsbruck am Verhandlungstisch gegenüber. Unter Federführung der oberösterreichischen Regierung wurden damals die so genannten Innsbrucker Verträge ausgehandelt, die die Untertanen sehr begünstigten. Da der Erzherzog jedoch Rücksicht auf den zur habsburgischen Klientel zählenden Grafen nehmen musste, wurden die Verträge später zum Teil revidiert. Allerdings waren sie für die Untertanen immer noch vorteilhaft und garantierten vor allem relativ stabile Verfassungsverhältnisse.

Habsburg trat damals und auch in der übrigen Zeit als nicht ganz uneigennützigem Vermittler auf. Die Grafschaft Sigmaringen war zwar als österreichisches Lehen an die Zollerngrafen vergeben worden, doch stritten sich Habsburg und das Reich bzw. der Schwäbische Kreis um die Besteuerungsrechte, nachdem ein Reichskammergerichtsurteil die Besteuerung dem Reich zugesprochen hatte. Die Sigmaringer Zollern versuchten dieses Urteil für sich zu nutzen, um sich der österreichischen Lehens- und Landeshoheit zu entwinden, im Großen und Ganzen jedoch ohne Erfolg.

Habsburg seinerseits ergriff jede Gelegenheit, um seine Landeshoheit auch in praxi zu demonstrieren. Und solche Gelegenheiten boten die Beschwerden der Untertanen über ihre Herrschaft, denn dann konnte Habsburg als oberster Schiedsrichter auftreten. Allerdings war es dabei, wie bemerkt, zur Rücksichtnahme gegenüber den Zollern und dem Schwäbischen Kreis gezwungen. Für die Untertanen war dieses Spannungsverhältnis zwischen ihren beiden Herrschaften jedenfalls von Vorteil.

Wegen der umstrittenen Besteuerung waren die österreichischen Einwohner der Grafschaft Sigmaringen jedoch nur im 16. und 17. Jahrhundert auf den österreichischen Landtagen vertreten. Danach wurden sie der Besteuerung des Schwäbischen Kreises überlassen, allerdings nicht ohne, dass Habsburg dafür gesorgt hatte, dass die Besteuerung zunächst sehr günstig für die österreichischen Sigmaringer ausfiel. Die Steuer war für sie viel günstiger als für die der Reichsbesteuerung unmittelbar unterworfenen Einwohner.

Ähnliche Konstellationen wie im Fall der Grafschaft Sigmaringen können immer wieder beobachtet werden. Die Nachbargrafschaft Veringen war unumstritten österreichisches Lehen und die Untertanen waren bis zum Ende des Alten Reichs auf den schwäbisch-österreichischen

chischen Landtagen vertreten. Auch in Veringen hatte es heftige Auseinandersetzungen zwischen Zollergrafen und Untertanen gegeben, die durch das vermittelnde habsburgische Eingreifen wenigstens partiell in den Jahren 1605 und 1609 mit Verträgen beigelegt wurden. Der Kenntnisstand über die weitere Entwicklung im 17./18. Jahrhundert ist aber noch gering.

Die fünf Donaustädte

Werfen wir den Blick in die weitere Nachbarschaft. Die fünf Donaustädte Mengen, Munderkingen, Saulgau, Riedlingen und Waldsee waren seit 1384/86 an die Truchsess von Waldburg verpfändet. Ständig gab es zum Teil sehr heftige und gewaltsame Differenzen zwischen den Untertanen und ihrer Pfandherrschaft, die ebenfalls versuchte, ihre Rechte, auch zugunsten ihres Einkommens, zu erweitern. Im Jahre 1680 war die Angelegenheit schließlich so weit gediehen, dass die fünf Städte die Pfandschuld selbst aufbrachten, um sich von der truchsessischen Pfandherrschaft loszukaufen und um wieder unter die direkte habsburgische Landeshoheit zu gelangen.

Etwas weniger günstig verlief die Geschichte für die Untertanen der bereits mehrfach erwähnten Herrschaft Kallenberg, eines unzusammenhängenden Gebiets bestehend aus den Orten Nusplingen, Obernheim, Dormettingen und Erlaheim. Seit 1401 war die Herrschaft ebenfalls an die Truchsess von Waldburg verpfändet. Auch hier gab es heftige Differenzen zwischen Untertanen und Herrschaft.

Die Truchsessen hatten den Untertanen unter anderem verboten, die schwäbisch-österreichischen Landtage zu besuchen. Ebenso wurde ihnen verboten, Österreich die Erbhuldigung zu leisten. Zugleich versuchten die Truchsess, ihre Rechte gegenüber den Untertanen auszudehnen.

Es kam zu Abgabeverweigerungen und Klagen der Untertanen in Innsbruck. In den Jahren 1619 bis 1626 wurden die Differenzen mit Österreich als Schlichter zumindest teilweise vertraglich bereinigt, also ungefähr zur selben Zeit, als die Sigmaringer Verträge ausgehandelt wurden. Die Spannungen blieben jedoch bestehen, und die Truchsess entschlossen sich schließlich 1695, die Pfandschaft an Österreich zurückzugeben. Habsburg vergab die Herrschaft allerdings recht bald den Freiherren von Ulm-Erbach als Lehen. Unter der neuen Herrschaft setzten sich die Differenzen fort.

Erwähnt sei schließlich noch der Fall der Grafschaft Friedberg, der erst jüngst von Martin Zürn erforscht wurde. Auch hier lassen sich ähnliche, wenn auch nicht identische Tendenzen feststellen, wie sie bereits geschildert wurden.²⁰

Als Fazit kann gesagt werden, dass Habsburg gerne als Schutzmacht für die nicht unter seiner direkten Landeshoheit stehenden vorderösterreichischen Untertanen auftrat. Nicht ohne dabei eigennützige Ziele zu verfolgen und nicht ohne gewisse Rücksichtnahmen, auf deren Hintergründe im folgenden einzugehen sein wird.

Vorderösterreich in der Reichspolitik

In den bisherigen Ausführungen war schon angeklungen, dass Vorderösterreich nicht nur eine Schwanzfeder des Kaiseradels war, wie im Titel der Rottenburger Landesausstellung die rhetorische Frage aufgeworfen wird, sondern dass Habsburg vielmehr seinen Schutzflügel über Vorderösterreich ausbreiten konnte. Das Bild von der Schwanzfeder des Kaiseradlers prägten im Übrigen die habsburgischen Untertanen in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts, die sich bewusst waren, nicht (mehr) im Zentrum des Interesses der Monarchie zu stehen.²¹

Welche Bedeutung kam Vorderösterreich aber konkret zu, insbesondere in der habsburgischen Reichspolitik? Auf diese zentrale Frage sei abschließend eingegangen. Dabei können sich die folgenden Ausführungen auf den grundlegenden und umfassenden Aufsatz von Volker Press stützen, der in dem 1989 herausgegebenen Band zu Vorderösterreich erschien.²²

Vorderösterreich erfuhr nicht nur als Stammland der Habsburger immer eine besondere Wertschätzung, sondern weil es auch eine Schlüsselposition in der habsburgischen Reichspolitik einnahm. Die Sicht auf Vorderösterreich darf nicht allein das Gebiet der Vorlande, das direkt unter österreichischer Herrschaft stand, im Auge haben, sondern vielmehr den gesamten Südwesten als habsburgisches Interessen- und Einflussgebiet. Zu dem eigentlichen Territorialbesitz kam die Herrschaft über ein weitgespanntes und kompliziertes Klientelsystem.

Vorderösterreich bedeutete die territoriale Klammer Österreichs zum Reich, es verzahnte die Erblande mit dem schwäbischen Raum. Habsburg war im Mittelalter in alte Positionen des deutschen Königs eingerückt, in historische Reichsrechte, und übte Präsenz in der wichtigsten Königslandschaft Deutschlands. Daraus resultierten verschiedene Konsequenzen, die weit über den bloßen territorialen Besitz hinausgingen, nämlich Herrschaftsrechte, Lehensbeziehungen, eine Klientel aus dem hohen und niederen Adel, aus Prälaten und Städten, kurz: eine Hegemonie im regionalen Raum.

Im Mittelalter gelang es den Habsburgern nicht mehr, einen zusammenhängenden Territorialkomplex herzustellen, wie eingangs dargestellt wurde. Dies hatte eine Ursache in dem Widerspruch zwischen Hausmachtinteresse und Reichspolitik. Die Anfügung königlicher Rechte an die des Hauses verstärkte die Rechte des Hauses, aber zugleich waren neue Rücksichten auf die Pflichten des Reichsoberhauptes zu nehmen.

Die Gewinnung eines geschlossenen Territoriums scheiterte, außer an den aufbegehrenden Eidgenossen, jedoch auch an den regionalen Kräften. Die Dynasten im Südwesten strebten danach, ihren Freiraum zu erhalten. Württemberg war eine Dynastie mit ähnlicher Expansivkraft wie Habsburg. Das vorderösterreichische Gebiet in unserem Raum erhielt nicht zuletzt durch das Ringen mit Württemberg seine Gestalt. Insgesamt war die Territoriausbildung zu weit fortgeschritten, als dass Habsburg seine Zielsetzungen noch hätte durchsetzen können.

Nach den nahezu verhängnisvollen Abspaltungen und Teilungen des vorderösterreichischen Gebiets im 15. Jahrhundert, sicherte Maximilian gegen Bayern, einem anderen Konkurrenten, die österreichische Stellung im deutschen Südwesten. Damit sicherte Maximilian zugleich dem Hause Habsburg für drei Jahrhunderte das Kaisertum.

Die große Bedeutung des Südwestens hat folgende Hintergründe: Zahlreiche Positionen im Umkreis des königlichen Hofes wurden – ein wichtiges Erbe der Staufer – traditionell aus schwäbischen Bezugsgruppen besetzt. Schwäbische Diener legitimierten gleichsam den König, und sie waren nach Tradition und Qualifikation unentbehrlich für ein erfolgreiches königliches Regieren im Reich. Der niedere schwäbische Adel war unentbehrlicher Begleiter des Königtums; er gehörte deshalb zum vornehmsten Adel Deutschlands. Für die hochadlige Klientel Habsburgs wiederum wirkte eine solche Bedeutung nachgeordneter Gruppen prestigesteigernd.

Hinzu kamen die Städte Schwabens, die teils in traditioneller Bindung an das Haus Österreich standen, teils durch ihre Reichsunmittel-

barkeit dem Kaiser verbunden waren. Ihre Söhne, durch Handel erfahren in den Problemen des Reichs und mit juristischem Studium, waren Repräsentanten einer urbanen Welt in den Erblanden, denen solch eine Gruppe fehlte – bis in die Neuzeit hinein. Zudem verfügten sie über vielfache Beziehungen. Wenn Habsburg seine Position in Vorderösterreich an Bayern verloren hätte, hätte dies nicht nur einen territorialen Verlust bedeutet, sondern schlechterdings die Fundamente eines habsburgischen Königtums in Frage gestellt.

Demgegenüber gelang es Maximilian, die alte habsburgische Klientel zum Schwäbischen Bund zu formen, in der Abwehr der Wittelbacher. Mit der Durchsetzung der Friedenssicherung durch den Bund vollzog sich eine Modernisierung des Adels in der Abkehr vom Fehdewesen. Für den Kaiser bedeutete die Bündelung seiner Klientel einen enormen Vorteil. So musste sich auch der alte Konkurrent Württemberg unter Eberhard im Barte in den Schwäbischen Bund eingefügen. Als sich der junge Herzog Ulrich nicht fügte, vertrieb ihn der Bund. Württemberg wurde österreichisch, konnte aber nicht auf Dauer gehalten werden, da die Territorial- und Hausmachtspolitik Rücksicht auf die kaiserlichen Interessen nehmen musste. Württemberg galt nach wie vor als legitimer Besitz seiner Dynastie.

Mittlerweile hatte unter Maximilian und Ferdinand ein administrativer Verdichtungsprozess begonnen. Die habsburgischen Besitzungen wurden neu zusammengefasst und erfuhren eine verwaltungsmäßige Ausgestaltung. Zu diesem Prozess gehörte auch das Aufkommen der Landtage, nicht zuletzt weil man viel Geld für die Verwaltung benötigte.

Die altertümlichen, nicht territorialen Rechte – Schutz- und Lehenrechte zumeist – mussten zu Beginn der Neuzeit entweder territorial ausgefüllt werden oder die Rechte wurden ausgedünnt. Mit anderen Worten: Österreich hatte das entsprechende Territorium unter seine Landeshoheit zu bringen oder die Lehen- bzw. Pfandinhaber des Territoriums versuchten, möglichst viele Rechte in ihrer eigenen Hand zu vereinigen, wonach etwa die Zollern trachteten. Im Breisgau gelang die Territorialisierung, Adel und Prälaten wurden landsässig.

In den übrigen Teilen des habsburgischen Einflussgebiets hätte man sich durch eine solche Maßnahme Adel und Prälaten zu Feinden gemacht. Deshalb mussten erneut die territorialen Hausmachtinteressen gegenüber dem Reichsinteresse zurückweichen. Dem niederen Adel wurde der Weg in die Reichsritterschaft geebnet, die reichsunmittelbar war und weiterhin zur treuen Klientel Habsburgs gehörte. Nach dem Verlust Württembergs war die Territorialisierungspolitik endgültig gescheitert, und Habsburg trachtete dafür um so intensiver danach, die schwäbischen Grafen in seine Klientel einzubinden, wie die Zollern, die Fürstenberg oder die Truchsess von Waldburg.

Auch den Schwäbischen Kreis, machte sich Habsburg für sein Klientelsystem nutzbar, soweit dies möglich war. Der Schwäbische Kreis, entstanden aus der Einteilung des Reiches in Kreise um 1500, erlangte ab 1555 seine endgültige Verfassung. In diesem wichtigen Organ musste Habsburg dem Konkurrenten Württemberg den Vorrang überlassen, da die österreichischen Vorlande zum österreichischen Kreis gehörten. Habsburg hatte dadurch zunächst keinen unmittelbaren Sitz im Kreis. Der Schwäbische Kreis war aber mit österreichischen Parteigängern gut besetzt, und Habsburg konnte nach 1648 selbst in den Kreis eindringen.

Die Rücksichten, die Habsburg gegenüber seiner Klientel nehmen musste, zeigten sich gerade anhand der Geschichte der Grafschaften Sigmaringen und Veringen. Die Tatsache, dass die Zollern zur habsburgischen Klientel gehörten, hatte hier eine besondere Tragweite, denn Habsburg konnte seine Landeshoheits-

ansprüche nicht rigide verwirklichen. Obwohl Österreich Landesherr war und seine Position auch mit Prozessen durchzusetzen versuchte, war es andererseits Protektor der kleineren Reichsstände.

Zur habsburgischen Klientel sind ferner die Klöster, die ebenfalls häufig mit Adligen besetzt waren, zu rechnen sowie die Reichsstädte. Augsburg war wohl der eigentliche urbane Mittelpunkt Vorderösterreichs mit hoher Bedeutung für Handel und Gewerbe; als zentraler Geldplatz der prohabsburgischen Bankhäuser war die Reichsstadt nicht allein wegen ihres Lebensstils und ihrer schönen Frauen ein bevorzugter Aufenthaltsort Maximilians.

Allerdings gab es gerade mit den Reichsstädten Probleme während der Reformation, da die Städte dazu tendierten, sich der Reformation anzuschließen. Dennoch war die österreichische Autorität noch stark genug und konnte sich behaupten. Auch Grafen und Ritter blieben aus Rücksicht auf den königlichen Patron Habsburg beim alten Glauben und gehörten seitdem zu den treuesten Anhängern des Katholizismus in Deutschland. Nicht zuletzt blieb auch Vorderösterreich selbst beim katholischen Glauben, sodass den Vorlanden eine große Bedeutung in der Geschichte der Konfessionalisierung zukommt: Einerseits blieb der Katholizismus in anderen weltlichen und geistlichen Territorien erhalten, andererseits wurde zugleich die konfessionelle Spaltung zwischen katholischen und protestantischen Herrschaftsgebieten vertieft.

Mit dem Anfall Ungarns und Böhmens im Jahre 1526 fand eine Schwerpunktverlagerung der österreichischen Politik statt, denn die süddeutsche und die ostmitteleuropäische Position waren nicht gleichermaßen zu behaupten. Nach Rang, politischen Möglichkeiten und Ertrag überwogen die neuen Gebiete Vorderösterreichs, sodass ihnen langfristig Priorität beigemessen wurde, auch wenn Vorderösterreich nicht in Vergessenheit geriet. Gerade König Ferdinand betrieb im 16. Jahrhundert eine Politik der Stabilisierung und Absicherung der vorderösterreichischen Position. Die alte, beim katholischen Glauben gebliebene habsburgische Klientel wurde gegen Württemberg gestärkt.

Bei der Regelung der Nachfolge Ferdinands I. kam es 1564 zwar wieder zu Teilungen, doch wurde unter Erzherzog Ferdinand die katholische Sache gestärkt, unter anderem durch die katholischen Bildungszentren: die Universität Augsburg, die neue Universität Dillingen, flankiert vom bayrischen Ingolstadt.

Machen wir nun einen Zeitsprung

... und klammern die relativ komplizierte Entwicklung bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges aus. Im Westfälischen Frieden war die Abtretung des Elsaß und Sundgau dem Kaiser wohl auch deswegen leichter gefallen, weil die Gebiete an der äußersten Peripherie lag von Wien oder Prag aus gesehen. Freiburg wurde nun zur Grenzstadt und die Verteidigung der Schwarzwaldpässe zu einem Problem. Der französische Druck auf die neue Reichsgrenze führte dazu, dass sich Habsburg wieder mehr um den Südwesten kümmerte. Zugleich wurde die österreichische Klientel stärker zusammengeschlossen. 1665, nach dem Erlöschen der Innsbrucker Linie, kehrte der Kaiser in den Südwesten zurück. Zahlreiche Vorderösterreicher machten nun Karriere am kaiserlichen Hof. Prälaten, Ritter, Grafen, aber auch Bürger und Bauern wurden wieder enger an Österreich gebunden. Durch erhöhte Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, wirtschaftliche Umsicht und vorteilhafte Bedingungen stieg das barocke Schwaben wieder auf.

Durch den österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748), um die Geltung der Pragmatischen Sanktion, d. h. um die Rechtmäßigkeit

des Übergangs der habsburgischen Länder auf Maria Theresia, und das Kaisertum des Wittelsbachers Karls VII. (1742–1745) erfolgte ein Einbruch in das Klientelsystem. Damals wandten sich viele Gefolgsleute von Habsburg vorübergehend ab.

Spannungen brachten die Reformen unter Maria Theresia und Josef II. mit sich: das modernisierte Vorderösterreich stand den kleineren Herrschaften, wie etwa den hohenzollerischen Fürstentümern, im Umkreis gegenüber, die zu einer Modernisierung, unter anderem aus finanziellen Gründen, nicht fähig waren und auf einer älteren Stufe stehen blieben.

Für die nicht-österreichischen Untertanen aber war Vorderösterreich verlockend: geringere Lasten, bessere Verwaltung, die Bauer-schutzpatente Josefs II., einziger Nachteil war die stärkere Heranziehung zum Militärdienst. Gegenüber den Untertanen zeigte man sich freundlich. Andererseits koppelte die rationalistische Politik Josefs II. Vorderösterreich gedanklich immer mehr ab. Pläne zu einer territorialen Arrondierung wurden gewälzt; man strebte eine Annexion Bayerns an, wobei Vorderösterreich zur Disposition gestellt wurde. Den Wittelsbachern aus der Pfalz wurde Vorderösterreich als Tauschware gegen Niederbayern und die Oberpfalz angeboten. Joseph zeigte dem schwäbischen Raum ein doppeltes Gesicht.

Zudem war gegen Ende des 18. Jahrhunderts die österreichische Militärpartei nicht mehr willens, die Verantwortung für die schwierig zu verteidigenden Vorlande zu übernehmen.

Das Ende Vorderösterreichs kam durch Frankreich

Die französische Politik hatte die Klammerfunktion von Vorderösterreich und vorderösterreichischer Klientel, zwischen den Erb-ländern und dem Reich begriffen. Sie suchte deshalb diese Position zum Einsturz zu bringen und gleichzeitig größere Mittelstaaten aufzubauen, die Österreich den Weg nach Deutschland verlegen konnten. Die Konzeption wurde in zwei Etappen umgesetzt: 1803 durch die Säkularisation der Prälaten und die Mediatisierung der Reichsstädte, 1806 durch die Mediatisierung der Fürsten, Grafen und Ritter.

Österreich versuchte zwar nochmals, seine südwestdeutsche Position zu retten, doch zu einer Restitution Vorderösterreichs auf dem Wiener Kongress kam es nicht mehr, obwohl die Frage in der Diskussion war. Vorderösterreich hatte zu einem guten Teil seine Funktion für Habsburg verloren. Es wurde geopfert im Sinne einer Bereinigung der überdehnten Linien Österreichs und einer Konzentration auf den Südostraum.

Die neuen Staaten, also Baden, Bayern, Hohenzollern-Sigmaringen und Württemberg, konnten gut geordnete Landesteile in Empfang nehmen. Die alte adelige Klientel blieb Österreich aber noch lange, zum Teil bis heute treu, ebenso wie Bürger und Bauern. Habsburg war ein milder und relativ angenehmer Regent gewesen. Die treue Anhänglichkeit, welche die Bewohner Vorderösterreichs über das Reichs-ende hinaus dem Kaiserhaus und der österreichischen Vergangenheit bewahrten, legt kein schlechtes Zeugnis ab für den Wert jenes einzigartigen habsburgischen Territorialgebildes im deutschen Südwesten.²³

Durch die neue Grenzziehung hatte Österreich seine Position in Deutschland aufgeben, die Orientierung erfolgte nun mehr nach Südosten. Die spätere Entstehung eines eigenständigen Österreichs wurde dadurch begünstigt. Allerdings hatte der habsburgische Doppeladler als Symbol der Herrschaft und des Schutzes die südwestdeutsche Landschaft so erheblich geprägt, dass Spuren bis heute zu sehen sind. Die Geschichtsschreibung in den Nachfolgestaaten verwischte jedoch gerne die

vorderösterreichische Vergangenheit, wie bereits eingangs gesagt wurde.

Erst in jüngerer Zeit rückte Vorderösterreich stärker in den Blickwinkel der historischen Forschung. Es ist deshalb ein großes Verdienst, dass das Land Baden-Württemberg mit einer Landesausstellung in Rottenburg die vorderösterreichische Historie wieder in das Rampenlicht holte. Denn, um mit den Worten Volker Press' zu schließen: „Wer sehen will, wo sich Kaiser und Reich am nächsten waren, muss ins alte Vorderösterreich reisen.“

Fußnoten:

- ¹⁾ In Vorderösterreichs Amt und Würden. Die Selbstbiographie des Johann Baptist Martin von Arand (1743 – 1821). Bearbeitet von Hellmut Waller, Stuttgart 1996, S. 223f.
- ²⁾ Erasmus Bücheler, Beiträge zur Ortschronik (1865/66), in: Zwischen Wallfahrt, Armut und Liberalismus. Die Ortsgeschichte von Engelswies in dörflichen Selbstzeugnissen, hg. v. Landkreis Sigmaringen u. a., bearb. v. Edwin Ernst Weber, Sigmaringen 1994, S. 124, 125.
- ³⁾ Dazu: Press, Vorderösterreich, S. 1, S. 40f.; Kramer, in: Metz, S. 93, S. 95, S. 99; Quarthal, in: Rinker/Setzler, S. 137.
- ⁴⁾ Quarthal, in: Setzler/Rinker, S. 127.
- ⁵⁾ Quarthal, in: Rinker/Setzler, S. 127f.
- ⁶⁾ Wilfried Schöntag, Die Herrschaftsbildung der Grafen von Zollern vom 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschr. für Hohenz. Geschichte 32 (1996), S. 167–228.
- ⁷⁾ Dazu: Dieter Speck, Die vorderösterreichischen Landstände. Entstehung, Entwicklung und Ausbildung bis 1595/1602, Freiburg-Würzburg 1994.
- ⁸⁾ Feine, in: Metz, S. 60.
- ⁹⁾ Feine, in: Metz, S. 58f.
- ¹⁰⁾ Stolz, in: Metz, S. 110ff.
- ¹¹⁾ Kerkhoff, in: Historischer Atlas, S. 7ff.
- ¹²⁾ Feine, in: Metz, S. 59.
- ¹³⁾ Quarthal, in: Rinker/Setzler, S. 134.
- ¹⁴⁾ Quarthal, Behördenorganisation, S. 51f.
- ¹⁵⁾ Quarthal, Landstände, S. 118.
- ¹⁶⁾ Quarthal, Landstände, S. 349.
- ¹⁷⁾ Quarthal, in: Rinker/Setzler, S. 134 f.
- ¹⁸⁾ Zekorn, Zwischen Habsburg und Hohenzollern, S. 521.
- ¹⁹⁾ Dazu auch im folgenden: Zekorn, Zwischen Habsburg und Hohenzollern.
- ²⁰⁾ Martin Zürn, Ir aigen libertet. Waldburg, Habsburg und der bäuerliche Widerstand an der oberen Donau 1590–1790, Tübingen 1998.
- ²¹⁾ Quarthal, in: Rinker/Setzler, S. 137.
- ²²⁾ Press, Vorderösterreich, S. 16.
- ²³⁾ Feine, in: Metz, S. 61.

Literatur (in Auswahl):

- H. E. Feine, Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten, in: Zeitschr. f. Rechtsgeschichte. Germ. Abteilung 67 (1950), S. 176–308
- J. Kerkhoff, 1. Territorialentwicklung der österreichischen Länder bis 1797. 2. Vorderösterreich um 1800. Beiwort und Karte VI. 4. in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Stuttgart 1976
- H. Kramer, Die Beziehungen zwischen Vorderösterreich und Österreich in der Neuzeit, in: Metz, Vorderösterreich, S. 87–110
- F. Metz (Hrsg.), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg 1967 (2. Aufl.)
- V. Press, Vorderösterreich in der habsburgischen Reichspolitik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: H. Maier/V. Press (Hg.), Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1989, S. 1–41
- F. Quarthal, Zur Geschichte der habsburgischen Besitzungen in Südwestdeutschland, in: R. Rinker/W. Setzler (Hg.), Die Geschichte Baden-Württembergs, Stuttgart 1987 (2. Aufl.) S. 126–137
- Ders., Landstände und landständisches Steuerwesen in Schwäbisch-Österreich, Stuttgart 1980
- E. Stemmler, Die Grafschaft Hohenberg und ihr Übergang an Württemberg (1806), Stuttgart 1930
- O. Stolz, Das Verhältnis der vorderösterreichischen Lande zu den landesfürstlichen Regierungen in Innsbruck und Wien, in Metz, Vorderösterreich, S. 111–121
- A. Zekorn, Zwischen Habsburg und Hohenzollern. Verfassungs- und Sozialgeschichte der Stadt Sigmaringen im 17. und 18. Jahrhundert, Sigmaringen 1996

Verfasser des Beitrags:

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

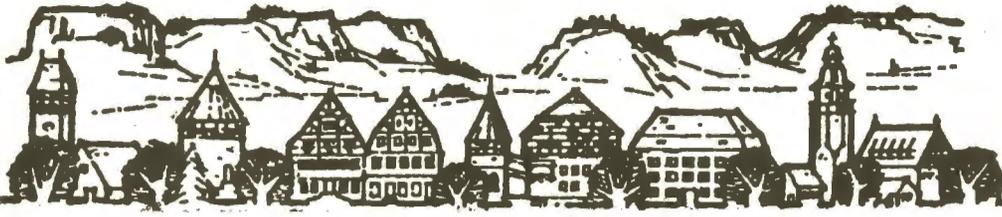
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Neue Serie / 4. Gesamtfolge

Volkstümliche Überlieferungen und Sagen

Zu den Höhlen, Stollen und anderen unterirdischen Hohlräumen der Zollernalb und ihres Vorlandes – Von Jürgen Scheff

BALINGEN-ENGSTLATT

1. „Unterirdischer Gang“

a) Die Ortssage erzählt von einem unterirdischen Gang von der St.-Peters-Kirche zu einem Schloss auf dem Schlossrain bzw. von einem Fluchtgang in westlicher Richtung ins Tal hinter den alten Friedhof. (BAY 1993, S. 32; VOLLMER 1997). Von der Kirchenrenovierung 1893 berichtet Pfarrer Gmelin (1894, S. 246-249): „Im Glockenhäuschen des an der Südostecke [Anm.: Südwestecke!] des Schiffes stehenden Turms führen uns alte steinerne Treppen nach unten. Es soll von hier aus ein unterirdischer Gang nach dem Chor sich erstreckt haben. Männer in den mittleren Jahren wollen als Schulknaben denselben noch betreten haben. Bei der Renovation der Kirche 1868 muss er verschüttet und der Ausgang zugemauert worden sein.“

Von der Renovierung des Fußbodens im Kirchenschiff im Jahre 1929 wird berichtet, dass im Mittelgang „ein Gewölbe vorzuliegen scheint“. (VOLLMER 1997)

BALINGEN-OSTDORF

1. Das Eitershaldenmännle

a) In Ostdorf erzählt man von einem Erdmännlein, das in der Eitershalde hausen soll. Näheres ist nicht mehr bekannt (BIZER 1960, S. 300; Lkr. BL 1960, S. 484).

2. „Burg“ Hammerstall

a) Auf der Flur Hammerstall am Steilabfall zur Eyach soll eine Burgruine liegen (BIZER 1960, S. 300). In der Tat befindet sich dort ein Abschnittsgraben, der aber nicht näher datiert werden kann. Vom Hammerstall soll ein unterirdischer Gang zur Ruine Heimbürg auf der anderen Talseite führen. (Lkr. BL 1960, S. 481)

BALINGEN-WEILSTETTEN

1. Bühlenbröller

(Hohler Fels, Neabelma'les Loch)

Die bereits 1788 von RÖSLER (S. 62) erwähnte periodische Quelhöhle liegt im steilen Nordabfall des Bühlenbergs.

a) In Unterdigisheim wird erzählt, dass vom Lochenbrunnen beim Ort ein unterirdischer Gang bis zum Bühlenbröller führen soll (mündlich).

b) Ins „Neabelma'les Loch“ sollen Erdmännlein hausen (Sagen hierzu siehe unter MESSSTETTEN-TIERINGEN).

BALINGEN-ZILLHAUSEN

1. Kloster Wannental

a) Von der Einsiedelei Wannental sollen unterirdische Gänge sowohl zur nahen Schalksburg (JETTER 1901, S. 27) als auch zum Kloster in Margrethausen führen (BIZER 1959, S. 288). Der vermauerte Eingang soll sich im Keller des heutigen Hofgutes Wannental befinden.

BISINGEN

1. Burg Rohr

Am Hang des Hundsrückens liegt die großräumige Burgranlage der Herren von Bisingen, die im Reichskrieg um 1311 zerstört wurde. Im Volksmund heißt die Burg nur „Schatzberg“ bzw. „Schlössle“.

a) „Das Schlössle wurde – wie man sagt – im Schwedenkriege, wenn nicht schon lange vorher zerstört. Unter den Trümmern dieses eben erwähnten Schlössleins sollen unermessliche Schätze begraben sein. Nach der frommen Sage hausten in der kleinen Burg bei Bisingen sehr fromme Fräulein von solch jungfräulicher Reinheit, dass, wenn sie nach dem nahen Engstlatt zur Kirche kamen, bei ihrer Annäherung die Glocken von selbst läuteten. Als sie aber einstmals ein Stück Holz über ein vom Regen angeschwollenes Bächlein legten, um trockenen Fußes hinüberzukommen, da hörte – weil die Fräulein im Vertrauen auf Gott wankten – das Läuten der Glocken augenblicklich auf.“

Zur Hebung der Schätze in dem zerfallenen Schloss wurden oftmals Versuche gemacht, wobei „die Glücksruthe“ (eine in der Christnacht um die zwölfte Stunde geschnittene Haselruthe) angeschlagen wurde. Einmal soll der Schatz auch wirklich schon gesehen worden sein; über demselben aber hing ein Mühlstein an einem Faden und als diesen einer der Schatzgräber sah und ausrief: „Gucket, die Buche brennt!“ war auf einmal alles aus und vorbei. Ein anderer von den Schatzgräbern sah einen schwarzen Pudel auf dem Schatz sitzen, den wegzutreiben er sich nicht getraute.

An derselben Stelle auf dem Schatzbergerschlössle sollen zu verschiedenen Zeiten Holzsammler und Holzhacker auf mancherlei Weise in Erstauen und Schrecken versetzt worden sein. Der Eine sah einmal schneeweiß gekleidete Fräulein mit Schnallenschuhen auf dem Platz umherlaufen, ein Anderer fand sich plötzlich in einem Gewimmel von Mäusen, deren er sich kaum erwehren konnte, ein Dritter fand alle Zweige und Blätter der Bäume mit Goldstücken behangen, wovon er seine Taschen füllte; ein Vierter endlich, ein alter hier zurückgebliebener österreichischer Soldat, habe auf dem Schlössle jeden Tag sechs Batzen „heben“ dürfen, mehr aber nicht. (EGLER 1894, S. 213/214)

b) Ein Mann aus Steinhofen habe am Charfreitag auf dem Schlössleberg Besenreis holen wollen; da habe er die Haselstauden mit Nüssen behangen gefunden. Einige, die er gepflückt und eingesteckt, seien nach seiner Rückkehr nach Hause in eitel Gold verwandelt gewesen. Als er aber am Charfreitag nächsten Jahres wieder hingegangen, habe er nichts mehr gefunden. Der im Schloss verborgene Schatz soll sich alle sieben Jahre sonnen, wo-

bei sich zwei weiße Fräulein zeigen.“ (EGLER 1894, S. 221)

c) „Einst hatten es zwei Schwäger unternommen, den Schatz zu heben. In einer Nacht wurde eine geeignete Oeffnung in den Berg gemacht, da stellten sich die Beiden hinein und lasen das Christophelgebet. Nach einiger Zeit öffnete sich der Berg und die Männer sahen den Schatz in einem Kasten liegen; dabei saß ein übrigens gutmütig aussehender Pudel, der sich um die beiden Männer nicht kümmerte. Schon wollte der eine auf den Kasten losschreiten, da sah der andere, zufällig nach oben blickend, über dem Kasten einen großen Mühlstein an einem Pferdehaar schweben und auf dem Steine ein Täufelchen sitzen mit einer Schere in der Klaue, das beim Weiterschreiten des Mannes sich anschickte, das Pferdehaar durchzuschneiden. In höchster Angst schrie er nun seinem Schwager zu: „Halt, es zwickt!“ – Da ein Knall, ein Krach und Schatz und alles war verschwunden. (EGLER 1894, S. 222)

2. „Erdmännle im Rohrloch“

Im „Rohrloch“ hausen Erdmännle. Sie beschenken Leute, die ihnen behilflich sind, mit Kohlen und Stroh. Diese verwandeln sich jedoch in pures Gold. (MILLER 1900, Sp. 202)

BISINGEN-THANHEIM

1. „Schlossage“

a) „Auf dem Gewand ‚Blumen‘ soll früher ein Schloss gestanden haben; Ueberreste von einem Bauwerk sind nicht mehr vorhanden, aber ein großer Schatz soll da verborgen liegen. Sonntagskinder hätten auf dieser Stelle am Gründonnerstag ein blendendes Feuer gesehen, wie lauter Gold. Man wollte einmal der Schatz heben, wurde aber durch unberufene Personen ‚beschrien‘ und so war die Bemühung fruchtlos. In dem alten Schlosse hätten einst zwei Fräulein gewohnt, die, in lauter Gold gekleidet, in der nahen Ziegelhütte erschienen seien und den Bewohnern zuwinkten. Da die Leute sich gefürchtet, seien die Fräulein wieder verschwunden. Während der Erscheinung habe eine wunderschöne Musik geklungen. Solche Musik soll auch sonst vernommen worden sein, sogar vor nicht gar langer Zeit. Wenn man aber der Musik nachging, so wechselte der Ort, wo sie ertönte.“ (EGLER 1894, S. 208/209)

BISINGEN-ZIMMERN

1. Burg Hohenzollern

Der markanteste Berg der Südwestalb ist der Hohenzollern über Hechingen mit seiner im 19. Jahrhundert unter in romantisch verklärter Form wiedererrichteten Grafenburg.

a) „In den Abendstunden zeigte sich ehemals auf dem Zoller eine Jungfrau mit langem, wallendem, weißem Kleide, einen Schlüsselbunc in der Hand. Sie schreitet den Wald hinab

pocht dreimal an einen Felsen, der sich dann öffnet und tritt in den Berg hinein. Dort liegt in weiter Halle ein reicher Schatz, bewacht von einem schwarzen Pudel mit feurigen Augen. Mancher, so auch ein junger Jägerbursche, seien ihr in den Berg gefolgt und haben auf einladenden Wink der weißen Jungfrau den Schatz zu heben versucht, seien aber stets aus Furcht wieder zurückgewichen. (EGLER 1894, S. 5/6; STEHLE 1925, S. 207)

b) Zwischen der Burg Hohenzollern und der Schalksburg soll ein unterirdischer Gang vorhanden sein. (JETTER 1915, Sp. 39) Weitere unterirdische Gänge sollen bis ins alte Hechinger Stadtschloss bzw. bis zum Kirchlein „Heiligkreuz“ bei Stetten geführt haben. (EGLER 1894, S. 186/187 201)

BITZ

1. Hohler Fels

Am Beginn des Harthäuser Tals liegt der geräumige Hohle Fels. Ausgrabungen erbrachten eine eiszeitliche Fauna sowie vorgeschichtliche Funde.

a) „Auf der Markung befindet sich der Hohle Fels, eine Höhle, die in andere sieben Höhlen führen soll, deren Eingänge jedoch nur dem ‚Höhlenfelsenmännle‘ bekannt gewesen sind, das die Höhle als sein Eigentum betrachtete, weil es darin wohnte.“ (BIZER 1958, S. 216) Es habe in den zum großen Teil unzugänglichen Höhlen seinen Schatz hinterlassen. (KÜHBAUCH 1982, S. 202)

b) Drei alte Linden, die inzwischen unter Naturschutz gestellt wurden, stehen am Rand der „Neuen Hülb“ bei Bitz. Das „Hohlefelsenmännle“ soll sie gepflanzt haben, und es laste ein Fluch auf dem, der sie ummachen wird. (KÜHBAUCH 1982, S. 205)

DOTTERNHAUSEN

1. „Räuberhöhle“

Die kleine Überdeckungshöhle liegt am Fuße des Plettenbergs.

a) Im Oktober 1901 hielt sich der gesuchte Räuber „Litze“ (Alois Weinmann) aus Roßwangen einige Zeit in einer kleinen, selbst gegrabenen Höhle im Kirschenwinkel am Plettenberg versteckt. „Litze“ machte die ganze Umgebung unsicher, bis eine Ziege durch ihr Meckern Holzsammlern das Versteck, in dem Proviant und Einbruchswerkzeuge lagerten, verriet. Er wurde kurze Zeit später bei Neukirch gefasst. (KUDLICH 1994, S. 330/331)

2. Ruine Plaikten (Plettenberg)

An der Südspitze des Plettenbergs zeugen noch zwei Gräben und Geländeunebenheiten von der Existenz dieser kleinen Burganlage.

a) Von der Burg auf dem Plettenberg soll ein geheimer Fluchtgang in den „Schlatt“ bei Ratshausen geführt haben. Hier im sogenannten Schlosshof sollen die früheren Schloss- und Burgherren ihre Winterresidenz mit Ökonomiegebäuden unterhalten haben. (RIEDE 1990, S. 293)

GEISLINGEN

1. Goldloch (Goldhöhle)

Im Tal des Milderbachs befindet sich das heute schwer zugängliche und teilweise verstürzte „Goldloch“, ein künstlicher Stollen in einem ehemaligen Steinbruch, in dem nach einer Überlieferung weißer Fegesand (BIENERT 1983, S. 400) nach einer anderen Quarz zur Rohglasfabrikation (BAIER 1933) gewonnen wurde. Um den Stollen ranken sich zahlreiche wahre und sagenhafte Erzählungen.

a) Um 1800 war man im Sandsteinbruch auf eine Schicht gestoßen, die „Erz“ enthielt, das wie Gold schimmerte. Eine Probe davon wurde an das Mineralogische Institut geschickt, dessen Gutachten eine Tief- und Bergbaugesellschaft aus Ulm veranlasste, am Fundort Untersuchungen vorzunehmen. Ein langer Stollen

wurde vorangetrieben, der angeblich so groß war, dass ein Reiter auf dem Ross durchreiten konnte. Ein großer Schmelzofen wurde errichtet und ein Wohnhaus für die Bergarbeiter, zu dem später noch zwei weitere Häuser kamen. Weitere Materialanalysen waren offenbar kritischer. Wie erzählt wird, soll daraufhin der Leiter des Bergbauunternehmens ein richtiges Goldstück in den Schmelzofen geworfen haben, und in Windeseile sei dann die Nachricht durch die ganze Umgebung gedrungen, man habe tatsächlich Gold gefunden. Der Schwindel wurde bald aufgedeckt; der Bergbaubetrieb eingestellt und die Häuser zum Abbruch verkauft. (BIENERT 1983, S. 400)

b) Nach Angaben von Wüschelrutengängern soll sich der Stollen bis hinauf gegen Erlaheim erstrecken. (BAIER 1933)

c) In den Kriegsjahren 1813 bis 1815 soll der Stollen ein gutes Versteck für Kinder, Mädchen und Frauen vor durchziehenden Soldaten gewesen sein. Auch später soll die „Goldhöhle“ flüchtigen Verbrechern, Zigeunern und Wilderern als Unterschlupf gedient haben. (BAIER 1933)

2. „Das Erdmännle und die Hebamme“

a) In einem Walde bei Geislingen, nicht weit von Balingen, gab es ehemals viele „Erdmännle“ und „Erdweible“. Das waren ganz kleine Leute, die thaten alle Arbeit für die Menschen, kehrten das Haus, fütterten das Vieh und backten das Brot. Einstmals kam ein solches „Erdmännle“ nach Geislingen zu einer Hebamme und bad dieselbe, dass sie doch mit ihm gehen und seiner Frau, die eben niederkommen wollte, helfen möchte. Die Hebamme aber fürchtete sich, weil es Nacht war und begehrte, dass auch ihr Mann mitgehe. Das Erdmännle hatte nichts dagegen und gieng alsbald mit einer Laterne voran und zeigte der Hebamme und ihrem Manne den Weg in den Wald. Nach einer Weile kamen sie vor eine Moosthür, die that sich auf und sie traten in einen unterirdischen Gang. Darauf kamen sie zu einer hölzernen Thür und giengen durch dieselbe hindurch. Endlich kamen sie noch an eine dritte Thür, die war von glänzendem Metall, und darauf gieng es eine Treppe hinunter, tief in die Erde hinein, und dann traten sie in ein prächtiges, großes Zimmer, woselbst das Erdweible in einem Bette lag und sogleich von der Hebamme entbunden wurde. Da bedankte sich das Erdmännle recht schön und sagte: „Unser Eßen und Trinken schmeckt euch doch nicht, deshalb will ich dir hier etwas andres mitgeben.“ Und bei diesen Worten gab es der Hebamme eine ganze Schürze voll schwarzer Kohlen; die nahm sie zwar hin, dachte aber, wenn du nur erst draußen bist, so wirfst du sie wieder fort; denn sie fürchtete sich, das Erdmännle zu beleidigen, sonst hätte sie ihm die Kohlen sogleich wieder vor die Füße geschüttet. Als dann nahm das Erdmännle seine Laterne und leuchtete die Hebamme wieder heim. Unterwegs aber langte die Hebamme heimlich in ihre Schürze und warf eine Kohle nach der andern heraus, und das gieng so fort bis dicht vor Geislingen. Da sagte das Erdmännle, welches wohl bemerkt hatte, was die Frau that: „Wie minder ihr zettelt, wie mehr ihr hättet.“

Und dann kehrte es um, bedankte sich nochmals und gieng in den Wald zurück. Jetzt wollte die Hebamme die übrigen Kohlen, die sie noch hatte, auf die Erde schütten; allein ihr Mann sprach zu ihr: „Den Erdmännle scheint es Ernst zu sein mit seinem Geschenke; deshalb solltest du die Kohlen behalten.“ Da nahm sie den Rest mit nach Haus. Wie sie daheim nun aber ihre Schürze auf den Herd ausschüttete, da waren statt der Kohlen lauter blinkende Goldstücke darin, so daß die Leute mit einem Male sehr reich wurden und sich ein Gut kauften. Die Frau suchte auch noch sehr emsig nach Kohlen, die sie verzettelt hatte, konnte aber keine mehr finden. (MEIER 1852, S. 59–61)

GEISLINGEN-BINSDORF

1. „Haslocher Männle“

a) In Binsdorf erzählt man vom „Haslocher Männle“, einem Erdmännle, das ein rotes Mantelein an habe. (Lkr. BL 1960, S. 484)

HAUSEN AM TANN

1. Gespaltener Fels

Der gespaltene Fels am Nordrand des Schafbergs ist eines der imposantesten Höllöcher oder Abrissklüfte der Schwäbischen Alb und birgt zahlreiche kleine Hohlräume.

a) Der berühmte Räuberhauptmann „Hannickel“ (alias Jakob Reinhard; 1787 in Sulz hingerichtet) soll sich einst im Gespaltenen Fels aufgehalten haben. (BIZER 1961, S. 344)

b) „Droben auf dem Schafberg stand eine Burg. Die Ritter waren gottlose Leute. Die Strafe kam. Ein Blitz zerspaltete den Felsen und die Burg sank in die Tiefe.“ (A. A. 1913, Sp. 186)

2. Wenzelsteinhöhle (Grünes-Weibles-Loch)

Der Bergkegel des Wenzelsteins war im Hochmittelalter Sitz der Herren von Winzeln, eines bedeutenden Hochadelsgeschlechts. In den Burggraben mündet die niedrige Öffnung einer kleinen Karsthöhle im Burgfelsen.

a) Nach dem Volksmund ist die Höhle im Burggraben ein unterirdischer Fluchtgang der Burg. (BAUR 1933, Sp. 99)

b) „Kaiser Barbarossa rief die Christen zum hl. Kampf gegen die Heiden auf. Ritterscharen und Fußvolk zogen zum Heiligen Land. Auch Herr Ulrich von Wenzelstein rüstete sich, um über das schöne Land Italien seinem Kaiser zu folgen und für Christi Ehre sein Blut und Leben einzusetzen. Ein kühner Zug von Rittern und Reisigen durchzog das Schlichemtal gen Rottweil zu. Nach einem Jahre kam nur ein kleines Fähnlein heim, entronnen dem Krieg, der Pest und Pein, darunter auch Ulrich. Seine Gattin war inzwischen eines andern Frau geworden. Da wurde ihm die Heimat zur Fremde. Beim Morgengrauen fand ein Schloßdiener die Herrin des Hauses im grünen Jagdkleide zerschmettert im Burggraben; ihr zweiter Ehegemaal war geflohen. Herr Ulrich von Wenzelstein verließ auf immer sein Schloß. In Trümmern sank die Burg. Nur ein tiefer Brunnen ist noch zu sehen und eine halbzerfallene Wand. In mondlichen Nächten geistert da ein grünes Weibchen. In stürmischen Nächten schreit die Ungetreue ihr Elend in die Lüfte.“ (REBHOLZ 1924, S. 39)

c) Im „Grünweibleloch“ haust das „greane Weible“, das der Pächter des Locherhofs, der unterhalb desselben stand, zu fürchten hatte. Es soll besonders um die Mitternachtsstunde erschienen sein. Wenn es zum dortigen Brunnen kam, floss hernach kein Wasser mehr. (BIZER 1960 a, S. 316). In seiner Boshaftigkeit läßt es aus Neid auf die Menschen die Brunnen vertrocknen, wenn die Ernte gut zu werden verspricht. (HÖTZER 1955, S. 101)

d) RÖSLER (1788, S. 63) berichtet in der Beschreibung der Gegend um den Ursprung der Schlichem: „... Auch die Wasser sind sehr rein und gesund; eine einzige Quelle im sogenannten „Weible“ am Heuberg ausgenommen, welche sehr hart ist, und schon manchem, wenn er davon getrunken, Schaden zugezogen hat.“

HECHINGEN

1. „Unterirdischer Gang“

Das alte zollerische Schloss innerhalb der Stadtmauer wurde Anfang des 19. Jh. weitgehend abgetragen und 1818/19 durch einen Neubau ersetzt.

a) „Vom alten Schlosse stehen noch starke Mauerreste und tiefe weitläufige Keller, von welchem aus nach der Sage ein unterirdischer Gang nach der Burg Hohenzollern geführt haben soll.“ (EGLER 1894, S. 186/187)

HECHINGEN-BOLL

1. „Bollerwald“

a) „Im Distrikt ‚Bollerwald‘ ist ein Platz ‚Ob der Hölle‘, wo auch im kältesten Winter und bei dichtestem Schneefall nie eine Flocke liegen bleibt, sondern alsbald nach Berührung des Erdbodens schmilzt.“ (EGLER 1894, S. 200)

MESSSTETTEN

1. Schmugglerhöhle

An der Traufkante des Meßstetter Tals, unweit der ehemaligen „Landesgrenze“ zwischen dem Herzogtum Württemberg (Meßstetten) und der Freien Reichsritterschaft (Lautlingen) liegt die Kleinhöhle.

a) In der „Schmugglerhöhle“ sollen früher Händler ihre Waren verborgen haben, um sie bei Nacht über die Grenze zu bringen. (KEPPLER 1901, S. 10) In der Bevölkerung wird heute noch erzählt, man habe früher Kühe durch die Höhle geschmuggelt. (JANTSCHKE 1982, S. 95/96)

2. „Vergrabener Schatz“

a) Auf Meßstetter Markung soll eine große Kiste voll Geld versteckt sein. Zwei Männer machten sich daran, den Schatz zu heben. Als sie auf die Kiste stießen, saß zu ihrem großen Schrecken eine feurige Katze darauf und ein Mann ohne Kopf kam zu ihnen. Sie ergriffen daraufhin aus Angst die Flucht: (KEPPLER 1901, S.8)

MESSSTETTEN-HOSSINGEN

1. Burstel (Schlössle)

Von der Burgruine an der Straße von Hossingen nach Unterdigisheim haben sich keinerlei schriftliche Quellen erhalten.

a) „Früher ging die Sage, dass auf dem alten Schloss Burtel ein „Schimmelreiter“ zu gewissen Zeiten sichtbar gewesen sei, der den Weg vom Schlössle bis in den Lustgarten, sog. Leuzenfelder Wasen, machte. (OAB 1880, S. 408)

b) Ein unterirdischer Gang soll vom „Schlössle“ zum Gewann Leuzenfeld gehen. (BIZER 1958, S. 240)

c) Auf der Burg soll ein Geist „Burteleß“ umgehen. Ungezogenen Kindern wird in Hossingen gedroht: „D'r Burteleß kommt und holt dich!“ (Lkr. Bl 1960, S. 485)

MESSSTETTEN-OBERDIGISHEIM

1. Hohlenfels (Hohler Felsen, Mühlhaldenhöhle)

In der Mühlhalde, westlich von Oberdigisheim, befinden sich mehrere Höhlen, darunter auch der geräumige Hohlenfels.

a) In den Hohlenfels, aber auch in andere Höhlen der näheren Umgebung, sollen sich in Kriegszeiten Leute aus Oberdigisheim geflüchtet haben. (HÄRTEL 1968, S. 45-48)

MESSSTETTEN-TIERINGEN

1. „Erdmännle-Sagen“

Die Tieringer Erdmännle sind nach dem Volksglauben „in's Neabelma'les Loch“ daheim, das zwischen Lochenstein und Lochenhörle liegt. Nach widersprüchlichen Angaben handelt es sich dabei entweder um den Bühlenbröller auf Markung Balingen-Weilstetten oder um die **Backofenfelshöhle** nahe der Schlichemquelle bei Tieringen.

a) „Zwischen Lochenhorn und Lochenstein wohnten Berggeister. Sie verbreiteten Echos in der ganzen Gegend, halfen Armen, Kranken und Kindern, vorzüglich in Familien, woraus die Männer vom Frühling bis Herbst zu fernen Saisonarbeiten fortzogen. An Wind und Wäsche hatten sie Freude. Mit Bockspringen und Schabernack gingen sie gegen Holzfrevler und Flucher vor. Sie beschenkten freundliche Kinder mit alten, aber fein verzierten Gefäßen. Höllenangst hatten sie am abendlichen „Schreckenläuten“ und morgendlichen Hahenschrei. Am liebsten ließen sie sich „Herrle“ und „Fräle“ nennen und saßen gern an Holzmäckerfeuern.“ (AICH 1939, S. 219)

b) „Von ‚dr Schur-Anna Haus“ weiß der Volksmund noch zu berichten, dass die Erdmännlein (Jatama'le), die dort spukten, gerne Löffel und anderes Geschirr in einem hohlen Birnbaum versteckten. Doch taten sie auch Gutes: Rosse füttern, Holz hinauftragen, alle Kübel mit Wasser füllen usw. Wenn man nicht zu ihnen sagte: ‚Nicht zu litzel und nicht zu

Studienfahrten und Vorträge 2000

Mittwoch,	12. 1.	Schimpf-Reinhardt	Ausstellung Balinger Künstler	Zehntscheuer, 17.00 Uhr
Mittwoch,	9. 2.	Kratt	Dia-Rückschau der Exkursion Erfurt	Landratsamt, 18.00 Uhr
Donnerstag,	17. 2.	Willig	Dia-Rückschau der Exkursion Neuenburg	Landratsamt, 18.00 Uhr
Mittwoch,	8. 3.	Eha	Dia-Vortrag „Urzeittiere aus dem Schwarzjura von Balingen und Schömberg“	Landratsamt, 18.00 Uhr
Samstag,	25. 3.	Roller/Russ	Stuttgart: Führung durch das Naturkundemuseum Entdeckungen aus dem Nusplinger Plattenkalk und Führung durch das Deutsche Bibelmuseum Herrenberg: Ausstellung Heinrich Schickhardt mit Stadtrundgang	Bus Pkw Herrenberg Kirche 14 Uhr
Mittwoch,	5. 4.	Helber	Dürrenmettstetten über Sulz/Neckar: Führung in und um Dürrenmettstetten mit Kirche und Jakobusweg	Pkw Stadthalle Balingen 13.30 Uhr
Mittwoch,	12. 4.	Klek	Kloster Heiligkreuztal, Schloss Ummendorf mit Lesung aus Werken von Mörike durch Fr. Dannenhaus, musikalische Begleitung Fr. Munz, Kloster Ochsenhausen	Bus Margrethausen, 14.00 Uhr
Samstag,	27. 5.	Lang	Margrethausen: Klosterführung	
Montag,	5.-11. 6.	Kratt	Freistadt/Österreich: Exkursion in das Mühl- und Waldviertel mit Südböhmen/Tschechien	Bus
Samstag,	17. 6.	Schneider	Kloster Obermarchtal, Stadt Ehingen Burg Rechtenstein	Bus
Mittwoch,	21. 6.	Munz	Forum Literatur	Landratsamt, 18.00 Uhr
Dienstag,	4. 7.	Hübner	Balingen: Picasso-Ausstellung	Stadthalle, 16 u. 16.30 Uhr
Sonntag,	9. 7.	Pemsel/Russ	Nusplingen: Führung durch die geologischen Steinbrüche (Treffpunkt Nusplingen Rathaus, 14.00 Uhr)	Pkw
Dienstag,	18.-23. 7.	Roller	Lüneburg, einschl. der ehemaligen Residenzstadt Celle, Hansestadt Hamburg und den Lüneburger Heide-Klöstern	Bus Bus
Sonntag,	30. 7.	Willig Kratt	Unbekanntes Nagoldtal Residenzen des Hauses Württemberg Neues Schloss Stuttgart, Schloss Kirchheim/Teck, Kloster Lorch	Termine siehe unter „Aktuell“ Bus
Samstag,	9. 9.	Groh	Barockbauten im Gebiet der Abtei Zwiefalten, Kloster Zwiefalten, Tigerfeld, Zell a. D., Dürrenwaldstetten und Schloss Ehrenfels	Bus Bus
Samstag,	30. 9.-3. 10.	Helber	Ruhrgebiet (Näheres siehe unter „Aktuell“)	
Mittwoch,	11. 10.	Helber	Dia-Vorschau für eine zukünftige Exkursion in die Provence	Landratsamt, 18.00 Uhr
Samstag	11. 11.	Roller	Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen; Festredner: Prof. Dipl.-Ing. Gerhard Künstner Thema: Dia-Vortrag über das „schönste Buch der Welt“ über Die Manesse-Liederhandschrift mit dem Schwerpunkt Zollernalbkreis und angrenzender Raum	Lautlingen, 18.00 Uhr

Heimatkundliche Blätter

Inhaltsverzeichnis 1999

	Seite		Seite		Seite
Thema:		Ebinger Heimatschriftsteller		Philipp Matthäus Hahns Himmels-	
Die Goldammer – Vogel des Jahres		Hummel / Nachbetrachtung	1168	maschine (Alfred Munz)	1184
(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1153	Balinger Cementwerk GmbH / Zwi-		Österreich in Schwaben: Ein Abriss	
„Abrussen“ – Brauchtum der Schör-		schen Blüte und Ende (Waldemar		der Geschichte Vorderösterreichs/1.	
zinger Hexen am „Schmotzigen		Rehfuß)	1169	Teil (Dr. Andreas Zekorn)	1185
Durstig“ (Anton Georg Grözinger)	1155	Beamte und Revolution – Das Ver-		„Flattere stolz, Fahne, im Sturm –	
Studienfahrten und Vorträge 1999	1156	halten der Oberamtänner/3. Teil		Ebingen hoch auf dem Schlossfel-	
Der Ebinger Heimatschriftsteller		(Dr. Andreas Zekorn)	1170	senturm!“ – Zwei Hundertjährige im	
Gottlob Friedrich Hummel (Dr. Pe-		„Gut und schön eingefügt in das		Zollernalbkreis/1. Folge (Dietmar	
ter Thaddäus Lang)	1157	Stadtbild“ / Katholische Heilig-		Färber und Hans Geißler)	1187
Laudatio auf Professor Christoph		Geist-Kirche (Dr. Andreas Zekorn)	1173	100 Jahre Rathaus Tailfingen (Dr.	
Roller (Dr. Andreas Zekorn)	1159	Sonnenuhren von Philipp Matthäus		Peter Thaddäus Lang)	1188
Beamte und Revolution – Das Ver-		Hahn (Alfred Munz)	1176	Die Einweihung der Lochenhütte/2.	
halten der Oberamtänner (Dr. An-		Deutsche in China (Aus dem Vortrag		Teil von „Flattere stolz...“ (Diet-	
dreas Zekorn)	1161	von Hannes Schneider)	1176	mar Färber, Hans Geißler)	1189
Die 1848er Revolution in Ebingen		Zwei rätselhafte Strophen des Hai-		Elektro-Kraut wird Technic-Center	
und Umgebung (Dr. Peter Thaddäus		gerlocher Minnesängers (Boris Retz-		(Dr. Wilhelm Foth)	1190
Lang)	1163	laff)	1177	Volkstümliche Überlieferungen und	
Notgeld der Reichsbahn (Sammlung		Der Tag, an dem die Erde bebte		Sagen – Fortsetzung (Jürgen Scheff)	1191
Schneider)	1164	(Buchauszug Alfred Munz)	1179	Österreich in Schwaben: Ein Abriss	
Die 1848er Revolution in Ebingen		Volkstümliche Überlieferungen und		der Geschichte Vorderösterreichs/2.	
und Umgebung/2. Teil (Dr. Peter		Sagen – neue Serie (Jürgen Scheff)	1180	Teil (Dr. Andreas Zekorn)	1192
Thaddäus Lang)	1165	Aus der Geschichte des Balinger		Österreich in Schwaben: Ein Ab-	
Beamte und Revolution – Das Ver-		Amtsgerichts und seines		riss.../3. Folge (Dr. Andreas Ze-	
halten der Oberamtänner/2. Teil		Gefängnisses (Dr. Wilhelm Foth)	1181	korn)	1193
(Dr. Andreas Zekorn)	1166	Volkstümliche Überlieferungen und		Volkstümliche Überlieferungen und	
		Sagen – 2. Gesamtfolge der neuen		Sagen – Fortsetzung / Schluss (Jür-	
		Serie (Jürgen Scheff)	1182	gen Scheff)	1197

viel! pflegten sie dem Vieh alles vorhandene Futter einzugeben.“ (BIZER 1960, S. 316)

c) Die Erdleutlein kamen gerne nach Tieringen in die Lichtstube, setzten sich auf die Schemelchen zu Füßen der Spinnerinnen und unterhielten sich freundlich mit ihnen. Einmal habe man auch zu einem der Erdweibchen die Hebamme geholt. Man durfte sie aber nie nach ihrem Namen fragen. Zwei neugierige Burschen schlichen einmal den Erdleutlein bis zu ihrer Wohnung in der Lochen nach. Da hörten sie, wie das Erdweiblein ihren Mann „Isaak“ nannte. Beim nächsten Besuch der Erdleute in der Spinnstube sprachen die Burschen das Männlein mit seinem Namen an. Da gingen die Erdleute traurig aus der Stube und kamen nicht wieder. (KAPFF 1926, S. 43)

MESSSTETTEN-UNTERDIGISHEIM

1. Lochbrunnen

Der Lochbrunnen ist eine ehemals zur Trinkwasserversorgung gefasste aktive Quellhöhle, die auf über 300 Meter Länge erforscht ist.

a) In Unterdigisheim geht die Sage, dass der Lochbrunnen bis zum Bühlenbröller zwischen Lochenstein und Lochenhörle führt. (Mündlich aus Unterdigisheim)

NEUFRA (Lkr. Sigmaringen)

1. Nackloch (Nagloch)

Nur schwer auffindbar ist die kleine Schachthöhle im Teufelstal westlich von Neufra.

a) Um die Fortsetzung der Höhle zu erkunden, soll vor vielen Jahren Getreidespreu ins Nackloch geschüttet worden sein. Die Spreu sei Stunden später in den Quellen des Fehlatalles bei den Ruinen Lichtenstein herausgekommen. (Mündlich aus Freudenweiler)

2. Ruine Lichtenstein

Zwischen Gauselfingen und Neufra liegen über dem Fehlatal die Ruinen der Burgen Vorder- und Hinter-Lichtenstein, dem Sitz eines weit verzweigten Rittergeschlechts.

a) Ein unterirdischer Gang soll von der Ruine Lichtenstein hinab zur Mühle des Burgweilers im Fehlatal führen. (Mündlich aus Freudenweiler)

RATSHAUSEN

1. „Schlosshof“

a) In Erzählungen alter Leute wird gesagt, dass früher die Schloss- und Burgherren vom Plettenberg im so genannten „Schlosshof“ ihre Winterresidenz mit Ökonomiegebäuden unterhalten hätten. So soll auch von der Burg auf dem Plettenberg bis herunter in den „Schlatt“ ein geheimer Fluchtgang bestanden haben. (RIEDE 1990, S. 293)

ROSENFELD-BRITTHEIM

1. „Schlöble“

Auf Brittheimer Markung deutet der Flurnamen „Schlöble“ möglicherweise auf eine abgegangene Burg hin, von der keinerlei schriftliche Quellen künden.

a) Ein unterirdischer Gang soll zu dem gegenüberliegenden Burgstall „Beuren“ auf Markung Vöhringen geführt haben. Im Keller im „Schlöble“ haben früher Leute, die zu Hause keinen guten Keller hatten, ihre Kartoffeln über den Winter eingelagert. (BIZER 1958, S. 215, 218)

ROSENFELD-HEILIGENZIMMERN

(Zollernalbkreis)

1. „Tiefe Erdlöcher“

a) „Auf der Gemarkung kommen mehrere tiefe Erdlöcher vor, die ohne sichtbaren Boden sind und in welchen man zuweilen rauschendes Wasser hört. (STEHLE 1925, S. 497)

ROSENFELD-TÄBINGEN

1. „Höhlen“ beim Haselberg

In der Flur „Auf Hasel“ (Haslet) befinden sich „Höhlen“. Der überlieferte Name „Bergknappenloch“ lässt eher auf Bergbau und somit auf künstliche Stollen schließen.

a) Im Dorf wird noch erzählt, dass sich Leute im Dreißigjährigen Krieg hier verborgen haben sollen. (SEEMANN 1994, S. 58, 268)

2. „Höhle“ im Steinackerberg

Im Steinackerberg, in der Flur „Hau“ befindet sich eine „Höhle“, vermutlich ein künstlicher Stollen.

a) Die „Höhle“ soll im Dreißigjährigen Krieg den Leuten als Versteck gedient haben. (SEEMANN 1994, S. 58, 269)

STRASSBERG

1. „Heidenhöhle“ (Höhle im Heidenfelsen)

Im Höfental westlich von Straßberg befand sich die Heidenhöhle, die im 20. Jahrhundert dem heute eingestellten Steinbruchbetrieb zum Opfer fiel.

a) Die Heidenhöhle soll ihren Namen wegen der Zigeuner haben, die hier hausten. (LINK 1894, S. 223; STEHLE 1925, S. 42).

b) „Dorthin sollen die letzten Heiden, als das Christentum bei uns Wurzel gefasst hatte, sich geflüchtet haben, um ihren Göttern zu opfern. Später haben junge Leute den Felsen besonders im Frühjahr mit Lichtern besucht, bis vor ungefähr 25 Jahren [um ca. 1850/60] ein junger Mann sich dort erschossen hat.“ (A. A. 1881/82, Nr. 4 [1882])

2. Edenburg (Ruine Schalksburg)

Über dem nördlichen Ortseingang von Straßberg liegen auf schroffen Felsen die Mauerreste der kleinen „Schalksburg“.

a) „Das alte Schloß nördlich von Straßberg soll von den Schweden vernichtet worden sein. In den Ruinen wären Schätze verborgen. Sie lägen in einem Koffer, auf dem ein Hündle sitze; dabei zeige sich ein Weib, das den Leuten die Schätze anbiete.“ (A. A. 1881/82, Nr. 4 [1882])

b) Von der Ruine sollen unterirdische Gänge zur benachbarten Burg Straßberg bzw. nach Winterlingen führen. (Mündlich aus Winterlingen)

Verfasser des Beitrags:

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.